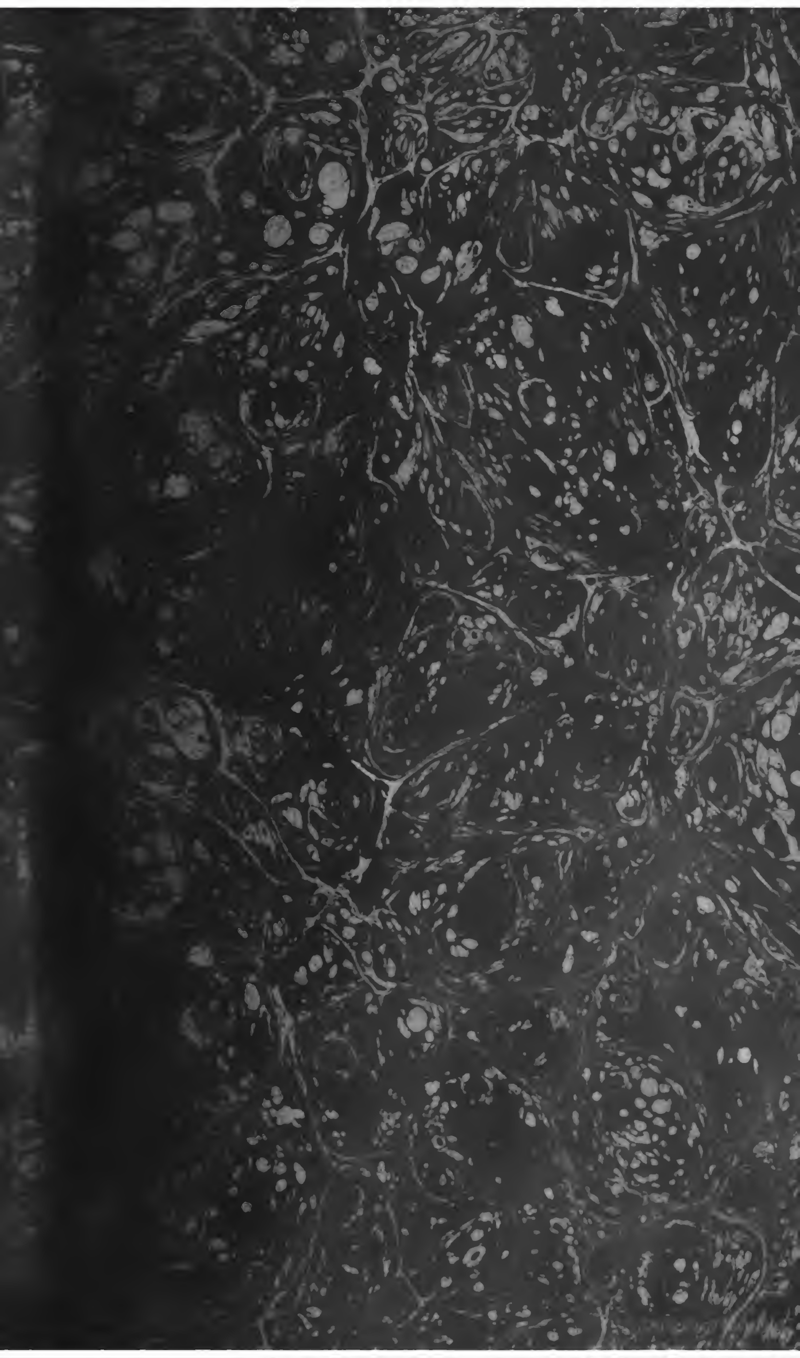



AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943



Charakter-Zeichnungen interessanter Menschen aus der neuen Geschichte.

Von

Samuel Baur,
Prediger in Göttingen bey Ulm.

Zweiter und letzter Theil.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau.
1806.

Gallerie historischer Gemählde aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ein Handbuch für Liebhaber der Geschichte.

Von
Samuel Baur,
Prediger in Göttingen bey Ulm.

Sechster und letzter Theil.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau.
1806.

Inhalt.

X. Politische Schriftsteller und Geographen.

XI. Literatoren.

XII. Mathematiker und Astronomen.

XIII. Naturforscher und Physiker.

XIV. Mechaniker.

XV. Erzieher.

XVI. Deutsche Sprachforscher.

XVII. Philologen.

XVIII. Alterthumsforscher.

XIX. Dichter und schöne Geister.

XX. Mahler, Kupferstecher, Bildhauer und Steinschneider.

XXI. Tonkünstler.

XXII. Berühmte Buchdrucker.

XXIII. Merkwürdige Frauen.

Charakter-Zeichnungen interessanter Menschen.

Zweiter Theil.

Johann Georg Büsch.

Professor in Hamburg.

Büsch gehört nicht zu den Kindern des Glücks, *denen der* Eintritt in die Welt und in das geschäftige Leben durch ihre Erziehung, oder ihren Reichthum, oder ihrer Verwandten so leicht gemacht wird; er mußte sich's sauer werden lassen, und erst manche unangenehme Erfahrung machen, ehe er sich aus der Dunkelheit empor arbeitete. In einem eigenen Werke, (Ueber den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit; auch der vierte Band seiner Erfahrungen) hat er die mannigfaltigen Richtungen, welche seine Geistesthätigkeit von Kindheit an genommen hat, geschildert und psychologisch entwickelt. Es liegt darin ein Schatz fruchtbarer Bemerkungen für Aeltern und Erzieher, und kein Jüngling sollte das Werk ungelesen lassen. Derjenige, der seine Jugend unter nachtheiligen Umständen hinbringen muß, wird aus dem Beispiele des Verfassers neuen Muth schöpfen, und manche Schwierigkeiten überwinden lernen. Es wird sein Vertrauen auf die Vorsehung stärken, wenn er auch hier Beweise findet, wie unerwartet oft das zu

unserm Vortheile ausschlägt, was uns anfangs großen Schaden zu bringen schien. Für manchen Jüngling, der eine glücklichere Erziehung und einen bessern Unterricht genießt, würde es sehr heilsam seyn, aus dieser Geschichte zu sehen, mit was für einem Unterricht oft andere zufrieden seyn mußten. Dieß würde ihn seine eigenen Vortheile richtiger schätzen lehren, ihn in seinen Forderungen bescheidener machen, und seine Liebe und Achtung zu seinen Aeltern und Lehrern verstärken. Endlich wird gewiß Niemand das Buch unbefriedigt aus der Hand legen, dem es interessant ist, zu sehen, wie ein Mann, der sein Leben in einer so gemeinnützigen Thätigkeit zugebracht hat, der zugleich in mehr als einem Fach ein gründlicher Gelehrter und vorzüglicher Schriftsteller geworden ist, und sich durch Rechtschaffenheit und Geradheit ausgezeichnet hat, auf diese Stufe der Ausbildung empor gestiegen ist.

Büsch wurde am 3ten Jan. 1728 zu Alten-Meding, einem Lüneburgischen Dorfe geboren. Noch als Kind aber kam er nach Hamburg, wohin sein Vater einen Ruf als Prediger erhalten hatte; und diese Stadt war fast beständig der Schauplatz seines Lebens. Seine Jugend fiel noch in die Zeit, wo der Ton in der Erziehung viel strenger war als jetzt; wo man immer nur tadeln und schelten, nie loben und ermuntern zu müssen glaubte; wo auch der Unterricht im Ganzen viel schlechter und dürftiger war, und wo man sich nicht so leicht gedruckte Hülfsmittel zum Selbstunterricht anschaffen konnte, als jetzt.

Von Jugend auf empfand der lebhafte Knabe eine brennende Lernbegierde, die aber unaufhörlich mit Mangel an Hülfsmitteln, mit Kränkungen und De-

müthigungen zu kämpfen hatte. Trotz seines Fleißes vermochte er die Liebe keines seiner früheren Lehrer zu gewinnen. Aus dem Zurückscheuchen der lebhaften Kraft in sich selbst und dem Mangel an Hülfsmitteln, entstand eine in vieler Rücksicht nützliche, aber auch in anderer nachtheilige Avtodidaxie, die erst mit dem Eintritte ins Gymnasium im 19ten Jahre aufhörte, wo der Jünglig dem Unterricht und der Leitung des verdienstvollen Reimarus das Meiste zu danken hatte. Seine Lieblingsneigung war von der ersten Kindheit an auf die Geschichte gerichtet. Von der Mathematik schreckte ihn im 13ten Jahre die Meinung ab, daß die zu diesem Studium vorzüglich nöthige Urtheilskraft noch *nicht* genug in ihm gestärkt sey. Allein um eben *diese Zeit* entstand der, nachher lange Zeit in ihm fixe und herrschende Gedanke, junge Leute als Hofmeister auf Reisen zu begleiten, und dieser führte ihn, da er in dieser Absicht mathematische Kenntnisse nothwendig glaubte, zur Mathematik zurück, die er nun mehrere Male, obgleich noch ohne entscheidende Fortschritte, wieder aufnahm.

Seine äußere Lage bestimmte Büsch zum Theologen, und in dieser Absicht gieng er in seinem 21sten Jahre nach Göttingen, wo er vornemlich Mosheims und Segners Unterricht genoß. Das Meiste dankte er aber auch hier seinem, vorzüglich auf Geschichte, gerichteten Privatfleiße, und der Benutzung der Bibliothek. Von Göttingen gieng er nach Hamburg zurück, und hatte daselbst als Kandidat, mit den mühseligsten Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er 1756 ganz unerwartet die Lehrstelle der Mathematik am Gymnasium erhielt. Der Eifer, mit dem er seines Berufes

wartete, und seine eigene Geistesbildung verfolgte, zerrüttete seine ohnehin schwache Gesundheit und die Kraft seiner Augen so, daß er ein ganzes Jahr lang seine Lehrstunden nur mit Mühe halten konnte, das Lesen aber ganz aufgeben mußte. Einigermaßen wieder hergestellt, wählte er eine freiere und leichtere Art des Studirens, und edirte ein literarisches Journal, die Hamburgischen Addreßnachrichten, die ihm einen großen Theil ihres Beifalls danken, indem er die ersten Gedanken, die ihm von einer Materie einkamen, als Abhandlungen in dieselbe einrückte, die er hernach in seinen Schriften weiter ausführte.

Eine denkwürdige Epoche in Büsch's Leben ist das Jahr 1767, in welchem er sich zur Errichtung einer Handelsschule mit Herrn Wurmb, der diesen Gedanken zuerst faßte, verband. Dieses vortreffliche Institut, das erste in seiner Art in Europa, in welchem fast aus allen europäischen Ländern junge Leute gebildet wurden, dankt seiner Mitwirkung und Direktion die ausgebreitete Celebrität, die es genießt, und veranlaßte zugleich den Uebergang seines Geistes zu den Handlungs- und Staatswissenschaften, einen Uebergang, welchem beide Fächer nicht blos überhaupt einen so beträchtlichen Gewinn, sondern in einzelnen Theilen auch eine völlige Umbildung verdankten. Zur Stärkung seiner Gesundheit nicht allein, sondern auch zur Erweiterung seiner Einsichten trugen die Reisen vieles bei, die er von Hamburg aus zu verschiedenen Zeiten durch Deutschland, Holland, England, Dänemark und Schweden machte, und von welchen verschiedene im Druck erschienen sind. Viele Jahre lang litt er an Nervenschwäche und kranken Augen, ohne

deswegen in seiner gemeinnützigen Thätigkeit zu ermüden, ja noch in den letzten Jahren seines Lebens veranlaßten ihn die Zeitumstände zur Herausgabe mehrerer wichtiger Schriften, besonders in Beziehung auf Handlungssachen, welche die ernsthafteste Beherzigung verdienten und auch erweckten. Mehrmals suchte man ihn auswärts in wichtige Aemter zu befördern, allein er blieb in seiner behaglichen Lage, bis der Tod am 5. Aug. 1800 seinem nützlichen Daseyn in einem Alter von 74 Jahren ein Ende machte.

Büsch's Name kann in unserer Literatur nicht untergehen; um mehrere Zweige derselben hat er vorzügliche Verdienste, und was er über Gegenstände der Handlung schrieb, hat eine klassische Autorität. Nach dem Urtheile eines competenten Richters, ist er bis jetzt der einzige politisch=merkantilische Schriftsteller unter den Deutschen, der als Selbstdenker, ohne allen literarischen Eigennutz, den Umfang der ganzen Handlung in ihren tief verborgensten Eigenheiten und Nüancen zu durchblicken im Stande war. Seine Schriften sind daher für jeden Staatsmann und Gelehrten, welche das Fach der Handlungs=Politik im Ganzen oder in ihren einzelnen Theilen gründlich zu bearbeiten unternehmen, in aller Absicht lehrreich, und Muster, das Nachdenken in allen Zweigen der Handlungswissenschaft zu schärfen und richtig zu fixiren. Büsch verband ausgebreitete Kenntnisse mit mannigfaltiger Erfahrung in einem so hohen Grade, und zeigte dabei eine so weise, nur ächten Meistern eigene Beurtheilung bei der Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Materien, daß er alle und jede seiner Vorgänger weit hinter sich läßt. In dieser Hinsicht zeichnet sich besonders

seine theoretisch-praktische Darstellug der Handlung und sein klassisches Werk vom Geldumlauf aus, beide voll neuer Aussichten und Ideen über die behandelten Lehren. Das letzte Decennium seines Lebens gab ihm mehrmals Veranlassung, einzelne Gegenstände des Handels und der Politik neuerer Zeit eben so scharfsinnig als gründlich zu beleuchten, und die Völker gleichsam auf Gegenstände aufmerksam zu machen, an die man vorhin vielleicht nicht dachte, oder die man höchstens nur oberflächlich berührte. Die berühmte Reichsstadt, in deren Ringmauern er lebte, hat in dieser und vielen andern Hinsichten, noch lange Ursache, sein Andenken zu segnen. Mehrere gemeinnützige und wohlthätige Institute und Anstalten, durch die sich Hamburg so ruhmvoll auszeichnet, danken seiner Verwendung und seiner Einsichten ihr Daseyn oder ihre verbesserte Gestalt.

Die Gründlichkeit und Klarheit, welche alle Schriften dieses trefflichen Kopfes und gewandten Schriftstellers charakterisirt, ist auch in seiner Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens und in seiner Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften unverkennbar. Er selbst hielt den Theil des erstern Werks, der die Wasserbaukunst lehrt, für eines seiner besten Werke. Der scharfe und richtige Blick, mit dem Büsch die größern und kleinern Begebenheiten zu betrachten verstand, machte ihn auch zu einem vorzüglichen Historiker, und sein Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, wird wegen der häufig eingestreuten feinen Bemerkungen, die man oft in größern Werken

vergebens sucht, auch von denen mit Vergnügen und Nutzen gelesen, die mit der Geschichte der neuern Zeiten schon bekannt sind.

In allen Verhältnissen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens behauptete Büsch den Charakter eines edlen Mannes. Ungeheuchelte Gottesfurcht, reges Streben, seinen Mitmenschen nützlich zu werden, unverbrüchliche Treue in Erfüllung seiner Pflichten, als Lehrer, als Bürger, als Gatte und Vater, Freimüthigkeit und Offenheit in seinem Umgange, der durch seine mannigfaltigen Kenntnisse höchst belehrend wurde, innige Anhänglichkeit an die, die er sich zu Freunden gewählt und als solche erprüft hatte, richtige, nicht in heuchlerische Bescheidenheit sich verstellende, Schätzung seines eigenen Werths, aber stete und unwandelbare Gerechtigkeit in Beurtheilung anderer, sind einige Züge zu seinem Charakter als Mensch.

Ernst Ludwig Posselt.

Badischer Legationsrath.

Auf dem dornigten Pfade der Politik wanderte dieser geistvolle Mann dem Tempel der Unsterblichkeit entgegen, und Deutschland ergözte sich an den schönen Früchten, die er so reichlich ausspendete, ohne zu ahnden, daß ihm dieser, an Geist und Körper gleich starke Mann, so plötzlich entrissen werden sollte. Frühe war Posselts Laufbahn vollendet, denn der Tag seiner Geburt war der 22ste Januar des Jahres 1763. In Durlach, wo er geboren war, verlebte er auch die ersten Jahre seines Lebens, unter den Augen eines würdigen Vaters, der über 40 Jahre als Beamter in Durlach stand, und darauf den Rest seiner Tage sich und seinen Freunden lebte.

Die Jugendjahre Posselts verflossen unter stetem Lernen, und auf dem Pädagogium in Durlach, welches er mehrere Jahre besuchte, schwang er sich in Kurzem auf den ersten Platz, den er auch nie wieder verscherzte, weder durch Nachläßigkeit im Lernen, noch durch eine ungesittete Aufführung. Er war, nach dem Ausdrucke eines seiner Lehrer, eine so seltene Erscheinung bei der Lehranstalt in Durlach, als ein Komet am gestirnten Himmel, und man konnte an seinem ganzen jugendlichen Benehmen schon zum Voraus den großen Mann in ihm erkennen. Er zeigte früh ein gesetztes Wesen, einen, die ganze Zeit hindurch gleichförmig anhaltenden Fleis, und eine seltene Wißbegierde. Sein treffliches Gedächtniß faßte leicht auf, und behielt das

Gefaßte mit gleicher Leichtigkeit. Im Umgange mit Männern, den er vorzüglich suchte, zeigte er eine gesunde Beurtheilungskraft, und eine empfehlende Bescheidenheit, verbunden mit einer liebenswürdigen Offenheit. Gegen seine Mitschüler äußerte er einen gewissen Stolz, der ihn aber vor allem Antheil an den gewöhnlichen Knabenstreichen bewahrte. Immer sonderte er sich von den übrigen ab, und ließ die Bösen böse seyn, denn sein ganzes Dichten und Trachten war nur aufs Lernen gerichtet; allein da sein Stolz nicht mit Verachtung oder Beleidigung seiner Mitschüler verbunden war, sondern sich auf das Bewußtseyn seiner eigenen Vorzüge, und auf den Abscheu an allen kleinen, kindischen und boshaften Handlungen gründete, so kann er mit Recht ein edler Stolz oder ein hoher Grad von Ehrliebe genannt werden. Er verlangte nicht nur den ersten Platz, sondern wollte ihn auch verdienen, und verdiente ihn wirklich nach dem Zeugniß seiner Obern.

Nach einer nähern Vorbereitung zum Studium der Jurisprudenz auf dem Gymnasium zu Carlsruhe, gieng Posselt nach Göttingen, und benutzte den Unterricht eines Pütter, Böhmer, Claproth, Beckmann, Gatterer, Schlözer und anderer Zierden dieser Akademie. Schon hier entschied sich seine Liebe zum Studium der Politik, welche ihn von nun an, bis an das Ende seines Lebens, beinahe ausschließend beschäftigte, daß er mit dem feinsten Scharfblick in ihr Innerstes drang, und die Tausendarmige mit kühner Kraft umfaßte. Die alten Klassiker las er fleißig, und unter den neuern Sprachen studirte er besonders mit anhaltendem Eifer die englische und französische.

Ausgerüstet mit einem Schatze nützlicher Kenntnisse, kam er nach drei Jahren in sein Vaterland zurück, besuchte dann auf einige Zeit Strasburg und promovirte daselbst. Er liebte schon damals sein Vaterland warm und innig. Deswegen bequemte er sich in die gewöhnliche Laufbahn des Juristen, und wurde Regierungs-Advokat. Aber die Geschäfte des Sachwalters waren seinem lebhaften Geiste zu schleppend und langweilig. Es war also natürlich, daß ihm diese Stelle lästig und unangenehm wurde. Er verließ sie bald wieder, und fand das Amt eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit am Gymnasium zu Carlsruhe und eines geheimen Secretairs bei seinem Fürsten, mit seiner Neigung im bessern Einverständnisse. In dieser Periode, nur wenige 20 Jahre alt, hielt er zu Carlsruhe seine Reden über deutsche Historiographie, auf Friedrich den Großen, auf die Schlacht bei Wimpfen, und zum Andenken des badischen Präsidenten, A. Joh. von Hahn, und wurde durch sie auch dem Auslande, den Großen und Gelehrten desselben, bekannt. Die zweite erwarb ihm mehr als einen vortheilhaften Ruf zu preußischen Staatsbedienungen, die dritte das Pforzheimer Bürgerrecht. Auch wurde er 1788 zum Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Mannheim aufgenommen. Das wissenschaftliche Magazin für Aufklärung, das er in Verbindung mit mehrern Gelehrten herausgab, die Geschichte der Deutschen, die er aber unvollendet hinterließ, eine Schrift gegen Mirabeau, seine Geschichte der deutschen Fürstenvereine, Geschichte Karls des Zwölften nach Voltaire, Geschichte Gustavs des

Dritten u. a. bestärkten die gute Meinung immer mehr, die man bei seinem ersten Eintritt in die schriftstellerische Laufbahn von ihm gefaßt hatte, und es fiel in die Augen, wie sein Styl immer reiner wurde, ohne an Kraft zu verlieren, und wie sein Geschmack immer mehr Festigkeit gewann. Dazu trug unstreitig das fortgesetzte Studium der besten Muster unter den Alten und Neuern das meiste bey. Keine Sprache war ihm so lieb und eigen, als die Lateinische. Oft, wenn er Abends allein von Carlsruhe nach Durlach ritt, deklamirte er laut und mit Feuer Stellen aus lateinischen Klassikern, oder Sätze aus der Geschichte der Römer, oder eigene Aufsätze, und oft hörte man ihm sagen: „Starke Stellen können nur im Lateinischen ausgedrückt werden." Was er in dieser Sprache schrieb, trägt unverkennbar den Stempel des Alterthums, besonders sein Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios.

Im Jahr 1791 kam er als Beamter nach Geresbach, einem Städtchen, das viertehalb Stunden seitwärts von Rastadt in dem angenehmen Murgthale liegt. Hier hatte er, bei wenigen Amtsverrichtungen, Muße genug, seine Lieblingsneigungen zu verfolgen, und dem Publikum immer reifere Früchte seines Geistes vorzulegen. Für einen so scharfsinnigen Beobachter der Welthändel mußte natürlich die französische Revolution mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen das höchste Interesse haben. Sein Geist, der damals ganz in den großen Zeiten der Griechen und Römer lebte, empfieng dieselben mit einem Feuer und einer Begeisterung, die natürlich in seine Schriften übergehen mußte. Er, dem die Republiken aller Zeiten vorschwebten, der sie für

den Inbegriff alles Großen und Edlen, für das Element großer Geister und Helden hielt, er mußte bei einer solchen Geistesstimmung nothwendig die französische Republik lieb gewinnen. Kühn und mit hinreißender Beredsamkeit schilderte er daher die Thaten der Franzosen, besonders in seinem so allgemein gelesenen Taschenbuch für die neueste Geschichte, das er bis an seinen Tod fortsetzte. Dieß nannte der große Hause Partheilichkeit, und dieß brachte den biedern Posselt in den schändlichen Verdacht, als hätte er sich mit den Franken zum Untergange Deutschlands verschworen; und dieser abscheuliche Verdacht wurde so allgemein, daß der östreichische General Starray ihn im Jahr 1799 mit schwerer Gefangenschaft bedrohte. Posselt schrieb nun an den Erzherzog Karl, und legte seinem Schreiben das Blatt bei, aus dem seine Feinde jenen kränkenden Argwohn geschöpft hatten, und dieser erhabene Denker gab ihm in einem Handschreiben, das eine goldene Dose begleitete, volle Genugthuung und Sicherheit.

Da dem beliebten Schriftsteller, der in allen Ständen seine zahlreichen Leser fand, die Schriftstellerei ungleich größern Gewinn abwarf, als jede Besoldung, so hatte er schon im Jahr 1796 um seine Entlassung angesucht, mit dem Erbieten, gegen Beziehung der jährlichen halben Besoldung, eine Geschichte von Baden zu schreiben. Der badische Hof bewilligte dieses Gesuch, und seit der Zeit lebte Posselt abwechselnd mit seiner Familie in Carlsruhe, Durlach, Tübingen, Nürnberg und Erlangen. Die europäischen Annalen, die er mit dem Jahr 1795 anfieng, setzte er nun ununterbrochen bis an seinen Tod fort.

Posselt war von Natur ängstlich und geneigt, gerne das Schlimmste zu erwarten. Kein Wunder, daß ihm bei dieser Gemüthsart die Verhaftung und der Proceß des edlen Generals Moreau, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, sehr nahe gieng. Das Schicksal dieses Freundes beschäftigte ihn unaufhörlich, und erfüllte sein Herz mit bangen Sorgen. Diese Furcht, und wahrscheinlich noch einige andere Umstände, erzeugten in ihm eine Melancholie und Unruhe, die ihn von einem Ort zum andern trieben. Am 10ten Jun. 1804 reiste er von Durlach, wo er wenige Tage zuvor von Nürnberg zurück gekommen war, in Angelegenheiten eines Anverwandten, von demselben *begleitet*, nach Heidelberg. Am 11ten Jun. früh stürzte ihn wahrscheinlich ein Schwindel, der ihn befiel, aus einem Fenster des dritten Stockwerks herab in die Arme des Todes. Er hinterließ eine Gattin und zwei Kinder, eine Tochter von eilf, und einen Sohn von drei und einem halben Jahre. Der Knabe war Posselts höchste Freude. Zwei Jahre war das Kind gesund und blühend, nach dieser Zeit wurde es krank und blieb elend. Dieß trübte das Leben des Vaters sehr, und trug zu seiner Melancholie nicht wenig bei. — Mehrere öffentliche Blätter ließen Posselt ein Vermögen von 80,000 Gulden hinterlassen, das größtentheils durch Schriftstellerei erworben seyn sollte, allein diese Angabe ist mehr als um die Hälfte übertrieben.

So bekannt und geschätzt Posselts Name im Auslande war, so wenig kannten ihn seine Mitbürger. Allenthalben lebte er verborgen und abgesondert. Nicht aus Hochmuth, denn dieser niedrige Trieb kam nicht in seine edle Seele; er kam vielmehr jedem, der ihn

besuchte, war es auch der unansehnlichste Fremdling, mit einnehmender Freundlichkeit entgegen, und war es ein verständiger Mann, so unterhielt er sich stundenlang mit ihm. — Auch nicht aus Unbeholfenheit, denn er wußte mit Leuten jedes Standes umzugehen. Er war der angenehmste Gesellschafter, dem es nie an Stoff zur Unterhaltung gebrach. Und doch hatte er mit keinem sogenannten Vornehmen seines Wohnorts Umgang. Aus einem erlaubten edlen Zeitgeiz gieng er nicht aus, um keine Gegenbesuche annehmen zu dürfen; vielleicht auch aus übertriebener Sparsamkeit! — Er nahm deshalb nie, um nicht wieder geben zu müssen. Er war die Gefälligkeit selbst; jede Bitte, und mußte er auch ein wichtiges Geschäft oder eine liebe Bequemlichkeit darüber aufopfern, erfüllte er hurtig und mit Freuden. Seinen Freunden gab er sich freudig in jeder Stunde des Tages hin, und ihnen schloß er auch das Allerheiligste seiner Gesinnungen und Gedanken auf.

Von seinem Benehmen als Gatte und Vater nur so viel. Das Ernsteste, Heiligste seines Lebens war ihm ernst und heilig. Für die Leiden der Mutter hatte er zarte Sorgfalt und inniges Mitleiden. Seine Begriffe von häuslicher Glückseligkeit waren übrigens eigen; er suchte und fand sie da nicht, wo andere sie suchen und finden. Seine Kinder, und besonders sein Sohn, waren Posselts Erholung, Freude, und all das, was ihn beglücken konnte, Er lebte ganz in ihnen und für sie. Stundenlang unterhielt er sich mit dem Kleinen, und jede neue Entwicklung von physischer oder geistiger Kraft betrachtete der zärtliche Vater mit innigem Wohlgefallen.

Jacques Mallet du Pan.

Journalist in London.

Wer in den Zeiten politischer Gährungen Parthei nimmt, und die Sache derer, mit denen er's hält, ernstlich und feurig vertheidigt, darf sich freilich vom Gegentheil nichts anders versprechen, als Haß und Verfolgung. Je mehr ihm Talente zu Gebote stehen, die er zum Besten seiner Parthei anwendet, desto mehr sucht man gewöhnlich die Reinheit seiner Absichten in Anspruch zu nehmen. Mit vielen Politikern, welche die neuern Staatsveränderungen Frankreichs auf den Kampfplatz gezogen haben, theilt dieses Loos auch Mallet du Pan. Empfehlung einer gemäßigten Monarchie war das Thema, das er mit aller Gewandtheit eines scharfsinnigen Kopfes, eines belesenen und gewandten Schriftstellers abhandelte. Seine politischen Diatriten wurden durch ganz Europa mit einer außerordentlichen Begierde gelesen, und daß er kein unglücklicher Beobachter gewesen sey, bewies mehr als eine Wendung der Revolution, die sein Scharfblick glücklich vorher sah. Gieng auch er zuweilen in seinen Behauptungen zu weit, und wurde er ungerecht gegen seine Gegner, so bleibt er darum doch immer der merkwürdigen Männer einer, die auf die Achtung der Nachwelt gerechten Anspruch machen können.

Mallet du Pan, aus Genf gebürtig, wurde im Jahr 1750 geboren. Er war aus einer alten Familie entsprossen, welche diesem ehemaligen Freistaate Magistratspersonen, und der gelehrten Welt mehrere Schriftsteller und Docenten an höhern Lehranstalten gab. Ueber der Geschichte seiner Jugend hängt ein Dunkel, das wir nicht zerstreuen können. Nach dem Berichte seines Landsmanns Sourbier (Hist. littér. de Géneve Tom. III. p. 295.) war er in frühen Jahren Professor der schönen Wissenschaften in Cassel; allein in andern Quellen findet sich davon nichts, und namentlich führt ihn der emsige Literator Strieder in seiner hessischen Gelehrtengeschichte nicht auf. Er kann wenigstens nicht sehr lange in Cassel gewesen seyn, denn schon im Jahr 1782 finden wir ihn wieder in seiner Vaterstadt Genf, die damals durch innere Unruhen zerrüttet wurde. Schon um diese Zeit machte er sich als witzigen Kopf und geistreichen Schriftsteller einen Namen; unter andern entwarf er ein Gemählde der Genfer Revolution, deren Augenzeuge er war, das sich nicht unter den ephemeren Produkten jener Zeit verlor (Tableau histor. et polit. de la dernière Revolution de Géneve 1782, auch in Linguets politischen Annalen abgedruckt.

Von Genf wandte sich Mallet du Pan noch im Jahr 1782 nach Paris, dem Anscheine nach nicht ohne eine bestimmte Veranlassung. Weil gerade damals Linguets Annalen durch die Gefangenschaft ihres Herausgebers in der Bastille eine Unterbrechung erlitten hatten, so übernahm er die Fortsetzung derselben bis zum 13ten Febr. 1783, da Linguet sie selbst wieder zu besorgen anfieng. Einmal an die politische

Journalistik gewöhnt, gab er nun eine eigene Zeitschrift über die neuesten Weltbegebenheiten heraus (Memoires historiques, politiques et litteraires sur l'état présent de l'Europe), und als diese aufhörte, in derselben Absicht ein historisch-politisches Journal von Genf (Journal historique et politique de Géneve), das aber immer in Paris erschien.

Beim Ausbruch der schrecklichen Krise in Frankreich, wodurch eine ganz neue Ordnung der Dinge herbeigeführt wurde, hatte Mallet du Pan einen vorzüglichen Antheil an der Direction des Mercure de France, einer Zeitschrift, die damals noch von Hunderttausenden gelesen wurde. Da seine Feder auch den historisch-politischen Abschnitt derselben bearbeitete, so konnte es ihm an Gelegenheit nicht fehlen, durch Verbreitung gesunder Grundsätze um ein höchst zahlreiches Publikum sich verdient zu machen. Er setzte diese Arbeit bis zum Julius 1792, d. h. bis zur Endschaft der Monarchie in Frankreich fort. Da jede Nummer des Journals neue Apologieen der Monarchie und bittern Tadel der Reformen enthielt, so war es jetzt die höchste Zeit für ihn, Paris und ganz Frankreich zu verlassen. Vielleicht war er sogar zu einem der ersten Opfer der Revolutionäre bestimmt: denn am ersten Tage nach dem 20sten August umringte der Pöbel seine Wohnung. Seine Bibliothek, seine Manuscripte, unter welchen sich eines über den politischen Zustand Europens vor der Revolution befand, und alles, was er sich durch seine Schriftstellerei erworben hatte, wurde in wenigen Augenblicken vernichtet, und wahrscheinlich würde es ihm traurig genug ergangen seyn, wenn er nicht noch zu rechter Zeit entflohen wäre.

Er gieng zuerst wieder nach Genf, bald darauf aber suchte er einen Zufluchtsort im Canton Bern, und fand ihn auf einige Zeit. Jetzt ließ er das bekannte Schreiben über die Begebenheiten zu Paris am 10. Aug. 1792 drucken, und nicht lange hernach seine berühmten Betrachtungen über die französische Revolution und die Ursachen, die ihre Dauer verlängern (Considérations sur la nature de la Revolution de France, et sur les causes qui en prolongent la durée.) In allen Ländern wurde dieses merkwürdige Werk, das dem scharfsinnigen Beobachtungsgeiste seines Verfassers auf immer zur Ehre gereicht, mit der größten Begierde gelesen, und zween deutsche Gelehrte (Gentz und Schatz) trugen es in unsre Sprache über. Burke soll gesagt haben, daß er beim Lesen dieser Schrift sie selbst verfaßt zu haben geglaubt hätte, so übereinstimmend fand er alles mit seiner Denkungsart.

Jetzt war Mallet einige Jahre ein stiller Beobachter der großen Ereignisse, die Schlag auf Schlag nach einander folgten, denn eine Schrift über die Gefahren, welche Europa drohen (sur les dangers qui menacent l'Europe), ist untergeschoben, obgleich sein Name auf dem Titel steht. Im März 1796 aber gab er das erste Stück einer politischen Korrespondenz heraus, die nicht fortgesetzt wurde. Im folgenden Jahre nahm er an dem bekannten Blatte la Quotidienne Antheil, und schrieb Briefe über die Revolutionen von Venedig und Genua, so wie über die Gefahren, die damals Portugal drohten. Aber eben diese Schriften waren die Veranlassung, daß Frankreich im Jahr 1797 bei den Ständen von Bern darauf drang, ihn zu verweisen, so wie auch nachher

seine eigene Vaterstadt Genf in ihrer Unterwürfigkeits-Acte den damaligen Herrschern der französischen Republik Mallet du Pans und d'Ivernois Verweisung zusicherte.

Nach dieser Verbannung gieng er auf eine kurze Zeit nach dem südlichen Deutschlande, und dann nach London, wo er sich in dem Hause seines Freundes, des als Deputirten bei der konstituirenden National-Versammlung bekannten Grafen Lally Tolendal, niederließ. Hier fieng er eine neue politische Zeitschrift, den brittischen Merkur, an, den er regelmäßig fortsetzte. Die ersten Hefte enthalten eine interessante Geschichte der Zerstörung des Schweitzer-Bundes, die besonders ins Deutsche übersetzt worden ist. Bei Bearbeitung derselben scheint das Gefühl des Schriftstellers aufs höchste gespannt, und seine Phantasie mit allen den Bildern selbst umringt gewesen zu seyn, deren Schauderhaftes ihn jeden Augenblick überwältigte. Kein Wunder daher, daß auch sein Vortrag nicht selten ins Düstre spielt, in ungeregelte Metaphern ausbricht, und manche Periode mehr als einmal gelesen seyn will.

Die Regierung Bonapartes, der einige Jahre vorher an seiner Vertreibung aus der Schweiz gearbeitet hatte, schien ihm ein glücklicheres Schicksal für Frankreich zu weissagen, und seit der Zeit sprach er auch in einem mildern Tone von den Angelegenheiten dieses Reichs. Diese Aenderung, und der bald darauf im März 1800 angekündigte Entschluß, diese Zeitschrift aufzugeben, erregte manche ungegründete Vermuthung. Das Wahre ist, daß der schlechte Zustand seiner Gesundheit ihn dazu nöthigte. Diese litt durch das englische Klima, und

seine Schwindsucht nahm jetzt so merklich zu, daß er nur allzusehr fühlte, wie er täglich dem Grabe näher kam. Mit Ergebung in sein Schicksal beschäftigte er sich jetzt mit Vorbereitungen zum Abschiede von seiner Familie und seinen Freunden. Die Predigten seines Landsmanns Romilly über die Resignation und die Unsterblichkeit der Seele waren jetzt seine Lieblingslectüre. Indessen glaubte er noch kurz vor seinem Tode, wieder einige Wahrscheinlichkeit der Genesung vor sich zu sehen. Noch am letzten Tage vor seinem Ende war er spatzieren geritten, und ungefehr eine Stunde vor demselben hatte er gefrühstückt, und mit Heiterkeit von der Hoffnung zu genesen gesprochen. Ein sanfter Tod machte am 11ten März 1800 seinem Leben ein Ende. Er starb mit der Gewißheit, daß für seine hinterlassene Frau und seine fünf Kinder gesorgt werden würde. Dieß hatte nicht nur die Regierung versprochen, sondern es trat auch eine Gesellschaft zu einer beträchtlichen Subscription zusammen.

Bei allem dem, was seine Gegner gesagt haben, und so paradox es auch seyn mag, daß ein geborner Republikaner und Protestant ein warmer Vertheidiger der Monarchie und des Katholicismus war, scheint ihn doch keineswegs der Verdacht zu treffen, daß er je aus Eigennutz für eine Parthey schrieb; seine Werke sprechen für die innige Ueberzeugung von den Grundsätzen, die er verfolgt, so wie seine obgedachten Aeußerungen über Bonapartes Regierung, die ihn damals in England bei den Machthabern nicht beliebt machen konnten, für seine Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe.

Johann Baptista Homann.

Römisch Kaiserlicher Geograph.

Homanns Verdienste um die Geographie, und das deutsche Landcharten-Wesen sind allgemein bekannt und entschieden. Er legte den ersten Grund zu einem Gebäude, das zwar nicht mehr in dem Glanze, wie in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, dasteht, aber immer auf Deutschlands Achtung und Dankbarkeit vollgültigen Anspruch haben wird. Wenn man nemlich auch nicht in Abrede seyn kann, daß die Homannische Offizin in Nürnberg bei ihrer Entstehung mehr auf Vollständigkeit der Chartensammlung und auf Wohlfeilheit der einzelnen Blätter, als auf innern Werth und richtige Ausführung der letztern bedacht war, so beförderte sie doch schon durch die angeführten Umstände das Studium der Geographie in Deutschland ungemein.

Homann wurde am 20sten März 1663 zu Kamlach, einem großen Dorfe in der Herrschaft Mindelheim in Schwaben, von römisch-katholischen Aeltern geboren. Er sollte Dominikaner werden, verließ aber das Kloster nach einigen Jahren, und trat in Nürnberg zur protestantischen Kirche über. Hier suchte er sein Fortkommen erst als Notarius, dann trieb ihn seine Neigung zu dem Kupfer- und Schriftstechen. Er arbeitete für Jakob van Sandrat und für David Funke, besonders allerhand Landcharten, wodurch er

so rühmlich bekannt wurde, daß man ihn gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts nach Leipzig berief, um dort die Landcharten zu des berühmten Cellarius alter Geographie (Notitia orbis antiqui) zu stechen. Er übernahm diese Arbeit und vollendete sie zu Cellarius Zufriedenheit; dann kehrte er nach Nürnberg zurück.

Nach manchen ähnlichen Vorarbeiten (z. B. den Charten zu Scherers Atlas novus VII Tom. Aug. Vindelic. 1710. 4.) betrat er die damals im Ganzen freilich noch leichtere, aber für einen bloßen Schrift- und Chartenstecher immer schwierige Bahn, selbst Charten zu entwerfen, zu zeichnen und zu stechen. Homann besaß manche mathematische und astronomische Kenntnisse, und seine vorherige Beschäftigungen hatten ihm auch geographische gegeben. Er trat zuerst im Jahr 1702 mit einer Charte des Kriegsschauplatzes in Italien (Belli typus in Italia) hervor, und der Beifall des Publikums machte ihm zu den Verfertigungen ähnlicher Arbeiten Muth. Es erschienen nun von diesem Jahre an bis zu seinem Tode gegen 200 Charten von ihm selbst oder unter seiner Aufsicht gezeichnet und gestochen. Schon im Jahr 1716 hatte er den Grossen Atlas über die ganze Welt (126 Blatt in gr. Folio, von denen aber mehrere für Titel, Index, astronomische Charten, Grundrisse und Curiosa abgehen) vollendet. Außer einigen Originalcharten (wie z. B. Zollmanns Hydrographia Germaniae, Nells Postcharte von Deutschland, Müllers Mähren, Majers Wirtemberg, Lauterbachs Ulmer-Gebiet, die Charte von Salzburg und andern) sind die übrigen mehrentheils Reductionen größerer Charten oder Kopien von Vischers, de l'Isle's,

deFer's und andern Blättern. Gottschling, Junker, Gregori (Melissantes) Hübner und vorzüglich Doppelmayer ermunterten und unterstützten ihn. Letzterer schrieb eine Einleitung zur Geographie für diesen Atlas, die auch nach damaliger Behandlungsart dieser Wissenschaft nur mittelmäßig abgefaßt ist und auch bei der neuen sehr veränderten Auflage (1760) keinen Beifall erhielt. Gemeinnütziger war sein methodischer Atlas für die Jugend in 18 Charten, den er im Jahr 1719 herausgab, und welcher der Hübnerischen Methode angepaßt war.

Homann lieferte auch kleine Globen, Armillar-Sphären, und eine künstlich eingerichtete geographische Universal- Zeig- und Schlaguhr. Unter Doppelmayers Beistand unternahm er einen astronomischen Atlas, der aber erst nach seinem Tode ganz vollendet mit Doppelmayers Einleitung in die Sternkunde (1742) erschien. Er war überhaupt nicht bloß Kupferstecher, der die Zeichnungen anderer geschickt nachzustechen wußte, sondern er hatte auch außer seinen Kenntnissen in der Geographie und Astronomie eine lebhafte Erfindungskraft, wie seine wohlangebrachten Nebenwerke auf den Landcharten hinlänglich zeigen. Die unermüdete Thätigkeit des Mannes, der feste Gang, der die Ausführung seines Plans auszeichnete, der anerkannte Nutzen, der sein Unternehmen für die Welt hatte, blieben nicht unbelohnt. Die Königl. Societät der Wissenschaften zu Berlin nahm ihn 1715 zu ihrem Mitgliede auf. Kaiser Karl der Sechste ernannte ihn zu seinem Geographen und beehrte ihn mit einer Medaille und Gnadenkette in eben dem Jahre. Peter der Große übersandte ihm im Jahr 1722 ähnliche Eh-

rengeschenke, und machte ihn zu seinem Agenten. Er starb den 1. Jul. 1724 in einem Alter von 61 Jahren.

Homann hinterließ sein Institut in sehr blühenden Umständen, denn seine rastlose Thätigkeit hatte demselben sowohl Festigkeit als Ansehen verschafft. Die Erben des verdienten Mannes behaupteten noch lange den Ruhm, zu dem er einen so dauerhaften Grund gelegt hatte. Ihre Sorgfalt gieng vornemlich dahin, die täglichen Erweiterungen der Erdkunde zu innerer Vervollkommnung der Charten durch thätige Gelehrte zu benutzen. Manches Blatt, zu dem der gute Rektor Hübner den Rath gegeben, und das Homann fleißig einer französischen Charte nachgestochen hatte, machte jetzt einem andern Platz, welches einsichtsvolle Geographen ihres Beifalls und ihrer Erklärung werth halten konnten. Welchem Geographen sind die Namen eines Doppelmayer, Haase, Böhme, Franz, Lowitz, Mayer und in der Folge Güssefeld u. a. m. unbekannt, die den Schatz ihrer mathemathischen und geographischen Kenntnisse zu der Verbesserung der homannischen Charten anwendeten. Seit 1702 bis 1764 erschienen gegen 600 Stück derselben und unter diesen viele brauchbare und manche vorzügliche. In den neuesten Zeiten scheint die Thätigkeit der Homannischen Offizin nicht mehr so groß, als ehemals zu seyn. Dieser Anschein läßt sich sehr füglich, ohne andere Nebenumstände in Betracht zu ziehen, aus der Vervielfältigung ähnlicher Institute erklären, welche die schneller als jemals fortschreitende Ausbildung der Erdkunde und die allgemeiner verbreitete Liebe zu dieser Wissenschaft fordern.

Johann Michael Franz.

Professor der Geographie in Göttingen.

Das Werk, das Homann unternommen hatte, setzte Franz mit Verstand und Einsicht fort. Er war der Sohn eines unbegüterten Hutmachers aus Oehringen, und am 14ten Sept. 1700 geboren. Die Armuth seiner Eltern schien es nicht zu erlauben, daß er sich, seinem Wunsche gemäß, den Wissenschaften widmen könnte. Allein er fand Gönner, die ihn unterstützten, und so konnte er im Jahr 1721 von dem Gymnasium seiner Vaterstadt nach Halle gehen, wo er die beste Gelegenheit fand, auf den zu Hause gelegten Grund weiter fortzubauen.

Um eben diese Zeit studirte Homanns jüngerer Sohn in Halle die Medizin. Franz lernte ihn kennen und hörte gemeinschaftlich mit ihm Wolfs mathematische Vorlesungen, wodurch er bald seiner Beneficien auf dem Waisenhause verlustig ward, ein Umstand, ohne den er vielleicht die ihm angetragene Präparation zu einer Mission nach Malabar nicht ausgeschlagen hätte. In der Folge erleichterte ihm ein Herr von Kalisch aus dem Wirtembergischen, durch dessen Verwandte Franz einst seine Beförderung zu erhalten hoffte, und

bei dem er die Stelle eines Freundes und Führers erfüllte, die Gelegenheit, während seines dortigen neunjährigen Aufenthalts erst die Rechte, dann die Arzneikunde zu studiren. Er begleitete denselben nach Stuttgardt, gieng dann nach Dünkelsbühl, und bewarb sich um die juristische Praxis, — aber unvermuthet erhielt sein Lebensplan eine andere Richtung.

Der jüngere Homann, welcher die väterliche Landcharten-Offizin geerbt hatte, wünschte die Talente seines ehemaligen Universitätsfreundes Franz für dieses Institut zu benutzen, und berief ihn deswegen im Jahr 1730 zu sich nach Nürnberg. Es hatten sich bald nachher für Franz gute Aussichten zu einer künftigen Beförderung durch die von kalischische Familie eröffnet. Sie wurden ihm aber durch Zufall oder durch Homanns Veranlassung, dem er unentbehrlich geworden war, so lange verheimlicht, bis es zu spät war, sich ihnen zu überlassen. Homann starb noch in dem nemlichen Jahre (am 21sten Nov. 1730), und setzte Franz zum Miterben der Offizin und Handlung ein. Von diesem Augenblicke bemühte dieser sich unausgesetzt, so lange er Theilnehmer dieses geographischen Instituts war, die Projection der Charten zu verbessern, alles Kopiren und Reduciren möglichst zu vermeiden und nur Originalzeichnungen von vorzüglichem Werth dem Stiche zu übergeben. Der Professor Haase in Wittenberg bearbeitete nun manches brauchbare Blatt für die Homannische Offizin, und benutzte die stereographische Projection zuerst häufiger. Franz zog Lowitz und Tobias Mayer, beide zum Theil Avtodidakten und beide durch ihre Verdienste berühmt, nach Nürnberg.

Jetzt erlebte die Homannische Offizin ihre glänzendste Periode. Die Mitwirkung so ausgezeichneter Köpfe veranlaßte den für die Ausbildung der geographischen Wissenschaften unverrückt thätigen Franz, den Plan zu einer Kosmographischen Gesellschaft zu entwerfen. Ihr Mittelpunkt sollte anfangs die Homannische Landcharten-Offizin und Handlung seyn. Um die Wichtigkeit der Arbeiten dieser Gesellschaft für die Erdkunde sogleich unleugbar zu bethätigen, und vielleicht auch um die Kosten der bisherigen Verbesserungen und der künftigen Entwürfe der homannischen Offizin zu decken, kündigte diese dreifüßige sehr verbesserte Erd- und Himmelskugeln auf Pränumeration für 500 Gulden, und zugleich eine Prachtausgabe derselben mit silbernem Horizont und Meridian für 2000 Thlr. an. Es fanden sich auch Pränumeranten. Die Kosmographische Gesellschaft hatte inzwischen 1749 dem Kaiser Franz dem Ersten ihre Absichten vorgetragen, und ihm darauf ihre für Geographie und Astronomie reichen: Kosmographischen Nachrichten und Sammlungen auf das Jahr 1748 dedicirt, worauf sie von dem Kaiser 200 Dukaten zu „Bestreitung der Akademieprivilegien" erhielt. Wie wohlthätig und wie belehrend würde nicht die Realisirung einer solchen Akademie für Deutschland zunächst geworden seyn! Mit ihr sollte ein Landmessungs-Comptoir verbunden werden. Allein der ganze Plan kam eben so wenig zu Stande, als die großen Kugeln, zu deren baldiger Vollendung in einer dritten Ankündigung (1753) den Subscribenten Hoffnung gegeben, auch noch Mehrern, gegen einen auf 500 Thlr. erhöhten Pränumerationspreis beizutreten gestattet wurde. In eben diesem Jahre erschien der

deutsche Staatsgeographus, dem eine brauchbare Abhandlung Lowitzens über richtige Vermessung der Länder beigefügt ist, und der manche nützliche Vorschläge zu einer methodischen Vervollkommnung der Erdbeschreibung enthält. Das Ganze war zu Erweckung einer lebhaftern Unterstützung der Kosmographischen Entwürfe von Seiten der deutschen Fürsten und Obrigkeiten bestimmt, erreichte aber seinen Endzweck nicht.

Tobias Mayer war schon im Jahr 1751 nach Göttingen berufen. In einigen Jahren folgten ihm auch Lowitz und Franz, der indessen Nassau-Oranischer Rath und Geograph, des fränkischen Kreises Geograph, und der deutschen Gesellschaft in Göttingen Ehrenmitglied geworden war. Seitdem er als Professor der Geographie nach Göttingen gegangen war, befanden sich die dirigirenden Mitglieder der Kosmographischen Gesellschaft wieder beisammen. Aber Franzens mannigfaltige und weitaussehende Plane gediehen auch hier zu keiner Reife, und durch übles Haushalten machte er sich mannigfaltigen Verdruß. Im Jahr 1759 überließ er den Antheil, den er an der Homannischen Offizin hatte, seinem Bruder, und am 11ten Sept. 1761 starb er. Wäre seinen frühern Entwürfen mehr Festigkeit, oder seinen spätern mehr Freundschaft und Ausdauer beigetreten, so würde vielleicht ein noch reicherer Ertrag seiner verdienstvollen Bemühungen um die Erweiterung der Erd- und Weltkunde entsprochen haben.

Johann Georg Hager.

Rektor in Chemnitz.

In zweifacher Hinsicht hat sich Hager um sein Zeitalter verdient gemacht; als ein einsichtsvoller Schulmann und als Beförderer des geographischen Studiums unter den Deutschen. Die Basis, auf welche er als Jugendlehrer baute, war ein gründliches Studium der Alten, mit denen er selbst eine sehr vertraute Bekanntschaft hatte. Ihm ward die Freude, aus seiner Schule viele gründlich gelehrte Männer hervorgehen zu sehen, und namentlich war er derjenige, der unsern großen Heyne zuerst mit dem klassischen Alterthum bekannt machte. Haben die neuern Fortschritte in der wissenschaftlichen Kultur, und besonders die durchaus verbesserte Form des geographischen Studiums, Hagers Verdienste ins Dunkel gestellt, so ist es um so mehr Pflicht ihm einen Denkstein zu errichten, da die vereinigten Bemühungen mehrerer so wackerer Schulmänner, als er einer war, den hellen Tag herbei geführt haben, dessen wir uns erfreuen.

Hagers Geburt ließ auf keine Weise ahnden, daß er einmal ein berühmter Mann werden würde. Er war der Sohn eines sehr armen Dorfbewohners, der neben der Schneiderey auch die Zolleinahme in dem Bayreuthischen Dorfe Oberkotzau versah. Hier wurde unser Johann Georg am 24. März 1709 geboren,

und äusserst kümmerlich erzogen. Den ersten Unterricht in der Religion, im Rechnen und Schreiben empfieng er theils von seinem Vater selbst, theils in der Schule seines Geburtsorts, die er aber nur im Winter besuchen konnte, weil er im Sommer das Vieh weiden und seinen Aeltern aufs Feld folgen mußte. Zu schwach indessen zu ländlichen Arbeiten, sah sich sein Vater aufgefordert, ihn, da er auf der andern Seite viel Lernbegierde zeigte, nach Rehau in die Schule und bald nachher zu seinem mütterlichen Großvater nach Cantendorf zu schicken, wo ihn der Pfarrer Schaller mit den Elementen der Latinität bekannt zu machen suchte. Von da kam er zwar zu seinem Vater zurück, erhielt aber von ihm, weil er sich äußerst ungeschickt bei der Arbeit anließ, und beim Abmähen der Früchte mit der Sichel sich einmal beinahe einen Finger abhieb, die Erlaubniß, als ein Knabe von 12 Jahren um die Aufnahme in das Gymnasium in Hof anzusuchen.

Dürftig an Kenntnissen, aber voll Eifer etwas zu lernen, kam er dahin, und suchte fast ein Jahr lang von einigen Gymnasiasten, die weitere Fortschritte gemacht hatten, so viel zu lernen, daß er mit Nutzen die öffentliche Schule besuchen konnte. Nach dieser Vorbereitung genoß er den gemeinschaftlichen Unterricht einiger geschickten Lehrer, unter deren Leitung er in den alten Sprachen bald bedeutende Fortschritte machte.

Von allen Hülfsmitteln entblößt, die wissenschaftliche Laufbahn beständig zu verfolgen, beschloß Hager sich der Schreiberei zu widmen. Gerne entsagte er aber diesem Plan, als ihm einige redliche Männer, die ihn jetzt schon um seiner Kenntnisse willen schätzten, ihre Hülfe zusicherten. Besonders nahm sich der Professor

fessor Kapp seiner an, und dieser sorgte auch dann noch väterlich für ihn, als er im Jahr 1730 die Akademie zu Leipzig bezog; er verschaffte ihm ein churfürstliches Stipendium und den Freitisch, und setzte ihn dadurch in den Stand, sich zu dem gelehrten Manne zu bilden, der er durch den Unterricht seiner Lehrer geworden ist. Seine akademischen Studien beschränkten sich nicht blos auf die Vorbereitung zu einer künftigen Predigerstelle, sondern mit dem fortgesetzten Studium der alten, verband er auch die Erlernung der neuern Sprachen, der Mathematik, Physik und Geschichte. Auf Kapps Ermunterung nahm er 1735 die höchste Würde in der Weltweisheit an, suchte nun durch die Herausgabe einiger Schriften und durch Ertheilung von Unterrichtsstunden seinen Unterhalt zu gewinnen, und fieng 1738 an, als akademischer Docent Kollegien zu lesen.

Die sehr beschränkte Lage, in der Hager leben mußte, war Ursache, daß er sehnlichst wünschte, ein Amt zu bekommen, welches ihm einen sichern Unterhalt gewährte. Auf Vorsprache Löschers, dem er sich durch die Besorgung der theologischen Annalen empfohlen hatte, hoffte er als Konrektor nach Zeitz zu kommen. Da sich dieß aber verzog, gieng er auf den Rath eines Freundes mit Empfehlungsschreiben von Löscher nach Chemnitz, hielt um das erledigte Rektorat an, und erhielt es im Junius 1741. Gleich darauf schlug er den nun erhaltenen Ruf nach Zeitz aus.

Mit dem Geschäfte des Lehrers, der mehr durch Liebe und Freundlichkeit, damals als eine sehr gewöhnlich harte Schuldisciplin zu nützen glaubte, verband er eine fortdauernde schriftstellerische Thätigkeit. In seinen zahlreichen Schulschriften verbreitete er sich über mannigfal-

tige Gegenstände aus der alten und neuen Literatur mit Einsicht und Sachkenntniß; er besorgte eine sehr brauchbare Herausgabe der Ilias und Odyssee, gab eine Göttergeschichte der Griechen und Römer und mehrere andere Lehrbücher zum Schulgebrauch heraus. Noch größer sind seine Verdienste um die Erdbeschreibung, deren gelehrtes und Schulstudium ihm mehrere schätzbare Hülfsmittel verdankte. Seine Ausführliche Geographie (in 3 Theilen, Chemnitz 1746—1751) erlebte vier Auflagen, und seine kleine Geographie für Anfänger (Chemnitz 1755) wurde im J. 1775 noch einmal aufgelegt. Als gelehrter Kenner des geographischen Studiums und der Literatur desselben zeigte er sich am vortheilhaftesten in seinem geographischen Büchersaal, den er in einzelnen Heften herausgab, deren vom Jahr 1766 bis 1778 dreißig erschienen. Nachrichten und Urtheile von alten und neuen geographischen Büchern und Landcharten, Lebensbeschreibungen berühmter Geographen, und allerhand einzelne zur Erweiterung und Verbesserung der Geographie gehörige Anmerkungen machen den Inhalt aus. Die alte Geographie ist vorzüglich gut bearbeitet.

Wenn man 36 Jahre lang als Erzieher der Jugend nützlich geworden ist, mit seinem Pfunde treulich gewuchert, sich um seine Zeitgenossen überhaupt verdient gemacht, und beständig den Charakter eines rechtschaffenen Mannes behauptet hat, so kann man sein Haupt ruhig zur ewigen Ruhe niederlegen. Mit diesem erheiternden Rückblick in das verflossene Leben starb Hager am 17. August 1777.

Friedrich Wilhelm von Bauer.

Russischer General-Lieutenant.

Bauer war der Sohn eines Oberförsters zu Biber im Hanauischen, und ums Jahr 1730 geboren. Nicht lange blieb man in Ansehung seiner natürlichen Neigungen zweifelhaft, denn schon im Knaben sah man den künftigen Mann; Zeichnungen, Risse, Fortifications-ähnliche Ideen auf das Papier und in den Sand zu kritzeln, war sein liebstes Geschäft. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, sein Talent auszubilden, und schon im Jünglingsalter fand er an dem Landgrafen Wilhelm dem Achten von Hessen-Kassel einen Beförderer seiner mathematischen Studien. Nachdem er den Kursus absolvirt und sich die nöthigsten Kenntnisse erworben hatte, wurde er als Geometer in Dienste genommen.

Als im Jahr 1755 ein Korps Hessen-Kasselischer Truppen der Krone England gegen Frankreich zum Dienste überlassen wurde, und zur Verstärkung der englischen Landmacht nach England marschirte, gieng Bauer als Feuerwerker der hessischen Artillerie mit. Um sich zu empfehlen, schickte er fleißig Risse von dem Lager der Hessen in England ein, die vielen Beifall fanden, und ihn zu dem Grade eines Stückjunkers beförderten. Bald nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges (1757) kam er mit den hessischen Regimentern ins Vaterland zurück, und begleitete sie in die Gegend von Hameln, wo sie einen Theil der Observationsarmee ausmachten. Bald erkannte man seine Fähigkeit zu Ge-

schäften, und vertraute ihm mancherlei wichtige Unternehmungen. Als Ingenieurkapitain befand er sich bei dem Prinzen Karl von Bevern, und mußte die Anstalten zur Belagerung des Schlosses Marpurg machen, und die Attaken darauf leiten helfen. Als der Held Ferdinand das Kommando der alliirten Armee übernahm, eröffnete sich für Bauern ein neues Feld, wo er seine Talente beweisen konnte. Der Herzog nahm ihn als Generaladjutanten und Ingenieur ins Hauptquartier, und würdigte ihn seines besondern Vertrauens. Bauer errichtete ein eigenes Korps, das als Pionniers in der Armee gute Dienste leistete, und im Jahr 1759 wurde er unter dem Charakter eines Majors Chef eines Husaren-Korps, welches er aus der Kontributionskasse, zum Dienste der alliirten Armee, zu errichten die Erlaubniß erhielt. Als dieses Korps im Jahr 1761 dem König von Preußen geschenkt wurde, ertheilte ihm der Monarch den Adel, und erklärte ihn zum Obersten. In eben diesem Jahre wurde er bei der Belagerung von Ziegenhayn schwer verwundet, und bei einem Scharmützel gerieth er den Franzosen in die Hände, erhielt aber nach einer kurzen Gefangenschaft seine Freiheit wieder.

Die Dienste im Hauptquartier des Herzogs Ferdinand, vornemlich als Generalquartiermeister der Armee, setzte Bauer beständig fort, bis die siebenjährige blutige Fehde (1762) geendigt war.

Der Friede versetzte Bauern in den Stand der Ruhe. Denn als das Husarenkorps, welches er kommandirte, reduzirt wurde, verließ er die preußischen Dienste, und begab sich auf sein Gut, das er in der Gegend von Frankfurt am Mayn gekauft hatte. Bei

der Muße, die er jetzt genoß, bearbeitete er die Kriegsgeschichte des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit Kupfern und Plans (Histoire militaire de S. A. S. Msgr. le Princ Ferdinand, Duc de Brunsvic, enrichie des Cartes et de Plans) allein das Werk kam nicht völlig zu Stande. Nur die prächtigen Plans und Charten sind öffentlich bekannt geworden.

Bauer wurde der Ruhe wieder entzogen, als ihn die russische Kaiserin Katharina die Zweite, die durch den Grafen von Czernichef auf ihn aufmerksam gemacht wurde, im Jahr 1769 als Generalquartiermeister und Generalmajor in ihre Dienste rief. In der Einsamkeit waren seine Ideen über wichtige Gegenstände der Landeskultur zur Reife gediehen, und in *Rußland* fand er Gelegenheit, sie im Großen zu realisiren. Zuerst aber sollte er sich im Felde Lorbeern sammeln, und das that er (1770) in einem Feldzuge gegen die Türken; er führte die Avantgarde des russischen Heers, vertrieb die Feinde am Pruth, und hatte einen rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Isallin. Die Kaiserin belohnte seine Verdienste mit dem St. Annen- und St. Georgenorden, und mit den eingezogenen beträchtlichen Gütern des Grafen von Ostermann. Bald darauf that er der Monarchin wichtige Vorschläge zur Verbesserung und Aufnahme der Salzwerke in den russischen Staaten; sie erhob ihn daher zum Direktor aller Salzwerke in den Gegenden von Novogrod, mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Rubel. Als er die nothwendigsten Verfügungen getroffen hatte, gieng er wieder zur Armee ab, wurde Generallieutenant, und erlangte manche bedeutende Vortheile über die Feinde. Die Früchte seiner Beobachtungen und Erfahrungen, die

er in den Feldzügen gegen die Türken sammelte, theilte er der Welt nicht allein in einer gehaltreichen Schrift mit (Mémoires histor. et géogr. sur la Valachie 1778), sondern er edirte auch im Jahr 1782 auf seine Kosten einen vortrefflichen geographischen und militairischen Atlas zur Kenntniß des Krieges zwischen den Russen und Türken in 7 Blättern.

Große Unternehmungen, die er mit seltener Thätigkeit und Einsicht anfieng und zum Theil glücklich ausführte, geben ihm die gerechtesten Ansprüche auf ein ehrenvolles Andenken. Die vornehmsten derselben sind: Die Verbesserung des Ladoga-Kanals; eine Wasserleitung von Petersburg nach Sarskoe Selo; die Verbesserung des Cronstadter Hafens; der angefangene Bau eines prächtigen dreifachen Hafens bei Dinamünde ohnweit Riga; die Vereinigung des schwarzen Meers mit der Ostsee durch einen Kanal zwischen der Düna und dem Dnieper; die Wasserleitung nach Moskau, und der Bau eines prächtigen Arsenals daselbst; der Plan, wo an den Grenzen Rußlands Festungen angelegt werden können, und ihre Einrichtung; ein Entwurf zur Errichtung großer Salzwerke in verschiedenen Gegenden Rußlands, nach den von ihm zu Stara errichteten Salzwerken; ein Plan zur Errichtung eines hydraulischen Korps, und der Wegbau in ganz Rußland. Eben als er damit beschäftigt war, die Stadt Moskau mit reinem Wasser zu versehen, und den Fontanaka-Kanal zu vertiefen, ereilte ihn der Tod zu St. Petersburg am 4ten Febr. 1783. Die Kaiserin beklagte den Tod dieses unersetzlichen Mannes, und ehrte sein Andenken durch ein marmornes Monument.

Wilhelm de l'Isle.

Erster Geograph des Königs von Frankreich.

Der erste Geograph seiner Zeit und der Wiederhersteller der Geographie in Europa, stammte aus einer Familie, die sich um die Wissenschaften in verschiedener Hinsicht sehr verdient gemacht hat. Sein Vater, Claude de l'Isle war der Sohn eines Arztes zu Vaucouleurs in Lothringen, wo er am 5. Nov. 1644 geboren wurde. Er studirte zu Pont a Mousson, und wurde Doktor der Rechte und Advokat. Weil er aber an diesem Studium keinen Geschmack fand, so widmete er sich von nun an ganz dem Studium der Geschichte und Erdbeschreibung, und erwarb sich darinn einen Schatz gemeinnütziger Kenntnisse. Lange ertheilte er in Paris Unterricht in beiden Wissenschaften, und erwarb sich Beifall und Achtung. Der Herzog von Orleans, welcher nach dem Tode Ludwigs des Vierzehnten Regent von Frankreich wurde, der Kanzler d'Aguesseau und eine Menge anderer Personen waren seine Schüler. Seine Vorlesungen über die Geschichte richtete er immer nach den Bedürfnissen seiner jedesmaligen Zuhörer ein; je nachdem diese sich der Politik, oder der Kriegskunst, oder der öffentlichen Ver-

waltung, oder dem Handel u. s. w. widmeten, theilte er ihnen das für sie vorzüglich Nöthige mit. Er starb am 2. May 1720, und aus seinen hinterlassenen Manuscripten gab Lancelot einen Abriß der allgemeinen Weltgeschichte (Abrégé de l'histoire universelle VII. Vol. a la Haye 1731) heraus, über dessen Ausarbeitung der Verfasser den größten Theil seines Lebens zugebracht haben soll. Man versichert, er habe die Geschichte weit besser gelehrt als geschrieben.

Es ist eine ziemlich seltene Erscheinung, daß ein Vater, der sich selbst in der wissenschaftlichen Laufbahn auszeichnete, vier Söhne hat, welche sich um die Wissenschaften verdient machten. In diesem Falle war Claude de l'Isle. Sein Sohn Simon de l'Isle de l'Herissel starb zu früh, um sich in der gelehrten Welt als Geschichtforscher (dieß war die Wissenschaft, der er sich vorzüglich gewidmet hatte,) so bekannt zu machen, wie er es bei einem längern Leben gethan haben würde. Louis de l'Isle de la Croyere war ein ausgezeichneter Astronom, der sich um die Geographie durch seine Entdeckungsreisen und astronomischen Observationen verdient machte. Joseph Niclas de l'Isle war einer der ersten Astronomen seiner Zeit, der sich auch um die Geographie wichtige Verdienste erwarb. Und auf eben dieser Laufbahn sammelte sich auch Wilhelm de l'Isle unvergängliche Lorbeeren.

Dieser Letztere wurde am letzten Februar 1675 zu Paris geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, der es sich zu einer angenehmen Pflicht machte, bei der Bildung seiner Söhne selbst Hand an das Werk zu legen. Wilhelm verrieth bald ein

entschiedenes Talent für das Studium der Geographie und die damit verwandten Wissenschaften. Schon in einem Alter von 9 bis 10 Jahren war er im Stande, verschiedene Charten über die alte Geschichte zu zeichnen, und seine schnellen Fortschritte berechtigten zu Erwartungen, die er in der Folge vollkommen befriedigte. Glücklicherweise lebte er in einer Zeit, die an neuen Entdeckungen sehr fruchtbar war, und welche er sich gut zu Nutze zu machen wußte, um daraus die unzähligen Fehler zu verbessern, welche man damals in geographischen Werken antraf. Eine Charte von der Erdkugel, Charten von Europa, Asia, Afrika und Amerika, eine Charte von Italien, von dem alten Afrika, von Karthago an bis an die Meerenge von Gibraltar, eine Erd- und Himmelskugel, waren die ersten Früchte, die von seiner Arbeit ans Licht traten. Sie kamen im Jahr 1700 heraus, als er erst 25 Jahre zählte, und waren dem Herzog von Orleans zugeeignet. Das mittelländische Meer, welches so bekannt hätte seyn sollen, war es doch so wenig, daß man ihm bis auf diese Zeit eilfhundert (französische) Meilen in die Länge gab, statt daß de l'Isle fand, es habe deren nicht mehr als 860. Asien ward gleichfalls um 500 Meilen abgekürzt.

Schon damals gab es Menschen, die das Verdienst seines wohlverdienten Ruhmes berauben, und erndten wollten, wo sie nicht gesäet hatten. De l'Isle's Charte von der Erdkugel wurde nachgestochen; er belangte den Nachstecher, und nach einem sechsjährigen Prozeß wurde er berechtigt, dessen Kupferplatte zu zerbrechen. Er verfuhr indessen gelinder mit ihm, und begnügte sich damit, ihm alles Geographische von derselben wegschaben zu lassen. Die Platten selbst

und die Zierrathen, welche auf derselben waren, ließ er ihm. Er wollte eine Einleitung in die Geographie herausgeben, und darin die Gründe der Aenderungen darlegen, welche er auf seinen Charten vorgenommen hatte. Andere Arbeiten hinderten ihn, dieses Werk ganz auszuarbeiten.

De l'Isle, welcher der Geographie in allen ihren verschiedenen Zweigen nachfolgen wollte, lieferte nach der allgemeinen Charte von der Welt, andere von einzelnen Ländern, die desto mühsamer waren. Die Zahl aller von ihm verfertigten Charten beläuft sich auf 90; unter diesen zeichnet sich besonders aus: seine Monde connu aux Anciens; seine Charten von Italien, Griechenland, von den afrikanischen Bisthümern, die sich vor einer neuen Ausgabe des Optatus Milevitanus befindet; eine Charte des griechischen Reichs im Mittelalter nach der Beschreibung, die der Kaiser Konstantin Porphyrogeneta im 10ten Jahrhunderte verfertigte; noch mehrere andere Charten zur Erdkunde des Mittelalters, z. B. eine von der Diöcese von Toul, damals Civitas Leucorum genannt; eine neue von der vorigen ganz verschiedene Charte von Persien; eine Charte von Artois zu Maillarts Commentaire sur la Coutume de l'Artois. In den ältern Charten dieser Provinz waren einige Flüsse ausgelassen; andere, die nicht existiren, hinzugefügt; vierzig Dörfer fanden sich in denselben, welche entweder gar nicht existirten, oder deren Lage so falsch angegeben und deren Namen so verfälscht waren, daß die Einwohner sie nicht mehr erkannten.

Der Ruf von diesem großen Geographen verbreitete sich in allen Ländern, und sehr viele Fürsten gaben

sich Mühe, ihn in ihre Dienste zu ziehen. Der König von Sizilien, der in der Folge den Sardinischen Thron bestieg, ließ ihm die vortheilhaftesten Anerbietungen machen, um ihn zu bewegen, Frankreich zu verlassen und sich in seinen Staaten niederzulassen. De l'Isle hatte nemlich eine Charte von Sizilien verfertigt, welche auf Befehl des Königs von gelehrten Sizilianern untersucht und äußerst genau befunden worden war. Der König von Sizilien ließ ihm daher durch seinen Gesandten ein verbindliches Kabinetsschreiben und ein Geschenk überreichen. So erhielt er ebenfalls vortheilhafte Anträge, um nach Rußland zu gehen, wo zwei von seinen Brüdern sich aufhielten. Der Czar, Peter der Große, hatte ihn in Paris öfters mit seinem Besuche beehrt, und er machte sich ein Vergnügen daraus, ihm besondere Anmerkungen über Rußland mitzutheilen. Aber die glänzendsten Anerbietungen waren nicht im Stande, ihn aus seinem Vaterlande zu locken, an welches er eine entschiedene Anhänglichkeit hatte.

Frankreich war nicht undankbar gegen die Verdienste seines berühmten Mitbürgers. Schon im Jahr 1702 wurde er in die Pariser Akademie der Wissenschaften als Zögling des großen Cassini in der Astronomie aufgenommen, obgleich kein Platz in derselben für einen Astronomen gestiftet war. Bald darauf wurde ihm der Grad eines Associe' ertheilt, und in der Folge erhielt er den Auftrag, dem König Unterricht in der Erdbeschreibung zu geben. Im Jahr 1718 erhielt er den Titel: erster Geograph des Königs, welcher vor ihm Niemanden ertheilt worden war, und der König fügte diesem Titel auch eine Pension bei. Der geographische Unterricht, den er dem König ertheilte, hatte

ihn veranlaßt, mehrere Charten zu verfertigen, die in der Folge auch dem Publikum mitgetheilt werden sollten; z. B. eine Charte des Reichs Alexanders, das persische Reich unter Darius, das römische Reich in seiner größten Ausdehnung, Frankreich nach seinen verschiedenen Eintheilungen, sowohl unter den Römern, als unter den drei Familien seiner Könige. Diese Charten hat er aber nie ganz vollendet. Er arbeitete lange und mit einem gewissen religiösen Eifer an einer Charte von Palästina und Egypten.

Im Jahr 1720 gab er eine Erdcharte heraus, in welcher er mehrere Fehler seiner im Jahr 1700 herausgegebenen Charten verbesserte, theils weil seine Untersuchungen ihn auf diese Berichtigungen geleitet hatten, theils weil er jetzt den Vorurtheilen, die er im Jahr 1700 noch etwas schonen zu müssen glaubte, kühner trotzen durfte. Im Jahr 1721 erschien seine Charte des Rückzugs der zehntausend Griechen zu Xenophons Werk. Es erschien damals fast keine Reisebeschreibung und kein Werk über Geschichte; wozu sich nicht der Verfasser eine Charte von de l'Isle zu verschaffen suchte. So hatte er dem Abbe Vertot eine Charte zu dessen Geschichte von Malta versprochen. Am 25. Januar 1726 des Morgens endigte er sie völlig; des Nachmittags gieng er aus, und in der Straße traf ihn ein Schlagfluß, woran er noch an demselben Tage starb, ohne wieder zu sich selbst gekommen zu seyn.

Johann Peter Niceron.

Mitglied des Barnabiten-Ordens.

Dem Forschergeiste dieses emsigen Literators dankt man die Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten (*Mémoires pour servir à l'histoire des Hommes illustres dans la république des lettres. XLIII. Tom.* 1729 — 1745), die jedem Verehrer der Literatur schätzbar sind, wenn gleich der Dilettant dabei seine Rechnung nicht findet, weil es eigentlich keine Lektüre für Erholungsstunden ist. Die gelehrtesten Männer loben einmüthig den arbeitsamen Fleiß dieses Gelehrten in Sammlung so vieler Kenntnisse; sie loben die Einsichten, die er bei dem Gebrauch derselben bewiesen hat, und die Zuverläßigkeit seiner meisten Nachrichten; sie loben seine Genauigkeit in Anführung der Ausgaben und in Beurtheilung der Bücher; sie loben seine Unpartheiligkeit, die Simplicität seiner Schreibart, die gedrängte Kürze seines Ausdrucks, und den Ton der Ehrlichkeit, den man allenthalben zu führen glaubt. Baumgarten, Rambach und Jank haben das Werk dem größern Theile nach (24 Bände, Halle 1746 — 1777) verdeutscht, und die Franzosen

durch manche schätzbare Verbesserungen und Zugaben noch brauchbarer gemacht.

Niceron wurde am 11ten März 1685 zu Paris geboren. Seine Aeltern waren von gemeinem Stande, aber von bewährter Redlichkeit; ihr Beispiel wirkte auf den Sohn, der seine Jugendjahre in stiller Häuslichkeit verlebte, und beständig den Ruhm eines braven und gutdenkenden Mannes behauptete. Die Liebe zu den Wissenschaften erwachte schon sehr frühe bei ihm, und Frankreichs Hauptstadt bot ihm die besten Mittel und die schönsten Gelegenheiten dar, seine Neigung zu befriedigen. In kurzer Zeit machte er, da sich Fleiß und Talent bei ihm paarten, beträchtliche Fortschritte, und die Gelehrsamkeit hatte für ihn so viel Reizendes, daß er sich entschloß, ihr sein ganzes Leben zu widmen, und aus eben diesem Grunde sich, so viel möglich, von allen Fesseln des Lebens loszureissen, und von dem Geräusche der Welt zu entfernen. Er glaubte, diese ruhige Einsamkeit, die er sich zur Fortsetzung seiner Studien so sehr wünschte, nirgends gewisser, als in den stillen Mauren eines Klosters zu finden. In der Wahl des Ordens bestimmte ihn das Beispiel eines seiner Verwandten, der in einem Barnabitenkloster lebte, und er ließ sich wirklich am 18. Jan. 1703 zu einem Barnabiten einkleiden.

Von dieser Zeit an überließ sich Niceron ganz und ungestört seiner Neigung zu wissenschaftlichen Forschungen, und mit Eifer strebte er zuerst nach einer gründlichen Einsicht in die Philosophie und Theologie. Sein Fleiß und seine Geschicklichkeit erwarben ihm so viel Hochachtung, daß er, gleich nach Vollendung seiner Studien, zum Professor der schönen Wissenschaften

und Redekunst, und kurz darauf auch der Philosophie ernannt wurde.

Noch ehe er das erforderliche Alter erreicht hatte, wurde Niceron (den 2. Jun. 1708) zum Priester geweiht — ein Vorzug, den er blos seinem tugendhaften Wandel und seiner Genauigkeit in Erfüllung der Vorschriften seines Ordens zu danken hatte. Er weihte sich nunmehr dem Predigerstuhle, aber die Kanzel war nicht der schicklichste Ort für ihn. Denn ob seine Gedanken gleich immer gründlich, und sein Ausdruck simpel und rein war, so war er doch nicht zum Redner geboren. Sein Geist schien mehr gemacht zu seyn, die Gedanken anderer zu zergliedern, als die seinigen auszuschmücken; er gehörte unter die Zahl derer, die zwar den Verstand unterrichten, aber keine Empfindungen und Leidenschaften rege machen können. Er beschloß daher, seiner herrschenden Neigung zum Studium der Gelehrtengeschichte zu folgen, und diese war auch seit dem Jahre 1716 beinahe seine einzige Beschäftigung. Bald war er im Stande, die gereiften Früchte seines Fleißes der Welt vorzulegen; er theilte ihr seine in der Gelehrtengeschichte gesammelten Kenntnisse in den anfangs erwähnten Nachrichten mit. Zu dieser Arbeit war niemand geschickter als Niceron. Er lebte in der stillen Einsamkeit des Klosters, besaß eine nicht zu ermüdende Beharrlichkeit, war außer den gelehrten auch mit den meisten lebenden Sprachen vertraut, und konnte in Paris die ansehnlichsten Bibliotheken benutzen. Die gelehrten Reisen, welche er zwischen den Jahren 1712 und 1716 gethan, hatten ihm die Bekanntschaft auswärtiger Gelehrten verschafft, und er stand überdieß mit den gelehrtesten Männern Frankreichs, Hollands,

Englands, Italiens und Deutschlands in einem beständigen Briefwechsel. Alle diese Vortheile versahen ihn mit einer großen Menge Materialien, die er geschickt zu verarbeiten wußte.

Mitten unter diesen Beschäftigungen starb Niceron, da eben der 40ste Theil seiner Nachrichten gedruckt wurde, am 8. Jul. 1738. Er arbeitete damals an einer französischen Bibliothek, worin er die Lebensbeschreibungen aller Schriftsteller, die in der französischen Sprache geschrieben haben, nebst einem Verzeichnisse und einer Beurtheilung ihrer Schriften, liefern wollte. Es ist aber nichts davon gedruckt worden.

Man rühmt den Charakter dieses fleißigen Gelehrten. So sehr er Einsamkeit und Arbeit liebte, so behielt er doch immer dabei eine gewisse Artigkeit und Anmuth im Umgange, aus der seine sanfte, menschenfreundliche Seele sprach. Der beständige Umgang mit Verstorbenen ließ ihn nie die Achtung vergessen, die er den Lebenden schuldig war. Mit diesen Vorzügen verband er noch die besondern Tugenden eines rechtschaffenen Ordensmannes, und die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens machten ihn bei denen, die mit ihm umgiengen, noch weit mehr Ehre, als die Vollkommenheiten seines Verstandes.

An=

Andreas Kippis.

Prediger einer dissentirenden Gemeinde in London.

Der vielumfassendste und billigste Literator seines Zeitalters, und nach Johnson der arbeitsamste und geschmackvollste Kompilator unter den Engländern. Zu Nottingham den 28. März alten Styls 1725 geboren, wurde er, da sein Vater, ein Seidenfabrikant, früh verstarb, bei seinem Großvater zu Sleaford erzogen, wo der gelehrte Philolog, Merrivale, an der dortigen lateinischen Schule früh die Wißbegierde des fähigen Knaben weckte und befriedigte. Im Jahr 1741 kam er nach Northampton, wo damals der berühmte Doddridge den theologischen Kursus der studirenden Dissenters dirigirte. Nachdem er erst zu Boston in Lincolnshire vom Jahre 1746 an, und zu Dorking in Surrey von 1750 an Prediger dissentirender Gemeinden gewesen, wurde er 1753 zum Prediger der großen Westmünstergemeinde in Princes-Street berufen, welche Stelle er auch bis zu seinem Tode am 8. Okt. 1795 mit allgemeiner Zufriedenheit vorgestanden hat, und als ein angenehmer, von aller Polemik weit entfernter Prediger gern gehört worden ist.

Predigten waren die Erstlinge seiner Schriftstellereyen, er folgte aber bald seiner Lieblingsneigung zur

Literatur, erwarb sich auf diesem Wege den Dank und Beifall seiner Zeitgenossen, und wird auch in der Folge noch mit Achtung genannt werden. Sein Hauptwerk ist die ganz umgearbeitete und mit zahllosen Vermehrungen und Berichtigungen erweiterte Brittische Biographie in vier Foliobänden, die vom Jahre 1778 bis 1789 erschienen, wozu er einen fünften Theil selbst ganz neu ausarbeitete, der erst im Jahr 1794 herauskam. Er hatte schon frühe eine außerordentliche Liebe zur Geschichte der Gelehrsamkeit und Literatur gehabt, und unter andern einmal drei Jahre lang, wo er alle Tage 16 Stunden las und studirte, das General-Dictionary in zehen Foliobänden unaufhörlich durchgelesen. Durch diesen eisernen Fleiß und ein ungewöhnlich starkes Lokalgedächtniß wurde er in den Stand gesetzt, ein so ungeheures Werk, als die Brittische Biographie ist, in welchem nach der Berechnung eines kritischen englischen Journals, nur allein von Kippis an dreimal hundert tausend Citate sind, fast ganz allein auszuarbeiten; denn was Jos. Tower und die andern Gentlemen, die auf dem Titel mit angeführt werden, anbetrifft, so war ihre Theilnahme bei weitem nicht so stark, als man gewöhnlich angegeben hat, und Kippis mußte auch ihre Beiträge erst noch besonders redigiren.

Als eine treffliche Vorarbeit zu diesem, nur mit der frühern Baylischen Altbelesenheit zu vergleichenden Unternehmen, ist seine thätige Theilnahme an einer der ältesten englischen Recensionsanstalten, dem Monthly Review anzusehen. Eine Reihe von Jahren war er, nur von zwei Mitarbeitern unterstützt, der einzige Recensent aller historischen und philologischen Schriften.

Auch gab er einige Jahre noch ein besonderes literarisches Journal (the Library) heraus, und arbeitete lange auch das review of new publications in dem Gentlemans Magazin aus. Natürlich mußte er dadurch eine vertraute Bekanntschaft mit dem kleinsten Detail seiner vaterländischen Literatur erhalten, und alle Hülfsmittel beherrschen, die dem Biographen der Nation zu Gebote stehen sollen.

Obgleich ein Dissenter, läßt Kippis doch den verdienten Schriftstellern der herrschenden Kirche volle Gerechtigkeit wiederfahren, und nur da, wo diese der orthodoxe Eifer zu weit fortriß, mißbilligt er unpartheiisch, was wirklich verwerflich und tadelnswürdig ist. Aber die Zeloten in Oxford konnten auch dieß nicht ertragen, und Kippis mußte manchen bittern Ausfall deswegen über sich ergehen lassen. Das Werk hat auch das Verdienst einer klaren und reinen Schreibart, bei welcher sich Kippis den William Temple und Addison zum Muster gewählt hatte. Für den vierten Theil arbeitete Kippis mit besonderer Liebhaberey das Leben des Weltumseglers Cook aus, das auch besonders gedruckt, und in Deutschland durch eine Uebersetzung und einen neuen Abdruck des Originals vervielfältigt worden ist. Es sind gegründete Erinnerungen gegen die Darstellungsweise dieser Biographie gemacht worden; allein als nützliches Lesebuch und zur allgemeinen Uebersicht bleibt das Werk noch immer sehr empfehlungswürdig.

Die biographischen Denkmale, welche Kippis seinem trefflichen Lehrer Doddridge und dem gelehrten theologischen Literator Nath. Lardner, dessen Werke er 1788 in 11 Bänden edirte, errichtete, verdienen ebenfalls eine ehrenvolle Auszeichnung.

Seit dem Jahre 1779 war Kippis eines der thätigsten Mitglieder der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, und später trat er auch den Revolutional= und Konstitutional=Gesellschaften bei, verließ aber beide in den letzten zwei Jahren, als er ihre erklärte Tendenz zur republikanischen Regierungsform jenseits des Kanals sich nicht länger verbergen konnte. Sein moralischer Charakter war sehr achtungswerth. Unbegrenzt war die Dienstfertigkeit, mit der er jeder Geistes= und Leibesarmuth seiner gelehrten und ungelehrten Mitbrüder nach Vermögen abzuhelfen suchte. Immer sah man ihn heiter, und in Gesellschaften gieng seine muntere Laune oft bis zur Lustigkeit. Seine Tischgespräche waren stets mit Salz und einer anekdotenreichen Erzählung gewürzt. So sanft und gemäßigt seine Denkungsart, als Dissenter, war: so sehr empörte ihn doch die Unduldsamkeit und der unbiegsame Stolz der Episcopalen.

Johann Baptista Audiffredi.

Bibliothekar in Rom.

Audiffredi wurde am 2ten Februar 1714 auf der Bergfeste Saorgio unweit Nizza di Provenza geboren. Doch wohnten seine Aeltern eigentlich in dieser Stadt, wo sie in Ansehen standen. Im Jahr 1730 trat er in den Dominikaner-Orden, und nahm, statt seines Taufnamens Julius Cäsar, den Vornamen Johann Baptista an. Er zeigte nun bald einen mehr als gewöhnlichen Verstand, eine besondere Neigung zu den gelehrten Sprachen, und einen hinreißenden Trieb zu den mathematischen Wissenschaften. Auch den geistlichen Studien lag er mit einem so glücklichen Erfolge ob, daß er 1749 den Grad eines Maestro in provincia di Theologia erhielt; und zu gleicher Zeit wurde er zu dem ehrenvollen Posten eines zweiten Bibliothekars der berühmten Casanatensischen Bibliothek zu Rom befördert. Zehn Jahre hernach rückte er in die erste Stelle, und obgleich bis dahin keiner in Ansehung des Alters so frühzeitig zu derselben gelangt war, geschah es doch mit allgemeiner Einstimmung, weil niemand so sehr, wie Audiffredi sie verdiente, der mit bewundernswürdiger Harmonie die verschiedenartigsten Kenntnisse vereinigte: Theologie, Mathematik, Astronomie, Alterthumskunde, Naturgeschichte, Kritik, Bibliographie, und die gründlichste Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache.

Mit der Sternkunde beschäftigte er sich viele Jahre sowohl theoretisch als praktisch, und sammelte auf diesem

Felde viele Lorbeern. Die berühmtesten Astronomen des In- und Auslandes rühmten seine Verdienste, und bewunderten die Fülle von Gelehrsamkeit und den scharfsinnigen Beobachtungsgeist, der aus seinen astronomischen Schriften hervorleuchtete. Unter andern machte er sich um die praktische Sternkunde auch dadurch verdient, daß er für den Herzog von Sermoneta, in dessen Pallaste zu Rom, eine schöne Sternwarte nach seinem eigenen Entwurfe einrichtete, und mit einer ansehnlichen Mittagslinie versah.

Die astronomischen Beobachtungen, welche Audiffredi anstellte, und die Schriften, die er herausgab, schienen beinahe einen der Astronomie einzig beflissenen Mann zu fordern; es waren aber nur die Früchte seiner Erholungsstunden, die ihm die Obliegenheiten seiner Aemter und andere damit verwandte, oder sonst ihm aufgetragene Beschäftigungen übrig ließen. Schon im Jahr 1761 bekam er dadurch auch Gelegenheit, seine antiquarischen Kenntnisse an den Tag zu legen. Zu der ihm anvertraut gewesenen Bibliothek gehört ein auserlesenes Medaillen- und Antiquitäten-Kabinet, wovon er selbst den handschriftlichen verwahrten Katalog verfertigt hat. Er hatte das Glück gehabt, jene Münzsammlung mit einem höchst seltenen Stücke zu bereichern, und beschrieb demnach dasselbe in einem Anhange zu seinen Observat. his. astronom. (Romae 1762.)

Bei der Casanatensischen Bibliothek legte Audiffredi, und zwar größtentheils aus seinen eigenen Mitteln, ein reiches Naturalienkabinet an. Er hatte angefangen, ein Verzeichniß darüber zu verfertigen, wurde aber durch wichtige Geschäfte abgehalten, es zu vollenden. Als wirklicher und gründlicher Kenner in diesem

Fache war er so bekannt und geschätzt, daß er öfters von Vornehmen und Gelehrten über mancherlei natürliche Produkte zu Rathe gezogen wurde. Selbst Pius der Sechste zeichnete ihn aus, indem er ihm 1778 den Auftrag gab, mineralogische Beobachtungen in den neuen Gruben della Tolfa anzustellen, welches Geschäft er zur Zufriedenheit des Pabstes und der Sachverständigen ausführte.

Alle diese gelehrten Untersuchungen und Arbeiten hinderten den Pater Audiffredi nicht, die Sorge für die Bibliothek, welcher er vorstand, sein Hauptgeschäft seyn zu lassen; und durch diese ist er vorzüglich und mit Recht berühmt worden. Ihm verdankt man den (mit Pracht auf schönem starkem Papier in 4 Foliobänden) gedruckten Katalog dieser Büchersammlung, welcher jedoch nur von A bis und mit K geht. Die Verfertigung eines großen Bücherverzeichnisses ist an sich eine Arbeit, die viel Mühe und Kenntnisse erfordert, wenn es auch nur dazu dienen soll, die Bücher und Bände leicht zu finden. Der Katalog aber, von welchem die Rede ist, darf keineswegs in diese Klasse herabgesetzt werden, indem er sehr gelehrte Vorreden und Anmerkungen enthält, durch welche viele Anonymen und Pseudonymen enthüllet, und von einer Menge Bücher ein sehr verständiges Urtheil gefällt wird; so daß überhaupt durch dieses Werk die Bücherkenntniß und Gelehrtengeschichte viel Erläuterung erhalten haben.

In mehrern andern Schriften hellte Audiffredi manche historische, literarische und antiquarische Dunkelheit auf. Vorzüglich hat man von ihm noch zwei wichtige Werke zu erwähnen, wo seine Unverdrossenheit, Pünktlichkeit und mannigfaltige Gelehrsamkeit besonders

hervorleuchten, und die ihm wegen ihrer allgemeinen Brauchbarkeit, auch disseits der Alpen, bei allen Literatoren einen dauerhaften Ruhm erwerben. Das erste ist sein schon genug bekannter Catalogus historico-criticus Romanarum Editionum Saeculi XV. Romae 1783. Er gerieth dadurch in einen weitläuftigen Briefwechsel mit Gelehrten, die ihn theils um bibliographische Nachrichten ersuchten, theils ihn ermunterten, seine Nachforschung und Beschreibung der Druckausgaben des 15ten Jahrhunderts über ganz Italien auszudehnen. Hierzu ließ er sich denn, seines hohen Alters ungeachtet, noch bereden, und legte die Hand an das zweite Werk: Speciem hist. crit. Editionum Italicar. Saeculi XV. Nachdem der gute Greis sich 4 Jahre mit den Druckern gequält hatte, und endlich am 29. Jun. 1794 den letzten Bogen korrigirte, befiel ihn unter diesem Geschäfte, von gänzlicher Erschlaffung des Magens, eine tödtliche Krankheit, an welcher er nach 5 Tagen, am 3. Jul., den Geist aufgab. Eine Mitursache seines Todes war die Trauer über das Unglück, das sein Vaterland betraf. Die Zerstörung desselben und die Verfolgung der ihm so werthen Religion, die Zerstreuung seiner Verwandten und Freunde, und der Tod seines Bruders, wirklichen Sardinischen Obersten in der Festung Coni, dieß alles verwundete sein empfindsames Herz tief.

Audiffredi war ein sehr sanfter, freundlicher und bescheidener Gelehrter, ein gefälliger Bibliothekar, und toleranter Ordensgeistlicher. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit, strenge Beobachtung seiner Ordenspflichten, Mildthätigkeit gegen die Armen, Abneigung gegen unnützes Gepränge u. a. m. wurden sehr gerühmt.

Placidus Fixlmillner.

Benediktiner im Stift Kremsmünster.

Dieser gelehrte Ordensmann wurde am 28sten May 1721 in Achleiten, einem Dorfe in Vorderöstreich, nicht weit von Kremsmünster geboren. Sein Vater war Pfleger daselbst, und ein leiblicher Bruder des Abts Alexander Fixlmillner, welchem das Stift die Errichtung einer adelichen Erziehungs-Akademie und einer Sternwarte zu verdanken hat. Seine ersten Studien machte er in der Klosterschule zu Kremsmünster. Schon damals fand er vorzügliches Vergnügen an Mathematik und am Nachzeichnen geometrischer Figuren, so daß seine Mutter ihn scherzweise einen Kalendermacher nannte. Er gieng von da nach Salzburg, wo er den philosophischen Kursus vollendete, und die Doktorwürde in dieser Fakultät erhielt. Seine Neigung zu den mathematischen Wissenschaften nahm indessen zu und zeigte sich immer deutlicher. Als er sich einst ein Geschenk von seinem Vater ausbitten sollte, nannte er Wolfs Auszug aus den mathematischen Wissenschaften, welches Buch seine angenehmste und beinahe einzige Unterhaltung in freien Stunden ausmachte.

Inzwischen hatte sich Firmillner für das Klosterleben bestimmt, wurde 1737 als Noviz in das Stift Kremsmünster aufgenommen, und legte das Jahr darauf das feierliche Gelübde in die Hände seines Oheims, des damaligen Abts Alexander, nieder. Als er zwei Jahre im Kloster gewesen war, schickte ihn sein Oheim wieder nach Salzburg, um dort seine juristischen und theologischen Studien zu vollenden. Dieß that unser Placidus, beschäftigte sich daneben noch ernsthaft mit Mathematik, Sprachen, Geschichte und Alterthümern. Das Klavier und die Orgel kunstmäßig zu spielen, und sowohl im Kirchen- als Theaterstyl zu komponiren, machte er besondere Fortschritte. Er disputirte über theologische Theses, wurde Doktor der Theologie, kehrte 1745 wieder in sein Kloster zurück, und erhielt dort die Priesterwürde.

Um diese Zeit wurde die adeliche Ritterschule in Kremsmünster errichtet. Bei dieser neuen Anstalt wurde unserm Placidus das Lehramt des Kirchenrechts, in welchem Fach er sich allgemeines Lob auf der Universität erworben hatte, übertragen, ein Amt, das er 40 Jahre lang ruhmvoll bekleidete, und nur kurz vor seinem Tode niederlegte. Fast um eben diese Zeit wurde er zum Dekan der höhern Schulen, zum zweiten, und bald darauf zum ersten Regenten über die adeliche Jugend bestellt, in welchen Aemtern er auch bis zu seinem Tode blieb. Er hatte große Kenntnisse im Kirchenrechte, er mußte daher viele Responsa in Prozessen geben und ähnliche Geschäfte für das Kloster übernehmen. Ein theologisches Werk von ihm, über den göttlichen Ursprung der Kirche (Reipublicae sacrae origines divinae) erschien im Jahr 1760.

So achtungswerth auch schon diese rühmliche Thätigkeit Fixlmillnern machen würde, so ist es doch seine Beschäftigung mit der Sternkunde, durch welche er sich als Beobachter und Schriftsteller ein vorzügliches Verdienst erwarb. Der Abt, Alexander, ein großer Freund der Wissenschaften, besonders der mathematischen, beschloß im Jahr 1747 zur Verbreitung derselben in seinem Kloster Anstalten zu treffen, fieng den Bau einer Sternwarte an, und vollendete denselben im Jahr 1758. Sein Nachfolger, der gelehrte Abt Berthold Vogel, ernannte den Pater Placidus im Jahr 1762 zum Kremsmünsterischen Astronomen, mit Beibehaltung des Lehramts des Kirchenrechts. Mit dem größten Eifer suchte sich dieser in der Mitte seines Lebens noch gründlich mit seinem neuen Geschäfte bekannt zu machen. Er hatte sich noch nie mit ausübender Sternkunde abgegeben, er hatte nicht einmal genaue Kenntniß von den Büchern in diesem Fache, aus denen er einen vollständigen Unterricht schöpfen konnte. Indessen Liebe zu der Wissenschaft, gute Vorkenntnisse, und der Wunsch, seinem Stifte und der Welt nützlich zu werden, besiegten alle Schwierigkeiten.

Glücklicherweise fand sich ein Zimmermann, Namens Johann Illinger, aus einem zur Abtey gehörigen Dorfe gebürtig, ein Mann von großen natürlichen Talenten für Mechanik, der zwar nie lesen und schreiben lernte, es aber unter unsers Placidus Anweisung so weit brachte, daß er Mauer-Quadranten, Zenith-Sectoren, Passagen-Instrumente und auch Pendeluhren sehr genau und sauber verfertigte. Andere Instrumente wurden von Brander aus

Augsburg, und achromatische Fernröhre von Dollond aus England verschrieben, und so wurde unter Fixlmillner's Thätigkeit die Kremsmünster Sternwarte eine der am besten eingerichteten und berühmtesten in Deutschland. Seine Gehülfen waren besonders Thadd. Derfflinger, der sein verdienter Nachfolger geworden ist, und P. Benno Waller.

Fixlmillner erwarb sich nun auch einen ansehnlichen Rang unter den astronomischen Schriftstellern. Im Jahr 1766 gab er seinen Meridianus Speculae astron. cremifanensis heraus, worin er die ersten Elemente seiner Sternwarte, die geographische Länge und Breite derselben festsetzt. Im Jahr 1776 gab er sein zweites Werk heraus: Decennium astronomicum, welches die zu Kremsmünster, von ihm angestellten Beobachtungen von 1765 bis 1775 enthält, und voll der nützlichsten und brauchbarsten Bemerkungen ist. Sein drittes Werk: Acta astronomica Cremifanensia, welches er in den letzten Zeiten seines Lebens ausarbeitete, und welches nach seinem Tode gedruckt worden ist, erschien 1791. Es enthält einen Schatz von Beobachtungen vom Jahr 1776 bis 1791, eine Menge Berechnungen und Abhandlungen, welche seinen Ruhm in diesem Fache noch mehr befestigen werden. Außerdem enthalten das Journal des Savans, Bernoullis Briefwechsel, die Pariser Ephemer. des mouvements celestes, die Berliner astronomischen Jahrbücher, die Wiener astron. Ephemeriden, die Memoires de l'Acad. royale Sciences de Paris, viele interessante und wichtige Beiträge von ihm.

Fixlmillners große Verdienste um seine Wissenschaft sind allen Astronomen bekannt. Die große

Anzahl seiner Merkurs-Beobachtungen, zu einer Zeit, da sie noch selten und schwer zu machen waren, haben den berühmten la Lande in den Stand gesetzt, seine genaue Merkurstafeln zu verfertigen, wofür ihm auch dieser große französische Astronom seinen Dank öffentlich bezeugte. Firlmillner war einer der ersten Astronomen, welcher die Bahn des neu entdeckten Planeten Uranus beobachtet, berechnet und Tafeln davon verfertiget hat. Er war der erste, der Bode's Vermuthung, daß der von Flamstred im Jahr 1690 beobachtete, und nun verschwundene 34ste Stern des Stiers der neue Planet gewesen sey, geprüft, mit in Rechnung gezogen, und eine dieser Beobachtung völlig anpassende Theorie herausgebracht hat. Besonders eigen war Firlmillnern der Fleiß, daß er alle seine Beobachtungen selbst berechnete, und die Resultate daraus zog. Viele Astronomen beobachten viel und rechnen wenig; nicht so der fleißige Placidus. Alle seine Beobachtungen, von welcher Art sie seyn mochten, berechnete er auf der Stelle, und zwar um alle Rechnungsfehler zu vermeiden, jedesmal doppelt. Bei dieser ungewöhnlichen Arbeitsamkeit zeigte er sich auch als einen scharfsinnigen und denkenden Kopf, dieß beweisen seine vielen trefflichen Aufsätze, Bemerkungen und Erfindungen in seinen Werken. Dabei muß man nicht vergessen, daß dieser geschickte Astronom auf dem Lande, von allen literarischen Hülfsquellen, von allen Gelehrten seines Faches entfernt lebte, und dennoch bis an das Ende seiner Tage ein seltenes Beispiel von Beharrlichkeit, Anstrengung und Anhänglichkeit an seine Wissenschaft gegeben hat.

Wenige Menschen empfanden in einem so geringen Grade die gewaltsame Herrschaft der Leidenschaften, als dieser fromme Ordensmann. Einfach, gleichförmig und unerschütterlich, wie die ewigen Gesetze der Natur, mit denen er sich beschäftigte, war seine Gemüthsart. Sanft, edel und liebenswürdig war sein Charakter bis zur letzten Stunde seines ruhmvollen und thätigen Lebens. Er lebte blos den religiösen Pflichten seines Ordens, die er mit Strenge übte, und den Wissenschaften. Er war genügsam, und wußte nichts von Wohlleben oder ausgesuchter Bequemlichkeit. Sein auswärtiger Ruhm machte ihn nicht eitel; was zu seinem Lobe von ihm geschrieben oder gesagt würde, suchte er eher zu verbergen, als auszubreiten. Mit seinen Klosterbrüdern lebte er verträglich, und es war ein Tag der allgemeinen Freude für das Stift, als man im Jahr 1788 das 50jährige Jubiläum seines Eintritts in das Kloster feierte. Seine durch so viele Anstrengungen gestörte Gesundheit unterlag endlich hartnäckigen Verstopfungen und einer darauf folgenden Diarrhö. Er starb am 27sten Aug. 1791 im 71sten Jahre seines Alters, dem 53sten seines Klosterlebens, und dem 46sten seines Priesterthums.

Tobias Mayer.

Professor der Mathematik in Göttingen.

Mayer wurde am 17ten Febr. 1723 zu Marbach, einem Würtembergischen Städtchen am Neckar, drei Meilen von Stuttgardt, geboren. Er mochte ungefehr zwei Jahre alt seyn, da sein Vater in der gewesenen Reichsstadt Eßlingen als Brunnenmeister angestellt wurde, und mit seiner Familie dahin zog. Sehr früh starben beide Aeltern, und der verwaiste arme Knabe wurde in das Waisenhaus in Eßlingen aufgenommen. In seinem 6ten Jahre wurde er in die deutsche Schule geschickt, und sogleich verrieth sich die große Fähigkeit des Knaben; denn auf Einmal und beim ersten Schulgange lernte er das A B C, ohne vorher einen Buchstaben gekannt zu haben. Seine Fortschritte zeichneten ihn bald aus; besonders zeigte er Anlage und Neigung zum Zeichnen und Mahlen. Dieß erwarb ihm die Gunst der Schulvorsteher, welche dafür sorgten, daß er auf öffentliche Kosten in die lateinische Schule, und später in das Kollegiatstift geschickt wurde.

Die höchste Aussicht, welche sich Mayern eröffnete, war die Stelle eines deutschen Schullehrers. Allein während er das Kollegiatstift besuchte, entwik-

kelten sich immer sichtbarer die Anlagen, welche ihn einer höhern Bestimmung entgegen führten; hier sammelte er sich nicht blos schöne philologische Kenntnisse, sondern hier wurde er auch in der Mathematik sein eigener Lehrer, so wenig ihm sonst seine dürftigen Umstände gestatteten, sich die nöthigsten Bücher und Werkzeuge anzuschaffen. Sein Fleis im Studiren war unermüdet; er las gewöhnlich bis um 2 Uhr nach Mitternacht, und hatte sich für sein Licht ein Gestell verfertiget, von welchem dasselbe, wenn er wider Willen einschlafen sollte, in eine darunter stehende Schüssel mit Wasser fallen, und auf diese Art auslöschen mußte.

Ein geschickter Unteroffizier vom Schwäbischen Kreis-Artilleriekorps, mit dem Mayer bekannt wurde, veranlaßte ihn wahrscheinlich, sich ganz für die Mathematik zu bestimmen. Er zeigte nemlich Mayern die Aussicht, es durch ausgezeichnete Kenntnisse dahin bringen zu können, daß er eine Offizierstelle beim schwäbischen Kreise erhielte, ein Umstand, der den Muth und Eifer des jungen Mathematikers mächtig erhöhte. Schon in seinem 18ten Jahre ließ er eine „neue und allgemeine Art, alle Aufgaben aus der Geometrie vermittelst der geometrischen Linien leichter aufzulösen" drucken, die für sein Alter nicht gewöhnliche geometrische Kenntniß, Scharfsinn und Gewandheit verräth.

Nachdem einmal der Wunsch, als Offizier beim Kreis-Artilleriekorps angestellt zu werden, in Mayern rege war, arbeitete er unermüdet an Zeichnungen und Rissen zur Geometrie, Artillerie und Befestigungskunst. Die Bekanntschaft mit einem jungen de Witt, der auch Offizier werden wollte, bestimmte ihn, mit diesem sein Heil in Holland zu versuchen. Um weniger

Aufsehen

Aufsehen zu erregen, wollten beide an verschiedenen Tagen abreisen. Witt gieng zuerst, und kam bis nach Canstadt, wurde aber bald vermißt und wieder eingeholt; er bekannte Mayers Einverständniß mit ihm, und nun war von Bestrafung die Rede. Mayer wollte es nicht erwarten, mit Schimpf ausgestoßen zu werden; sein Entschluß war gefaßt; er entfloh aus Eßlingen, wo er, wegen seiner Kenntniß und seines Charakters allgemein geschätzt, seine besten Jahre verlebt, und seit einiger Zeit fleißig Unterricht ertheilt, auch manche Unterstützung erhalten hatte. Nach manchen Abentheuern, die vorzüglich aus seiner Unerfahrenheit und Dürftigkeit entstanden, kam er in Augsburg an, und gewann hier sein Brod wahrscheinlich damit, daß er in einer Kupferstecher-Offizin arbeitete, vermuthlich in derjenigen, die seinen mathematischen Atlas verlegt hat, der unter dem Titel erschien: Mathematischer Atlas, in welchem auf 60 Tabellen alle Theile der Mathematik vorgestellt, und nicht allein überhaupt zu bequemer Wiederholung, sondern auch den Anfängern besonders zur Aufmunterung durch deutliche Beschreibung und Figuren entworfen worden, von Tob. Mayern, Philomath. Augsburg, verlegts Joh. Andr. Pfeffel, weil. kaiserl. Hofkupferstecher. J. W. Baumgärtner delin. J. G. Pinz sculps. 68 Kupfertafeln.

Man will wissen, daß Mayer in Augsburg Gefahr gelaufen habe, in schlechte Gesellschaften hinein gezogen zu werden; dessen ungeachtet hätte man ihn in der Offizin sehr gerne behalten, und es waren ihm große Versprechungen gemacht worden, wenn er bleiben, und wöchentlich auch nur eine halbe Stunde für die Offizin arbeiten wollte. Mayer scheint indeß gefühlt

zu haben, entweder daß er auf Abwegen sey, oder leicht darauf gerathen könne; er entgieng auch hier einer Gefahr, welche seiner Sittlichkeit drohte, durch eine freiwillige Entfernung; er verließ Augsburg und wanderte nach Nürnberg.

Hier erwartete ihn ein günstigeres Schicksal. Er fand in Nürnberg einen Mann, der einst in derselben Lage gewesen war, worin Mayer sich jetzt befand, und der von der Vorsehung bestimmt schien, dem Gange seines Lebens eine vortheilhafte und entscheidende Richtung zu geben. Der bekannte Professor Franz, aus Oehringen gebürtig, hatte keine Stelle in seinem Vaterlande erhalten können, und war, da er einst schwermuthsvoll vor einem Thore von Nürnberg herum irrte, von dem jungen Homann angetroffen, und in die berühmte Landcharten-Offizin aufgenommen worden. Homann verheyrathete ihn in der Folge an eine Person aus seiner Verwandtschaft, und legte überhaupt den Grund zu seinem Glücke. Franz nahm sich jetzt vor, das, was Homann ihm erwiesen hatte, seiner Seits bei jeder Gelegenheit auch andern zu erweisen, und er erfüllte seinen Vorsatz zum erstenmal, indem er auf die nemliche Art, wie er selbst von Homann behandelt worden war, den jungen Mayer behandelte, ihn in seine Gesellschaft aufnahm, und mit seiner Schwägerinn verheyrathete.

Die ruhigere Lage gab nun Mayern Gelegenheit, seine Talente immer mehr zu entwickeln, und sich zugleich in der gelehrten Welt Ruhm zu erwerben. Den Landcharten, welche in der Homannischen Handlung erschienen, widmete er den fruchtbarsten Fleiß; insbesondere wurde seine kritische Charte von Deutsch-

land (1750), die eine Menge Irrthümer hob und den Generalcharten dieses Landes fast eine ganz andere Gestalt gab, geschätzt. Die kosmographische Gesellschaft in Nürnberg nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, und er lieferte zu den Nachrichten und Sammlungen derselben verschiedene merkwürdige Abhandlungen, welche seine Kenntnisse in der Astronomie bewährten. Er fieng auch schon damals an, insonderheit zur Verbesserung der Theorie vom Monde, wichtige neue Beobachtungen zu machen, und gab zu dem Ende einen „Bericht von den Mondskugeln, welche bei der kosmographischen Gesellschaft in Nürnberg aus neuen Beobachtungen verfertigt werden" heraus, wobei ein paar neue von ihm gemachte Abzeichnungen des Mondes und seiner Flecken befindlich waren.

Mayer, der selbst nie auf einer Universität studirt hatte, wurde im Jahr 1751 als Professor der Mathematik nach Göttingen berufen, ward 1753 Mitglied der dortigen Societät der Wissenschaften, und 1754 erhielt er die Aufsicht über das Observatorium. Jetzt sah die Welt immer reifere Früchte seines scharfsinnigen Beobachtungsgeistes, seine Vorlesungen hingegen wurden nur wenig besucht, weil der große Haufe der Studenten, welche z. B. die Geometrie hören wollen oder müssen, lieber zu andern Lehrern gieng, die im Anfange der Wissenschaft blieben, und auch die hier vorkommenden Sachen oft wiederholten, damit doch etwas kleben bliebe. Die steten Anstrengungen, denen sich Mayer unterzog, mochten wohl in Verbindung mit den Drangsalen, die der siebenjährige Krieg über ihn brachte, seinen frühen Tod beschleunigen, denn er starb schon am 20. Febr. 1762.

Nimmt man die Verdienste dieses Mannes um die Astronomie zusammen, so möchte sich in der Geschichte

der Astronomie nicht leicht jemand finden, der durch seine Beobachtungen der erhabensten aller Wissenschaften nützlicher geworden ist, als er. Die wichtigste Arbeit, welche er hinterlassen hat, und welche nach seinem Tode noch die Stütze seiner Familie geworden, ist die Berechnung der Mondstafeln zum Gebrauch der Schiffahrt, um die Meereslänge darnach zu bestimmen. Er ließ seine Tafeln zuerst in den Comment. Soc. Reg. Scient. Götting. T. II. abdrucken, wo er auch im folgenden Bande den Nutzen derselben bei Findung der Meereslänge gezeigt hat. Damals rieth man ihm, daß er auf den in England gesetzten Preis, zur Bestimmung der Meereslänge, Anspruch machen möchte. Dieß that er; er sandte seine Schriften nach England, und arbeitete an der Verbesserung seiner Tafeln mit vielem Fleiß, wovon das Manuscript erst nach seinem Tode nach England gesandt wurde. Die Wittwe des fleißigen Astronomen erhielt für die verdienstlichen Bemühungen ihres verstorbenen Gatten 3000 Pfund Sterl. als einen Theil der gesetzten Prämie. Die Zeichnungen, die Mayer zu einer neuen Mondscharte mit der äußersten Genauigkeit und Sauberkeit gemacht hatte, und seine beträchtlichen Manuscripte, die seine mannigfaltigen Beobachtungen und andere theils astronomische, theils sonst mathematische Untersuchungen enthalten, sind von der königlichen Regierung für die Universität Göttingen erkauft worden. Mit einer damals in Deutschland ungewöhnlichen typographischen Pracht besorgte Lichtenberg die Herausgabe dieses gelehrten Nachlasses: (Tob. Mayeri Opera inedita. Vol. I. 1774. Fol.) — aber die Fortsetzung unterblieb!

Wenzeslaus Johann Gustav Karsten.

Hofrath und Professor der Mathematik in Halle.

Karsten war am 15ten Dec. 1732 zu Neubrandenburg im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz geboren. Sein Vater war daselbst Apotheker, und seine Mutter die Tochter eines Apothekers aus Güstrow. Bald äußerte der Knabe eine vorzügliche Liebe zum Lernen, und dieß bestimmte die Aeltern, ihn dem gelehrten Stande zu widmen. Es gewann aber in Kurzem das Ansehen, als ob dieser Entschluß schon in der Geburt wieder erstickt werden sollte; denn im April 1737 ward fast ganz Neubrandenburg ein Raub der Flammen. Das Haus seiner Aeltern, mit allen Waaren und Geräthschaften der Apotheke wurde ein Opfer; und da sie kaum noch ein wenig Hausgeräthe retten konnten, so war sein Vater nicht im Stande, sich wieder anzubauen, noch viel weniger eine neue Apotheke zu errichten.

Die Armuth der Aeltern war Ursache, daß der junge Karsten im siebenten Jahre zu seinem Großvater nach Güstrow kam, der sich anheischig gemacht hatte, für seine Erziehung zu sorgen. Er hielt, was er versprach, und sorgte nicht nur für die leiblichen Bedürfnisse des Knaben, sondern auch für die Bildung

seines Geistes. Einige Jahre darnach zog sein Vater selbst nach Güstrow, und erhielt hier — da er sich selbst in der Rechtsgelehrsamkeit die nöthigen Kenntnisse erworben hatte — das Notariat bei dem dasigen Herzoglichen Hofgerichte. Da nun sein Großvater bald darauf starb, so kam er wieder unter die Aufsicht seiner Aeltern.

Von dem Unterrichte auf der Domschule in Güstrow, den der junge Karsten viele Jahre lang genoß, war damals die Mathematik gänzlich ausgeschlossen — eine Entbehrung, die ihm um so schmerzlicher fiel, da er gerade für diese Wissenschaft, die ihm in der Folge so viel zu danken hatte, eine entschiedene Vorliebe hegte. Erst in seinem 16ten Jahre fand er Gelegenheit, in einigen Privatstunden über Wolfs Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematischen Wissenschaften Unterricht zu erhalten. Kaum war er in der Geometrie etwas vorgerückt, so studirte er die praktischen Theile schon für sich, und fuhr darin unverrückt fort, bis er im Jahr 1750 die Akademie zu Rostock bezog. Hier übte er sich, seiner Verhältnisse wegen, vorzüglich in den theologischen Wissenschaften: indessen ließ er das Studium der Mathematik nicht ganz liegen, sondern machte auch darin immer weitere Fortschritte, besonders da er, nach einem zweijährigen Aufenthalt in Rostock, sich nach Jena gewendet hatte. Daries und Suckow waren seine vornehmsten Lehrer in der Mathematik und Physik.

Im Jahr 1754 kehrte er zu seinen Aeltern nach Güstrow zurück. Hier brachte er seine Zeit mit Privatstudium und wiederholtem Predigen zu, weil er — so sehr es auch gegen seine Wünsche war — doch

bis jetzt nur auf eine Prediger- oder Schullehrerstelle im Lande Rechnung machen konnte. Allein, wichtige Veränderungen, welche auf der Rostocker Universität in den Jahren 1753 und 1754 vorgegangen waren, bewogen einen seiner dasigen Freunde, ihm schriftlich den dringenden Rath zu geben, nach Rostock zu gehen, und sich unter die Docenten aufnehmen zu lassen. Er folgte diesem Rathe um so williger, da sich ihm hierdurch eine Aussicht eröffnete, welche seinen Wünschen völlig angemessen war, und so bestieg er (1755, in seinem 22sten Jahre) zum erstenmal als Magister den Lehrstuhl. Er hielt Vorlesungen über Mathematik, Logik, Metaphysik, philosophische Moral und Naturrecht, und gegen seine Erwartung wurde er durch eine beträchtliche Anzahl Zuhörer ermuntert, diese neue Laufbahn mit Eifer zu verfolgen. Sein Privatstudium war nun stets auf Mathematik, besonders auf die höhere gerichtet.

Eine öffentliche Professur (der Vernunftlehre) erhielt Karsten im Jahr 1758, mit Sitz und Stimme in der Fakultät und im akademischen Senat. Und als der Herzog von Mecklenburg im Jahr 1760 die Universität Bützow stiftete, so bekam er einen Ruf dahin als Professor der Mathematik und Physik. Achtzehn Jahre lebte er hier, erfuhr manche leidenvolle Tage, aber auch auf der andern Seite viele Freuden im Schooße seiner Familie und Freunde. Nur an ihm lag's, daß er nicht eher diesen Ort verließ. Denn er hatte mehrere sehr ansehnliche Vokationen, unter andern den Ruf als Professor bei der Russisch-Kaiserlichen Akademie in Petersburg ausgeschlagen. Mehrere Gründe fesselten ihn an sein Vaterland, bis er endlich nach langer Weigerung, den Ruf des Königs

in Preußen annahm, und im Jahr 1778 als Professor der Mathematik und Naturlehre nach Halle zog.

Karsten genoß hier nicht lange einer ungestörten Zufriedenheit. Häusliche Unfälle, der Tod geliebter Angehörigen, besonders aber seine eigene zunehmende Kränklichkeit — die Folge einer ununterbrochenen Geistesanstrengung — machten ihm die Erfüllung seiner Amtspflichten immer beschwerlicher. Nachdem er sechs Jahre lang mit häufigen Anfällen einer Nervenkrankheit gekämpft hatte, zeigten sich immer deutlichere Spuren einer anfangenden Schwindsucht. Sie nahmen so schnell überhand, daß im Jahr 1785 mehrmals ein gefährlicher Blutauswurf eintrat, welcher ihn gewöhnlich ohnmächtig machte. Gleichwohl hoffte er immer noch auf Besserung, und im Sommer 1786 schien er wirklich zu genesen. Er fieng daher um Michaelis wieder an, Vorlesungen zu halten, die er schon seit geraumer Zeit hatte aussetzen müssen: allein um Weihnachten kamen die alten Zufälle wieder, und am 17ten April 1787 erfolgte sein Tod.

Männer, von Karstens Verdiensten, verdienen eine ehrenvolle Auszeichnung. Zu allen Zeiten wird man seinen Namen mit Achtung, neben den Namen eines Newton, Leibnitz, Wolf und Eulers nennen. Wenn er seine Stelle unter den Mathematikern erhält, so deutet dieß nur an, daß seinen Studien, die er andern Wissenschaften widmete, eine tiefe Kenntniß der mathematischen Wahrheiten vorangieng; daß er diese als Grundlage der Naturlehre und Chemie, die er mit nicht minderm Eifer und Erfolg bearbeitete, ansah und behandelte, und daß seine größern schriftstellerischen Arbeiten der Ma-

thematik gewidmet waren. Dahin gehören unter andern sein Lehrbegriff der gesammten Mathematik (Greifsw. 1769—1778. 8 Bde.), in welchen aber, weil der Tod des Verfassers die Herausgabe unterbrach, die astronomischen Wissenschaften, die Dioptrik und Katoptrik noch fehlen; seine Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften (3 Bde. 1780.) seine Abhandlung von Feuerspritzen und Theorie der Bewegung des Wassers in Gefäßen und Röhren (1775) und seine Theorie von Wittwenkassen ohne Gebrauch algebraischer Rechnungen (1783); die letztere trug nicht wenig zur Verbreitung der richtigen Grundsätze über diesen Gegenstand bei. — Für die Naturlehre bearbeitete er außer einigen Lehrbüchern, eine encyklopädische Uebersicht, unter dem Titel: Anleitung zur gemeinnützigen Kenntniß der Natur, besonders für angehende Aerzte, Kameralisten und Oekonomen (1783.) Alle diese Schriften zeichnen sich aus durch Deutlichkeit in Angabe der Begriffe, durch logischen Zusammenhang und Konsequenz der Folgerungen, und durch stete Anwendung der mathematischen Wahrheiten zur festern Bestimmung der chemischen und physischen Lehren. Auf diese Einwirkung und auf innigere Verbindung der mathematischen Wissenschaften mit Chemie und Physik und der beiden letztern Wissenschaften unter sich, aber auch auf genaue Absonderung der, jeder von ihnen eigenthümlich angehörenden, Lehren, drang Karsten lebhaft und anhaltend. Von seinen chemischen Arbeiten erinnern wir nur an die Untersuchung des vom Baron Hirsch verbreiteten, und von dem verstorbenen Semler in Schutz genommenen Luftsalzgeistes; die unpartheyischen Behauptungen

des Chemikers zogen ihm den Unwillen des getäuschten ehrwürdigen Greises zu, der sich durch empfindliche Ausfälle in einer eigenen Abhandlung äußerte.

Was man so oft — es sey mit Recht oder Unrecht — manchen Gelehrten, die nicht Theologen sind, zum Vorwurf macht, nemlich daß sie in Religions-Meinungen zu frei wären, und dieselbe wenig schätzten, kann Karsten wenigstens nicht treffen; er verehrte die Religion durch Wort und That ohne Schwärmerey oder Aberglauben. Er war ein tugendhafter Mann von unbescholtenen Sitten, der zärtlichste Gatte, Vater und Freund, und erfüllte alle seine Pflichten mit der äußersten Strenge.

Alexander Guy Pingre'.

Astronom und Geograph der französischen Marine.

Pingre' wurde am 4ten Sept. 1711 zu Paris geboren, und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung von den Priestern der Kongregation von St. Genevieve auf ihrer Schule zu Senlis. Die Liebe zu den Wissenschaften bewog ihn, schon in seinem 16ten Jahre das Ordenskleid seiner Lehrer anzuziehen. Er widmete sich vorzüglich der Gottesgelahrtheit, und zeichnete sich darin so sehr aus, daß er in einem Alter von 24 Jahren, und noch ehe er geweihter Priester war, zum Professor der Theologie ernannt wurde.

Verdruß und Verfolgungen waren der Lohn, den Pingre' auf dieser Laufbahn einärndtete. Die Veranlassung dazu gaben die theologischen Zänkereyen des Jansenismus, und die Streitigkeiten über eine nur zu berüchtigte Bulle. Die Regierung nahm sich der Sache an, und in vier Jahren wurden gegen unsern Pingre' fünf Königliche Verhaftsbefehle (lettres de cachet) ausgefertiget. Er wurde seines Lehramtes entsetzt, und nach Senlis, nach Chartres, und nach Rouen verwiesen, wo er Lehrämter in den untersten Klassen der Schule übernehmen mußte. In Rouen lernte ihn der

berühmte und gelehrte Wundarzt le Cat kennen; er sah bald, welches Geistes Kind unser Pingre' sey. Le Cat hatte in dieser Stadt eine Akademie der Wissenschaften gestiftet, bei welcher ein astronomisches Mitglied fehlte. Die Stelle wurde Pingre' angetragen; er versprach in einem Alter von 38 Jahren sich auf die Sternkunde zu legen, und er ward ein großer Astronom. Sein erster Versuch in diesem für ihn neuen Felde der Gelehrsamkeit war eine Berechnung der Mondsfinsterniß den 23. Dec. 1749. Der berühmte Astronom de la Caille hatte sie auch berechnet, aber andere Resultate gefunden; man stritt sich, aber la Caille war es, der sich verrechnet hatte. Eine gegenseitig gestiftete Freundschaft endigte den Streit.

Pingre' beobachtete am 6. May 1753 in Rouen den Vorübergang des Merkurs vor der Sonnenscheibe, und schickte seine Beobachtung der Pariser Akademie der Wissenschaften ein. Sie war nicht nur mit vieler Geschicklichkeit gemacht, sondern auch mit so vielen gründlichen Berechnungen begleitet, daß ihm dadurch die Ehre zu Theil wurde, zum Korrespondenten der Akademie ernannt zu werden. Von dieser Zeit an stieg sein astronomischer Ruf mit jedem Tage. Dieß bewog die Pariser Kongregation, ihren berühmt gewordenen Mitbruder aus seinem Verbannungsorte nach Paris zurückzurufen.

Im Jahr 1751 ließ ihm die Kongregation in der Abtey eine Sternwarte bauen; der Abt und das Kapitel verschafften ihm Instrumente, und die Königliche Akademie vertraute ihm die ihrigen an. Vierzig Jahre hat er daselbst beobachtet, und seine Arbeiten wurden

nur durch astronomische Reisen unterbrochen. In vorzüglicher Verbindung lebte er mit Charles le Monnier, dem ältesten Astronomen der Akademie; dieser schlug ihm vor, einen Schiffer-Kalender zu berechnen; er übernahm dieses mühsame Geschäft, welches die Kräfte eines Mannes zu übersteigen schien, ganz allein, und er gab diesen astronomisch-nautischen Kalender mehrere Jahre lang heraus. Im J. 1756 wurde er bei der Königl. Akademie zum wirklichen Mitgliede und Associé libre ernannt, eine Ehre, welche für ihn die höchste Stufe seines Ehrgeizes war. Es ist fast kein Band der Denkschriften dieser Akademie vom Jahr 1753 bis 1770, der nicht eine, oder mehrere Abhandlungen von ihm enthielte.

Im Jahr 1757 eröffnete sich für Pingre eine neue Laufbahn in der Astronomie, die er mit dem größten Ruhm durchlief, nemlich die Theorie der Kometen und die Berechnung ihrer Bahnen. Dieser Zweig der Sternkunde ist einer der schwersten, weil diese Berechnungen die meiste Beurtheilungskraft, und vielen Scharfsinn erfordern, wegen der vielen nicht vorherherzusehenden Fälle, die diesen Kalkul erschweren und verwickeln. Allein für Pingre war nichts schwer; er berechnete allein mehr Kometen-Bahnen, als alle übrige Astronomen in Europa zusammen. Im Jahr 1760 wurden mehrere Astronomen von verschiedenen Mächten in alle Welttheile ausgeschickt, den berühmten Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe den 6. Jun. 1761 zu beobachten. Pingre reiste nach der Insel Rodrigue im indischen Meere, wo er den Ein- und Austritt beobachten sollte, allein der Himmel begünstigte diese Beobachtung nicht. In-

zwischen war Pingre's Seereise für die Geographie und für die Schifffahrt von mehr als einer Seite nützlich.

Ein neues mühsames Geschäft übernahm er nach seiner Rückkunft. Er berechnete die Sonnen- und Mondsfinsternisse auf 1900 Jahre für die zweite Auflage des berühmten chronologischen Werks l'Act de verifier les Dates, welches der gelehrte Benedictiner Durand im Jahr 1770 herausgab. La Caille hatte sie für die erste Ausgabe dieses Werks berechnet; allein Pingre' gieng noch weiter, er berechnete sie nicht nur genauer und mit größerm Fleiße, sondern für 10 Jahrhunderte mehr, vom Jahr 1 bis 2000 Jahr nach Christi Geburt. Eine Seereise nach Holland machte er im Jahr 1768, um mit dem Marquis de Courtanvaux, dem Unternehmer dieser Reise, die Seeuhren des berühmten Uhrmachers le Roy zu prüfen. Einen vollständigen Bericht über den Erfolg dieser Reise ließ er bald nach seiner Rückkunft drucken.

Im Jahr 1768 wurden abermals Astronomen in alle Theilen der Welt ausgeschickt, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne im Jahr 1769 zu beobachten. La Lande wurde als Astronom zu dieser wichtigen Expedition ernannt, allein er hatte zu solchen großen Seereisen keine Lust. Pingre' übernahm mit Vergnügen seine Stelle, und machte diese Beobachtung glücklich im Kap Francois. Nach seiner Rückkunft gaben er und der Kapitain Fleurieu im Jahr 1773 eine Beschreibung dieser Reise in zwei Quartbänden heraus. Eine dritte Reise wurde von der Regierung im Jahr 1771 angeordnet, um die Berthoudischen und le Royschen Längenuhren zur See zu prüfen. Die Fregatte la Flore wurde dazu bestimmt: Verdun

de la Crenne kommandirte sie; Borda und Pingre' waren bei dieser Expedition. Die Beschreibung davon erschien im Jahr 1778 in zwei Bänden; sie ist fast ganz das Werk Pingre's.

Die Kometen-Theorie blieb noch immer das Lieblingsfach Pingre's, was er darüber geschrieben hatte, war in den verschiedenen Bänden der Pariser Memoiren zerstreut; er sammelte alles in ein Werk und gab es 1783 unter dem Titel Come'tographie in zwei Bänden heraus. Schon seit 1756 beschäftigte er sich mit einer Geschichte der Sternkunde des 17ten Jahrhunderts. Er wollte alle zerstreute Beobachtungen dieses Jahrhunderts sammeln und berechnen. Diese Arbeit wurde aber oft unterbrochen. Pingre' nahm sie im Jahr 1786 wieder vor, und beendigte sie 1790 in einem Alter von 80 Jahren, aber den völligen Abdruck des Werks erlebte er nicht, weil der Krieg die Vollendung verzögerte.

Das astronomische Gedicht des Manilius war noch nie in einem französischen Gewand erschienen. Ein Advocat, Namens Dreux de Radier, wagte den Versuch, allein er mißlang, denn es gehören zu dieser schweren Arbeit eben so viel Sprach- als astronomische Kenntnisse. Pingre' war allein der Mann, der dieß leisten konnte, und er gab wirklich im J. 1786 diese Uebersetzung in zwei Oktavbänden mit vielen Noten heraus. Er fügte noch die Uebersetzung von Cicero's Gedichte, die Phänomene, hinzu, welches eine Nachahmung des griechischen Gedichts des Aratus ist. Pingre' war nicht nur ein Kenner der alten, sondern auch der neuen Sprachen; so übersetzte er aus dem Spanischen eine interessante Reise, welche

1781 auf einer spanischen Fregatte von Manilla nach Mexiko gemacht wurde. Sie wurde im 4ten Theile von la Perouse Reisen abgedruckt. Als im J. 1796 ein Komet am Himmel erschien, wollte er ihn berechnen, gestand aber, daß ihm die Arbeit zu beschwerlich wäre, und daß er sie nicht mehr zu Stande bringen könnte. Das war das erstemal, daß ihm eine schwere Arbeit schwer wurde; allein er war 64 Jahr alt, und seine Organe hatten nur noch auf vier Monate Kraft und Dauer.

Sein Ende sah er ohne Unruhe herannahen. Den 30. April 1796 las er noch Zeitungen, und seinen Lieblingsdichter Horaz; er machte auf sich die Anwendung des Verses, uti conviva satur. Den 1. May um 4 Uhr verlosch er ruhig und sanft ohne Schmerzen und ohne Leiden; er starb, wie er gelebt hatte.

Pingre' war ein gesunder, starker Mann, sowohl, was seine moralische, als seine physische Konstitution betrifft. Er war einfach, sittsam, gefällig in einem seltenen Grade, sehr gottesfürchtig, und wahrhaft religiös; denn er war nicht intolerant. Die Offenheit seines Charakters, und seine Seelengüte mahlten sich auf seinem Gesichte, und seine schneeweißen Haare geboten die innigste Ehrfurcht. Es war rührend, diesen ehrwürdigen Greis mitten im National-Institut, wie einen Vater von seinen Kindern umgeben zu sehen; denn er wurde von seinen Mitbrüdern, die er alle hatte aufwachsen sehen, wie ein Familienvater geliebt und geehrt. Alle, die ihn kannten, beklagten seinen Tod, und beneideten sein thatenreiches und nützliches Leben.

Pi=

Pierre François Andre Mechain.

Mitglied der ersten Klasse des National-Instituts zu Paris.

Ein berühmter Astronom, geb. zu Laon im Departement de l'Aisne am 15ten Aug. 1744. Sein Vater, ein geschickter Baumeister, that ihn zu den Jesuiten in die Schule, wo er bald seine meisten Mitschüler hinter sich ließ. Bestimmt, die Kunst des Vaters zu treiben, unterrichtete man ihn in den mathematischen und mechanischen Wissenschaften, in der Zeichen- Steinhauer- und Zimmermannskunst u. s. w. In seinem 19ten Jahre war er bereits im Stande, nicht nur die Risse und Bauanschläge zu großen und namhaften Gebäuden zu entwerfen, sondern auch ihre Ausführung zu leiten. Sein Vater hatte viel für einen einsichtsvollen Edelmann aus der Picardie zu bauen. Dieser lernte den gewandten und bescheidenen Jüngling kennen, schätzte ihn auch wegen seiner strengen Sittlichkeit, und bat den Vater, daß er den Winter über bei ihm bleiben dürfte, um seinen Söhnen Unterricht in den mathematischen Wissenschaften zu geben. Statt wenigen Wochen blieb Mechain 18 Monate in dem Hause des Edelmanns, wo ihn Liebe und Achtung aller Hausgenossen fesselte.

Jetzt wandte er sich nach Paris, um in der vortrefflich bestellten Schule der Brücken und Chausseen (Ecole des ponts et chaussées) seine Kenntnisse zu erweitern und eine Anstellung abzuwarten. Da aber sein Vater nicht vermögend war, den Aufwand in die Länge zu bestreiten, so übernahm er die Erziehung zweier jungen Edelleute auf dem Lande bei Sens, wodurch er nicht nur sein eigenes Auskommen sicherte, sondern auch bei einer strengen Oekonomie die süße Kindespflicht ausüben konnte, seinen durch verschiedene Unglücksfälle bis zur Dürftigkeit herabgesunkenen Aeltern einige Unterstützung zukommen zu lassen.

Inzwischen verschlimmerten sich die häuslichen Umstände seines Vaters immer mehr; ein kostspieliger Proceß, den er in Paris gegen mächtige Gegner und Unterdrücker führte, brachte ihn vollends um alles, was er hatte. Da er nicht einmal die Kosten zur Rückreise aufzutreiben wußte, so wandte er sich an seinen guten Sohn. Dieser war aber außer Stande, ihn dießmal mit baarem Gelde zu unterstützen, da er jeden Pfennig, den er nur ersparen konnte, seinem armen Vater schon mitgetheilt hatte. Er schrieb ihm daher mit blutendem Herzen, daß er in Paris bei einem Freunde noch einen ihm zuständigen astronomischen Quadranten stehen habe; er bat ihn, diesen zu verkaufen, und mit dem daraus gelösten Gelde die Rückreise zu bestreiten. Von der äußersten Noth gezwungen, wandte sich nun der alte Mechain an la Lande, und bot ihm das Instrument an. Dieser kaufte es, fragte nach seinem ehemaligen Besitzer, und wurde begierig, den jungen Mann, der sich von seinem ersparten Taschengelde ein solches Instrument aus bloßer Lernbegierde angeschafft

hatte, näher kennen zu lernen. La Lande äußerte dieses Verlangen gegen den alten niedergebeugten Vater mit einer solchen Wärme und einem solchen Eifer, daß der junge Mechain sogleich die Reise nach Paris machte, und sich dem würdigen Altvater aller Astronomen vorstellte. Dieser freute sich der Hoffnung, in dem talentvollen jungen Manne der Sternkunde einen Gelehrten zuführen zu können, der ihr einst wichtige Dienste leisten würde. Er entwarf ihm einen Studirplan, lieh ihm Bücher, gab ihm Rechnungen auf, und ermunterte ihn, öfter an ihn zu schreiben und von seinen Fortschritten Nachricht zu geben.

Mechain, von einer so liebreichen Aufnahme ganz bezaubert, kehrte wieder auf das Landhaus zu seinen Eleven zurück, und ergab sich mit brennendem Eifer dem Studium der Sternkunde. Nun entstand ein förmlicher Briefwechsel zwischen dem neu geworbenen Astronomen und seinem Führer und Wohlthäter. Mechain erholte öfters Raths bei seinem Lehrer, und theilte ihm seine Bemerkungen mit, die den denkenden Kopf und die natürlichen Anlagen zu dieser Wissenschaft immer mehr verriethen. In demselben Grade stieg auch la Lande's Eifer und Freundschaft für diesen jungen Mann mit jedem Augenblicke, und er verschaffte ihm im Jahr 1772 die Stelle eines Astronome-hydrographe bei dem Land- und See-Charten-Archiv zu Versailles.

Jetzt stand Mechain auf einem Posten, wo er Gelegenheit hatte, von seinen seltenen Kenntnissen Gebrauch zu machen. Es ist unglaublich, welche ungeheure Menge von Beobachtungen er zur Berichtigung der See-Charten aller Welttheile astronomisch berechnet,

und wie viel zweifelhafte Lagen von Inseln, Klippen, Küsten u. s. w. er aus Schiffer-Journalen erörtert, und mit kritischem Fleiß auseinander gesetzt hat. Die Resultate seiner Berechnungen, welche viele Bände betrugen, wurden zu Grundlagen der neuen Seecharten benutzt. Als man den schönen Entwurf machte, neue Seecharten von allen Küsten Frankreichs am Weltmeere aufnehmen zu lassen, erhielt Mechain mit noch einem Marine-Offizier die Leitung dieses ganzen Geschäftes, das durch den amerikanischen Krieg (1778) nur zu bald unterbrochen wurde. Indessen waren die Frucht dieser Expedition acht vortreffliche Küstencharten, die schon im Jahr 1778 in Kupfer gestochen, aber erst vor wenigen Jahren öffentlich bekannt gemacht wurden. Einen wichtigen Antheil hatte Mechain an der großen militärischen Charte von Deutschland in 9 Blatt, und einer ähnlichen von Italien in 3 Blatt, die der Herzog von Ayen, ein großmüthiger Beförderer nützlicher Wissenschaften, im Jahr 1780 entwerfen ließ. Beide Charten gehören bis jetzt unter die besten, und werden von Kennern noch immer gesucht und geschätzt.

Die Astronomie fand immer an Mechain den eifrigsten Beförderer; er war nicht nur rechnender, sondern auch praktischer Astronom, und bald machte er sich der königlichen Akademie zu Paris auf eine sehr vortheilhafte Art bekannt. Im Jahr 1781 hatte er das Glück (den 28. Jun. und den 9. October) zwei Kometen zu entdecken; er verfolgte ihren Lauf und berechnete zugleich ihre Bahnen. Er war einer der ersten französischen Astronomen, der den, in demselben Jahre von Herschel entdeckten neuen Planeten am sorgfältigsten beobachtet, und seine Bahn berechnet hat. Im fol-

genden Jahre trug er bei der königlichen Akademie der Wissenschaften einen Preis davon, über den berühmten, in den Jahren 1532 und 1661 erschienenen Kometen, dessen Rückkehr von einigen Astronomen im Jahr 1789 erwartet wurde. Er bewies in seiner meisterhaften Preisschrift, daß der Komet von 1532 und 1661 nicht ein und derselbe, sondern zwei ganz verschiedene Weltkörper, und keiner von beiden auf das Jahr 1789 zu erwarten sey, wie auch der Erfolg nachher vollkommen bestätigt hat. Dieser so ehrenvoll gewonnene Preis bahnte ihm den Weg in die Akademie, und er wurde noch in demselben Jahre in diese Gesellschaft der berühmtesten und gelehrtesten Männer Frankreichs als Associé ordinaire aufgenommen.

Welch ein fleißiger und unermüdeter Himmelsbeobachter Mechain zu allen Zeiten war, kann man schon daraus abnehmen, daß er seit 1781 eilf neue Kometen am Himmel entdeckt hat. Und wenn es ihm gleich der viel ältere Kometenspäher Messier in der Anzahl dieser neu entdeckten Weltkörper zuvor gethan hat, so kann man hingegen von Mechain behaupten, daß noch kein Astronom, weder der vergangenen, noch jezzigen Zeiten, für sich allein so viele Kometen zugleich entdeckt, beobachtet und berechnet hat. Nicht weniger als 24 neue Kometen-Bahnen hat er nach verschiedenen Methoden berechnet.

Als es im Jahr 1791 in der National-Versammlung wegen Einführung eines allgemeinen und gleichförmigen Maaßes und Gewichtes durch ganz Frankreich zur Sprache kam, dieß Project der königl. Akademie der Wissenschaften zum Gutachten übergeben wurde, und diese die Messung eines Meridian-Bo-

gens von Dünkirchen bis Barcellona vorgeschlagen hatte; so wurde diese Gradmessung zweien der geschicktesten Akademiker übertragen. Unserm Mechain wurde diese Ehre abermals zu Theil; er übernahm den südlichen Theil dieser Messung in den Pyrenäen und in Spanien; de Lambre den nördlichen. Mehrmals gerieth der erstere bei dieser Expedition in Lebensgefahr. Er hatte das Unglück, auf einer seiner Triangel-Stationen von einem der höchsten Berge in den Pyrenäen einen sehr gefährlichen Sturz zu thun. In Catalonien wäre er beinahe um das Leben gekommen, indem er einen Freund von einer augenscheinlichen Gefahr in der Nähe einer hydraulischen Maschine zu retten, begriffen war, wodurch er selbst eine gefährliche Kopfwunde, nebst einem doppelten Bruch des Knochens, der die rechte Schulter mit dem Halse verbindet, erlitt. Das viele Ungemach, das er in diesen rauhen Gebirgsgegenden auf dieser Messung erdulden mußte; der viele Kummer und die Sorgen, die ihm seine hülflos in Paris, unter dem Schwerdt der Würger und Ungeheuer, die sein Vaterland mit Blut überströmten, zurückgelassene Familie verursachte, und von der er seit 7 Jahren getrennt leben mußte; der gänzliche Verlust seiner kleinen vieljährigen Ersparnisse und des Vermögens seiner Frau, das er auf Staatsrenten gelegt hatte: alle diese Leiden zerrütteten und zerstörten seine Gesundheit unwiederbringlich. Dennoch gieng er von neuem nach Spanien, um auf Befehl der Regierung Beobachtungen anzustellen, starb aber daselbst 1804 an der epidemischen Krankheit.

Nikolaus Saunderson.

Professor der Mathematik in Cambridge.

Saunderson gehört zu den merkwürdigen Menschen, welchem, gleich jenem Sänger in der Odyssee, die Unsterblichen Ein Schlimmes und Ein Gutes beschieden; jenes, indem sie ihn des Gesichtssinns beraubten; dieses, indem sie ihn mit ausgezeichneten Talenten zu den abstractesten Wissenschaften ausrüsteten. In sofern er aber nicht erst im Alter, oder doch wenigstens in reifern Jahren, sondern schon in der ersten Kindheit der Augen beraubt, und gleichwohl durch diesen Unfall nicht gehindert wurde, sich unter den vorzüglichsten Mathematikern seiner Zeit einen Namen zu machen, in sofern gehört er allerdings zu den außerordentlichsten Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt.

Geboren wurde er im Laufe des Jahres 1682 zu Thurleston, nahe bei Penniston in Yorkshire. Die Ansprüche, zu denen ihn seine Geburt berechtigte, waren eben nicht glänzend, denn sein Vater war ein gemeiner Zollbedienter, der nur weniges Vermögen besaß. Kaum hatte er das erste Lebensjahr zurück gelegt, so befielen ihn die bösartigsten Blattern, welche ihn auf die ganze übrige Zeit seines Lebens des Lichts der Augen beraubten; man sah bei ihm weiter nichts, als die Augenhöhlen. Indessen zeigte er bei mehreren Jahren eine lebhafte Lernbegierde, und daher brachte man ihn sehr frühzeitig in die Freischule zu Penniston, wo er mit Leichtigkeit die Anfangsgründe der lateini-

schen und griechischen Sprache erlernte. In der Arithmetik gab ihm sein Vater selbst Unterricht, und hier entfalteten sich die Gaben seines Genies auf eine Art, welche allgemeines Erstaunen erregte; es wurde dem blinden Knaben nicht schwer, durch die Stärke seiner Einbildungskraft die schwierigsten arithmetischen Aufgaben zu lösen, und öfters erfand er dazu eigne Regeln.

Es bedurfte eines günstigen Umstandes, um den jungen Saunderson auf der Laufbahn zu erhalten, die er so glücklich betreten hatte, da dem Vater seine Armuth nicht vergönnte, auf die Erziehung seines Sohnes viel zu verwenden. Glücklicherweise fand dieser einen Mäzen, der ihm das Fortschreiten auf der wissenschaftlichen Laufbahn erleichterte. Als er nemlich in seinem 18ten Jahre stand, lernte ihn ein gewisser Richard West kennen, ein Mitglied des Unterhauses von großem Vermögen, und zugleich ein Liebhaber der mathematischen Studien. Er bewunderte nicht allein die Fähigkeiten des blinden Jünglings, sondern nahm sich auch die Mühe, ihm selbst in den Anfangsgründen der Geometrie und Algebra Unterricht zu ertheilen. Als dieser Unterricht aufhörte, besuchte Saunderson eine Privatakademie zu Atterclief, aber nur auf eine kurze Zeit, weil die Logik und Metaphysik, die hier die Hauptbeschäftigung waren, ihm nicht behagten. Er kehrte daher in das älterliche Haus zurück, und setzte seine mathematischen Studien durch Hülfe eines Buchs und eines Vorlesers fort. Sein seltenes Genie half ihm, alle Schwierigkeiten glücklich zu besiegen.

Eine Akademie schien endlich der beste Ort zu seyn, wo Saunderson von seinen erworbenen Kenntnissen Gebrauch machen, und durch Vorlesungen seinen Un-

terhalt gewinnen könnte. Im 25sten Jahre seines Alters wurde endlich dazu Rath geschafft, indem einige Freunde seines Vaters eine Kollekte veranstalteten, die ihn in den Stand setzte, sich nach Cambridge bringen zu lassen. Hier eröffnete er sogleich den Vorstehern der Akademie seinen Wunsch, den Lehrstuhl zu besteigen, und der damalige Professor der Mathematik, William Whiston, war sehr bereit, die Schwierigkeiten zu entfernen, die sich der Ausführung dieses Vorsatzes entgegen stellten.

Saunderson hielt seine ersten Vorlesungen über Newtons Principia Mathematica, über dessen Arithmetica universalis, und welches das sonderbarste war, auch über die Optik desselben. Da sein Freund und Gönner Josua Dunn, der ihn nach Cambridge geführt hatte, und der ein Mitglied des Kollegiums war, sein Verdienst der ganzen Universität gleich anfangs nachdrücklich empfohlen hatte, so wurden seine Vorlesungen sehr stark besucht. Als Whiston wegen seiner bekannten Religionsstreitigkeiten von seinem Amte entsetzt wurde, erhielt Saunderson dessen Lehrstelle, und es wurde ihm durch einen ausdrücklichen Königl. Befehl die Magisterwürde ertheilt. Dieß hatte Newton ausgewirkt, der sich seiner sehr annahm. Er trat sein Amt mit einer Rede an, die in sehr zierlichem Latein abgefaßt war. Seine Wohnung hatte er bis zum Jahr 1732 in dem Kollegium, wo er ein eignes Haus bezog; er heyrathete darauf die Tochter eines Rektors Dikins, mit welcher er eine Tochter zeugte.

Die Feinheit seines Gefühls war außerordentlich groß. Er war im Stande es zu sagen, wenn ihm etwas nahe vors Gesicht gehalten wurde, oder wenn er nahe

bei einem Baume vorbei gieng. Unter einem Haufen römischer Münzen konnte er die ächten von den falschen genau unterscheiden, obgleich letztere so fein nachgemacht waren, daß sie einem Kenner, der sie nach dem Auge beurtheilte, hätten verführen können. Doch war er nicht im Stande die Farben durchs Gefühl zu unterscheiden, ob er gleich sonst die mindeste Rauhigkeit auf polirten Flächen empfinden konnte. Die Vorzüge seines Gehörs waren ebenfalls sehr groß. Er unterschied nicht nur Leute, welche er nur einmal hatte sprechen hören, sondern beurtheilte auch selbst aus dem Schalle die Entfernungen sehr genau. So urtheilte er auf die Art von der Größe eines Zimmers, und von der Entfernung einer Wand; und wenn er einmal über ein Pflaster von Höfen, offenen Plätzen u. d. gl. gegangen war, so wußte er, aus dem Schall seiner Tritte, künftig genau zu sagen, an welcher Stelle er sich befände.

Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes erweckte übrigens mehr Bewunderung als Zuneigung. Er hatte viel Witz und Lebhaftigkeit des Geistes, sagte aber alles ganz ohne Zurückhaltung, oft mit Beleidigung des Wohlstandes heraus; schlimmer noch war dieß, daß er in der Liebe, im Trinken und im Fluchen bis zu einem erstaunlichen Grade ausschweifte. Sein anhaltendes Sitzen mochte die nächste Veranlassung seyn, daß er endlich an einem starken Scorbut kränkelte, welcher am 19. April 1739 seinem Leben ein Ende machte. Er hatte in allen Theilen der Mathematik etwas zum Besten seiner Zuhörer geschrieben, welches nach seinem Tode in zween Quartbänden mit dem Bildnisse des Verfassers gedruckt worden ist.

William Emerson.

Ein englischer Mathematiker.

Wenn ein schlichter Landbewohner, durch innere Geistesthätigkeit gespornt, sich über seine enge Sphäre erhebt, und selbst als Schriftsteller sich Beifall erwirbt, so gehört das immer unter die seltenen Phänomene, die eine Auszeichnung verdienen. Emerson war ein solcher Mann. Man hat von ihm gute und mit Beifall aufgenommene Lehrbücher der Arithmetik und Geometrie, der Trigonometrie, Mechanik, Algebra, Optik und Perspectiv, der Astronomie, Maschinenlehre u. dgl. — und daß diese Bücher auch darum eine merkwürdige Erscheinung sind, weil Er sie schrieb, sagt die Geschichte seines Lebens.

Er war 1701 zu Hurworth, einem Dorfe in der Nachbarschaft von Darlington, an der südlichen Grenze der Grafschaft Durham, in dem nördlichen Theile von England, geboren. Sein Vater war daselbst Schullehrer. Dieser Mann hatte ziemlich gute Kenntnisse in der Mathematik. Durch seinen Unterricht und durch seine Bücher ist wahrscheinlich das Talent des Sohnes für das mathematische Studium geweckt worden. Neben dem väterlichen Unterricht genoß dieser noch in den gelehrten

Sprachen des Beistandes eines jungen Geistlichen, der zu Hurworth Gehülfe des Pfarrers war, bei dem der alte Emerson seinen Tisch hatte. Anfangs versuchte der junge Emerson auch einige wenige Schüler zu unterrichten, war aber in diesem Geschäfte nicht glücklich, es sey nun, daß er nicht die Gabe hatte, seine Gedanken deutlich genug vorzutragen, oder daß ein lebhaftes Temperament ihn zu ungeduldig machte. Darum gab er diese Lebensart auf, und widmete sich, zufrieden mit einem kleinen, von seinen Eltern ererbten Vermögen, ganz seinen eigenen gelehrten Beschäftigungen. Diese verfolgte er mit großem Eifer, an demselben Orte, wo sein Vater gelebt hatte, sein ganzes langes Leben hindurch. Er genoß größtentheils einer sehr guten Gesundheit, bis auf die letzten Jahre seines Lebens, da er sehr von Steinschmerzen litt. Diese verursachten auch seinen Tod im Jahre 1782, in einem Alter von 81 Jahren, an seinem Geburtsorte.

Emerson hatte sich durch seinen kraftvollen, muntern Verstand, und durch angestrengten Fleiß eine gründliche Kenntniß in allen Theilen der Mathematik und Physik erworben, über welche alle er auch Schriften verfaßt hat, nur in einem nicht sorgfältig genug ausgearbeiteten Vortrage. Durch Entdeckungen oder neue Ansichten zeichnen sich seine Schriften nicht aus. In der theoretischen Musik, sowohl nach den alten, als neuen Systemen, war er sehr gut bewandert; allein in der praktischen war er ein Stümper. Doch konnte er einige musikalische Instrumente verfertigen und ausbessern; er gieng auch zuweilen auf dem Lande herum, Claviere zu stimmen.

In der Lebensart, im Umgange, selbst in der Kleidung hatte er vieles Sonderbare. In seinem äußern Aufzuge und in seinen Manieren war er plump und selbst bäurisch. Sein Ausdruck war gemein, fast pöbelhaft, da er seine Behauptungen mit Schwüren und Flüchen zu begleiten pflegte, ohne doch jemand dadurch beleidigen zu wollen. Er besaß einen scharfen natürlichen Verstand, und konnte über alle Gegenstände vernünftig reden, war aber sehr starrköpfig, und konnte keinen Widerspruch vertragen. Sein ganzes Leben brachte er mit angestrengtem Studiren und Bücherschreiben zu. Von der Einnahme, die er durch seine Schriften erhielt, tilgte er einige Schulden, womit sein kleines väterliches Gut beschwert gewesen war. In seiner Kleidung zeigte er sich so wunderlich, wie in jedem andern Stücke. Gewöhnlich besaß er nur einen Anzug, der immer sehr alt aussah. Eine Weste zog er selten an; den Rock trug er vorn offen, nur mit dem untersten Knopfe zugeknöpft. Auch das Hemde trug er nicht, wie es andere zu tragen pflegen, sondern mit dem Schlitze auf dem Rücken, mit dem Kragen zugeknöpft, und die Brust ganz bedeckt. Seine Perücke war rostfarbig, ganz schlicht ohne ein einziges gekrümmtes Haar, und hatte wahrscheinlich, seitdem sie gemacht worden war, nie den Durchzug eines Kammes erlitten. Ein Hut hielt bei ihm einen guten Theil seines Lebens aus. Denn so wie die Krämpe schlaff ward und herunter hieng, schnitt er einen Streifen nach dem andern von Zeit zu Zeit ab, bis daß zuletzt fast nichts als das Kopfstück übrig blieb.

Emerson war ziemlich klein von Statur, aber stark und wohlgebaut, mit einer offenen Miene, röthlicher Gesichtsfarbe, von gesunder und starker Leibesbe-

schaffenheit. Er gieng oft zu Fuß nach London, ohngefähr 50 deutsche Meilen weit von seinem Wohnorte, wenn ein Werk von ihm da gedruckt ward, um jeden Bogen wegen der Druckfehler selbst durchzusehen. Denn sein Lieblingsgrundsatz war, keinen Augen zu trauen, als seinen eigenen. Bei Untersuchungen aus der Mechanik machte er immer Erfahrungsproben von den Lehrsätzen, und verfertigte das dazu nöthige Geräthe alles selbst im Kleinen, daher seine Wohnung mit allen Arten von mechanischen Werkzeugen, zum Theil in Stücke zerlegt, angefüllt war. Das Fischen war ihm eine angenehme Beschäftigung, wobei er sich oft bis an den Leib ins Wasser begab. Er pflegte einige Zeit hindurch ununterbrochen zu studiren, und dann zur Erholung nach irgend einem Bierhause zu gehen, um daselbst mit dem ersten dem besten einen Krug Bier zu trinken und zu schwatzen.

Ein gewisser angesehener Herr in der Nachbarschaft war Emerson sehr gewogen, und besuchte ihn oft, um sich mit ihm zu unterhalten, woran er viel Vergnügen fand. Auch kam dieser Herr oft zu ihm auf das Feld, wo er arbeitete, und begleitete ihn von da nach Hause, konnte aber nie es von ihm erhalten, daß er sich zu ihm in den Wagen gesetzt hätte. Bisweilen ward er derb abgewiesen, mit den Worten: „Zum Teufel mit euren Albernheiten, ich gehe lieber zu Fuß.“ — Emerson war verheyrathet. Seine Frau mußte auf einem Spinnrade von alter Art, das er selbst verfertigt hatte, spinnen. Es ist das nemliche Spinnrad, wovon er in seiner Mechanik eine Zeichnung gegeben hat.

Jakob Ferguson.

Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften in London.

Daß man es durch Genie und Fleiß, auch ohne andere Glücksumstände, sehr weit bringen könne, lehrt das Beispiel dieses verdienten Gelehrten. Er war im Jahr 1710, einige Meilen von Keith, einem Dorfe in Nordschottland, von zwar armen aber rechtschaffenen Aeltern geboren. Das baufällige Dach ihrer Wohnung gab schon im achten Jahre seines Alters die sonderbare Gelegenheit zur Entwickelung seines Talents für die Mechanik. Der Vater bediente sich des Hebebaums, um das gesenkte Dach wieder in die Höhe zu richten. Dieß sah der junge Ferguson, und fieng selbst an, kleine Hebel zu machen, die er nach und nach durch verschiedene Erfahrungen zu großer Vollkommenheit brachte. Er setzte sogar eine kleine Beschreibung von diesen Maschinen auf, zeichnete mit der Feder die Figuren dazu, und glaubte nun das größte Werk in dieser Art verfertigt zu haben.

Seine ersten Versuche in der Astronomie sind nicht minder merkwürdig. Die dürftigen Umstände seiner Aeltern hatten ihn genöthigt, sich in der Nachbarschaft als Schaafhirte zu vermiethen, wobei er Muße genug hatte, die Gestirne zu beobachten. War sein Tagewerk vorüber, so wandelte er des Nachts mit einer Laterne auf das freie Feld, legte sich auf den Rücken, und nachdem er eine Schnur, so hoch wie sein Arm, an welchen kleine Kügelchen geschnürt waren, zwischen sei-

nen Augen und den Sternen, die er beobachten wollte, aufgezogen hatte, so schob er die Kügelchen so lange hin und wieder, bis sie seinen Augen diese oder jene Sterne gänzlich verbargen, um dadurch ihre scheinbare Entfernung von einander zu finden. Hierauf legte er den Faden auf Papier, und bemerkte mit den Kügelchen die beobachteten Sterne nach ihrem verschiedenen Stande. Der Pfarrer zu Keith lieh ihm die erste Charte der Erdkugel, welche er sogleich abzeichnete; und nach der Beschreibung eines Globus in Gordons geographischer Grammatik machte er sich einen Globus von Holz, und zeichnete die Erdcharte darauf. Während einer Krankheit, der Folge von allzustrengen Arbeiten, verfertigte er eine ganz hölzerne Wanduhr, die sehr richtig gieng, und die Stunden auf einem Stücke von einer zerbrochenen gläsernen Flasche anschlug. Eben so glücklich ahmte er die erste Taschenuhr, die ihm zu Gesichte kam, in Holzarbeit nach. Das Räderwerk durchaus war hölzern, die Feder von Fischbein, und ein gleichfalls hölzernes Gehäuse, in allem nicht viel größer als eine Theetasse.

Seine Geschicklichkeit verschaffte ihm die Bekanntschaft mit dem Ritter Jakob Dumbar, der ihn in seine Dienste nahm. Schon vorher hatte er von dem Tafeldecker eines Landedelmanns die Decimal-Rechnung, die Algebra und die Geometrie erlernt. Jetzt lernte er zeichnen, und fieng an Bildnisse zu mahlen, durch welche Beschäftigung er verschiedene Jahre, in Schottland sowohl als in England, als er sich schon auf ernsthaftere Studien gelegt hatte, sich und seine Familie erhielt. Zwei große steinerne Pfeiler, die auf Dumbars Thorpfeilern ruhten, ermunterten ihn zu neuen Versuchen in seiner Lieblingsbeschäftigung. Er mahlte mit

Oel-

Oelfarben auf die eine die Erd- und auf die andere die Himmelskugel, und zwar mit so vieler Geschicklichkeit, daß die Pole der gemahlten Globen gerade gegen die Pole des Himmels gerichtet waren. Auf jeder derselben waren die 24 Stunden rund um die Aequinoctial-Linie bemerkt, so daß, wenn die Sonne schien, die gewisse Zeit des Tages durch den Grenzabschnitt von Licht und Schatten auf den jedesmal halb erleuchteten und halb beschatteten Kugeln sehr richtig angezeigt wurde. Die erleuchteten Theile des Erdglobus waren hier allezeit den erleuchteten Theilen der wirklichen Erdkugel gleich. Man konnte folglich sehr genau sehen, an welchen Orten die Sonne auf und unter gieng, und wo es Tag und Nacht auf dem Erdboden war.

Allmählig wurde Ferguson der Haushalter eines kleinen Vermögens, dessen Erwerb ihm die Güte seiner Freunde erleichtert hatte. Einige Zeit widmete er sich dem Studium der Heilkunde, doch bald verließ er dasselbe wieder, weil er sich nicht zu weit in ein Geschäft wagen wollte, zu welchem Erfahrungskenntnisse nicht minder, als Genie erfordert werden, und von welchem die Folgen des Irrthums so gefährlich sind. In seinem 29sten Jahre heyrathete er, und als er 30 Jahr alt war, erfand er, mit sehr geringer Beihülfe von Büchern und Instrumenten, die vortreffliche Maschine zum Anzeigen der Neumonde und Finsternisse, die er seine astronomische Rotula nannte. Durch das bloße Anschauen eines Orrerys, dessen innere Beschaffenheit ihm aber nicht gezeigt ward, verfertigte er einen von der Erdkugel, für die Bewegungen der Erde und des Mondes, und hielt seine ersten Vorlesungen über den Gebrauch desselben.

Nicht lange nachher begab sich Ferguson nach London, wo er zuerst einige artige astronomische Tafeln und Berechnungen herausgab, und hernach über die Experimental-Philosophie öffentliche Vorlesungen hielt, die er auf Subscription in den meisten und vornehmsten Städten von England mit allgemeinem Beifall wiederholte. Eine Zeichnung von den zusammengesetzten Linien der Bewegung des Mondes empfahl ihn der Königl. Societät der Wissenschaften, die ihm die Ehre erwies, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. König Georg der Dritte wurde auf das Verdienst des bescheidenen Mannes aufmerksam gemacht, er berief ihn zu sich, ließ sich von ihm einige Vorlesungen halten, unterhielt sich in der Folge öfters mit ihm über wichtige Materien, beschenkte ihn mehrmals und gab ihm ein Jahrgeld von 50 Pfund. Verschiedene physikalische, mathematische, astronomische und mechanische Schriften fanden den Beifall der Kenner und Liebhaber, und seine Astronomie nach Newtons Grundsätzen, von Kirchhof übersetzt, hatte das Glück, selbst in Deutschland mehrere Auflagen zu erleben. Ferguson hat das Verdienst, die vornehmsten Erscheinungen des Himmels sehr sinnlich darzustellen.

Nach einem langen und nützlichen Leben starb er den 16. Nov. 1776. Sein Charakter verdient die größte Hochachtung. Er war wohlthätig, und in seinen Sitten so sanft und unschuldig, wie ein Kind, bescheiden, höflich und mittheilend. Die Philosophie schien bei ihm nur Mißtrauen gegen sich selbst und Bescheidenheit, eine Liebe zu den Menschen und zu seinem Schöpfer, hervorzubringen. Sein ganzes Leben war ein Muster von Ergebung an Gott, und von christlicher Frömmigkeit.

Anton, Bernhard und Joseph de Jussieu.

Französische Botanisten.

Drei Brüder, die ihr ganzes Leben der Untersuchung der Natur widmeten, und sich reelle Verdienste um die Wissenschaft erwarben, — das einzige Beispiel seiner Art. Ihr Vater war ein Arzt und Apotheker zu Lyon, und hier wurde Anton am 6ten Jul. 1686 geboren. Schon in den ersten Jahren der Jugend äußerte sich seine Liebe zu den Naturwissenschaften, und das Kräutersammeln war ihm das angenehmste Geschäft. Als er im Dreieinigkeitskollegium seiner Vaterstadt seine Studien vollendet hatte, gieng er nach Montpellier und erlangte hier die medizinische Doktorwürde. Hierauf unternahm er zu verschiedenen Zeiten Reisen auf die Alpengebirge, nach der Provence, nach Languedoc, ins Land der Sevennen, nach Bretagne und nach der Normandie, um sich die Pflanzen bekannt zu machen.

Zeitig fand Jussieu eine Stelle, die seinen Kenntnissen angemessen war, und den Lohn, der seinen Verdiensten gebührte; er wurde in seinem 23sten Jahre der Nachfolger des berühmten Tournefort in dem Lehrstuhle der Botanik und in der Aufsicht über den königlichen botanischen Garten zu Paris. Jetzt fand er die

beste Gelegenheit, in der Kräuterkunde immer tiefere Einsichten zu erlangen, und seine Beobachtungen der Welt mitzutheilen. In den königlichen Garten, dem er vorstand, kamen die seltensten Gewächse aus allen Gegenden der Erde, und er lieferte nun zu den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit dem Jahr 1712 war, eine Menge vortrefflicher Beiträge über merkwürdige Pflanzen. Der französische Hof sandte ihn nach Spanien und Portugal, um aus diesen Reichen diejenigen Pflanzen nach Paris zu holen, welche im botanischen Garten des Königs noch fehlten. Er schrieb eine Geschichte des königlichen Gartens (Hist. du Jardin royal de Paris), verbesserte Tournefort's Lehrbuch der Botanik (Institutiones rei herbariae), und erst im Jahr 1772 erschien aus seinem Nachlasse eine Abhandlung von den Eigenschaften der Pflanzen (Traité des vertus des plantes). Er selbst starb am 22. April 1758.

Mit seinen literarischen Beschäftigungen verband Jussieu auf eine edelmüthige Art die Uebung der Arzneikunde, denn er war vorzüglich der Arzt der Armen. Täglich sammelte sich eine ansehnliche Zahl derselben um ihn, und er unterstützte sie nicht allein mit seinem Rathe, sondern auch mit seinem Gelde, denn er besaß ein ansehnliches Vermögen, dessen Erbe sein Bruder Bernhard war.

Dieser wurde am 17. August 1699 zu Lyon geboren. Er legte den Grund der Wissenschaften bei den Jesuiten in seiner Vaterstadt, und studirte die Philosophie zu Paris, unter der Aufsicht seines Bruders Anton. Kaum war der Kursus geendigt, so mußte er seinen Bruder auf einer Reise begleiten, um die Pflan=

zen der Pyrenäen, in Spanien und Portugal zu untersuchen. Dadurch bekam er Geschmack an der Botanik und Naturgeschichte. Alles, was er sah, wurde begierig ergriffen, und mit der größten Leichtigkeit erlernt. Nach seiner Rückkehr aus Spanien suchte er die Pflanzen um Lyon und auf den benachbarten Alpen auf, und gieng nachher nach Montpellier, um die Arzneikunde zu erlernen. Hier wurde er 1720 Doktor, mit dem Vorsatze, sich der Praxis zu widmen, aber bei näherer Prüfung gab er denselben auf, ohnerachtet er die nöthigen Gaben, ein richtiges Urtheil, ein gutes Gedächtniß, ein gewisses Ausdauren, ein seltenes Talent, gehörig zu beobachten, im vollen Maaße besaß. Die Ursache war eine gewisse Empfindlichkeit, vermöge welcher er *keine* Kranke sehen konnte, ohne selbst krank zu werden, und vor lauter Mitleid heftiges Herzklapfen zu bekommen. Dagegen machte er sein Glück durch die Botanik und Naturgeschichte.

Vaillant war damals Lehrer der Kräuterkunde am königlichen Garten; er fühlte das Unvermögen des Alters, dachte an einen Nachfolger, schlug den jungen Mann vor, und bewirkte ihm die Anwartschaft. Diese Ehre war für ihn um so schmeichelhafter, da sein Bruder Anton ehedem des Vaillants Nebenbuhler war, und den Vorzug erhielt. Der junge Jussieu, erst 25 Jahr alt, widmete sich diesem neuen Amte mit allem Feuer der Jugend; gab dem Garten in kurzem ein ganz anderes Ansehen, und ließ sich 1726 unter die Doctoren der Pariser Fakultät aufnehmen.

Um diese Zeit besorgte er eine neue Ausgabe der Tournefortischen Beschreibung der Pflanzen um Paris (Histoires des plantes, qui naissent aux environs

de Paris), und bereicherte dieselbe mit wichtigen Anmerkungen und vielen neu entdeckten Pflanzen. Dadurch bahnte er sich den Weg in die Akademie der Wissenschaften, in welche er den 12ten August 1725 aufgenommen wurde. Man hat von ihm gesagt: er habe wenig geschrieben, aber viel gesprochen, und andere hätten nach ihm geschrieben. Im Jahr 1739 lieferte er eine Abhandlung vom Pillenkraut, die mit vieler Bestimmtheit und Deutlichkeit abgefaßt ist, und worin die Geschlechtstheile außer Streit gesetzt sind. Im Jahr 1742 that er eine Reise an die Seeküsten, und hatte Gelegenheit, den Streit über die Korallinen zum Besten des Prissonel aufzuklären.

Jussieu war kein Freund der eingebildeten Systeme, die mehr zur Bequemlichkeit der Physiker, als zur Erweiterung der Wissenschaft dienen. Daher rieth er dem Rousseau auf seine Anfrage, welchem System er in der Botanik folgen solle, die Pflanzen nach den Charakteren, welche die Natur darbietet, zu beobachten. Alle Jahre stellte er Herborisationen um Paris an, und lehrte seine Schüler in dem großen Buche der Natur lesen. Mit einer unbeschreiblichen Geduld konnte er in einer Viertelstunde den Namen der nemlichen Pflanze wohl 200mal wiederholen, und selbst bei dem Misbrauche dieser Güte, da man ihm beflissentlich verstümmelte Pflanzen vorlegte, nannte er sogleich dieselben, und gab das Zeichen an, woran sie zu erkennen, und von andern zu unterscheiden sind. Dieß thaten seine Schüler sogar, als der berühmte Linne nach Paris kam, um das Verdienstliche ihres Lehrers kennbar zu machen, aber ohne den Linne zu schonen, der sich von dieser Zudringlichkeit mit Manier befreite. Wer nur Achtung gab,

und ein gutes Gedächtniß hatte, konnte in Kurzem ein Kräuterkenner werden. Er ersetzte, was sich nicht in den Büchern findet, und theilte gerne mit, was er wußte. Sein Haus stand allen Gelehrten offen, und seine Dienstbeflissenheit war unbegrenzt.

Jussieu ließ sich's sehr angelegen seyn, das königliche Kabinet zu bereichern, und hielt dieß für das beste Mittel, seine Lieblingswissenschaft zu erweitern. Er gab Ludwig dem Funfzehnten einige Jahre Unterricht in der Botanik, und fuhr wöchentlich einigemal nach Trianon, ohne die dadurch verursachten Kosten wieder zu bekommen. Er hat nie etwas gefordert, aber auch nichts bekommen. Am Hofe muß man öfters den Hofmann machen, und für sein Glück sorgen: allein Jussieu sah nur Pflanzen, und vergaß darüber die Mittel, sich ein gutes Auskommen zu verschaffen. Ohne Eigennutz theilte er mit, was er wußte und konnte, und schien auf das Mein und Dein gar nicht eifersüchtig zu seyn.

Die Bescheidenheit dieses verdienstvollen Naturforschers glich seiner Gelehrsamkeit. Er kannte überhaupt die heftigen Leidenschaften nicht, welche die Gesundheit zerstören. Er lebte mäßig, und wurde über 78 Jahr alt, ohne je krank gewesen zu seyn. Nur fühlte er in den letzten Lebensjahren die Folgen seiner Arbeitsamkeit — eine große Schwäche, die durch den Gram über den Tod seines Bruders noch zunahm. Er starb am 6ten November 1777.

Weniger günstig war das Schicksal dem dritten Bruder Joseph, der am 3ten September 1704 als das letzte von 16 Kindern geboren war. Seine beiden Brüder führten ihn zu ihrer Wissenschaft an; er ver-

ließ aber auf eine kurze Zeit Botanik und Arzneikunde für Mathematik, und ward Ingenieur. Auf dieser Laufbahn sammelte er Kenntnisse, die er bei jener Beschäftigung, zu der er zurück kehrte, mehrmals anbringen konnte. Er gieng 1735 mit den Astronomen nach Peru, als Botanist, und diente ihnen selbst bei ihren Verrichtungen. Er beobachtete die Bäume, welche den Quinquina geben, lernte von den Einwohnern den Gebrauch der Rinde, und die Art, einen Extract daraus zu machen, davon er seinen Brüdern überschickte; dieser Extract fand sich wirksamer, als der, den man in Frankreich macht.

Als die Astronomen nach sieben Jahren auf ihre Rückreise dachten, unternahm er, amerikanische Länder zu besuchen, die von Europäern nicht bewohnt werden; als Arzt konnte er ohne Unterstützung aus Europa reisen. Es ward ihm sogar, bis zu Ende einer epidemischen Krankheit, wo man ihn nöthig fand, untersagt, das Land zu verlassen, und dem, der ihn etwa, wenn er über die Grenze gehen wollte, aufhielt, eine Belohnung versprochen. Diese neuen Reisen trat er erst 1747 an; die meisten seiner dasigen Entdeckungen sind für uns verloren. In Potosi unterrichtete er die Aerzte, nahm Charten der Provinz auf, untersuchte die Bergwerke, verbesserte öffentliche Bauanstalten, und durfte nicht eher wegreisen, bis er eine nothwendige Brücke gebaut, einen Fluß durch Dämme eingeschränkt, die Wege gebessert hatte. Man setzte ihm zur Erkenntlichkeit auf öffentliche Kosten eine Pyramide. Der Gouverneur machte ihm Hoffnung, ihn mit nach Europa zurück zu nehmen, ließ ihn aber bei seiner Frau, die eines Arztes bedurfte, zurück. Jussieu bekam weder

aus Europa Unterstützung, noch dort Besoldung, mußte zu seinem Unterhalt die medicinische Praxis treiben, die übrige Zeit widmete er der Geometrie, der einzigen Wissenschaft, die ihn durch die Evidenz ihrer Beweise befriedigte. Durch Arbeiten und Verdruß an Leibes- und Gemüthskräften geschwächt, kam er 1771 nach Paris zurück. Sein Bruder war das einzige, dessen er sich erinnerte. Alle seine Bemühungen und Entdeckungen seit 40 Jahren waren durch Leiden aus seinem Gedächtniß verwischt. Er versank in eine gänzliche Erschlaffung, und starb am 1sten April 1779. Er war 36 Jahre lang Akademist, ohne einer Versammlung beigewohnt zu haben, hatte sein ganzes Leben den Wissenschaften gewidmet, und keine einzige Abhandlung herausgegeben.

Louis Jean Marie Daubenton.

Senator und Professor in Paris.

Dieser berühmte Naturforscher wurde den 20. May 1716 zu Montbar im Departement Cote d'or (dem ehemaligen Bourgogne) geboren, wo sein Vater als Notar lebte. Von Jugend auf zeichnete er sich durch sanfte Sitten und durch seine Arbeitsamkeit aus, und gewann daher sehr leicht die Liebe seiner Lehrer. Seinen ersten Unterricht genoß er bei den Jesuiten zu Dyon; und als er hernach seinen sogenannten philosophischen Kursus bei den dasigen Dominikanern gemacht hatte, wurde er von seinem Vater, der ihn dem geistlichen Stande bestimmt hatte, nach Paris geschickt, um dort die Theologie zu studiren. Im Geheim überließ er sich aber seiner Neigung zur Medicin; und als der Tod seines Vaters im Jahr 1736 ihm seine völlige Freiheit ließ, setzte er dieß Studium mit Eifer fort, promovirte 1740 zu Rheims, und kehrte dann als Arzt in seine Vaterstadt zurück.

Buffon, sein Jugendfreund, war damals zum Aufseher des botanischen Gartens und des damit verbundenen naturhistorischen Museums ernannt worden. Dieß fesselte denselben ganz an die Naturgeschichte, und

sehr bald entstand bei ihm der Entschluß, für das Studium dieser Wissenschaft ein Interesse zu erwecken, daß die bisherigen größtentheils trockenen Bearbeitungen derselben nicht hervorzubringen vermocht hatten. Da er indessen mit dem blühenden Vortrage, den er diesem Werke geben zu können fühlte, auch Gründlichkeit verbinden wollte, so wählte er (1742) zu seinem Gehülfen den mit ihm an einem Orte gebornen Schulfreund Daubenton, den er hinlänglich kannte, um sich auf ihn in allen den Rücksichten verlassen zu dürfen, für die er ihn brauchen wollte. Er fand aber in ihm mehr, als er suchte, und nie war vielleicht eine Verbindung zu einem wichtigen Werke glücklicher. Beide hatten ganz verschiedene Charaktere, deren Vereinigung erst dem Werke die gewünschte Vollkommenheit geben konnte. Der kraftvolle und leidenschaftliche Buffon, der bei seinen Unternehmungen schnellen Genuß verlangte, schien die Wahrheit mehr errathen als suchen zu wollen, und überließ sich nur allzusehr seiner Einbildungskraft, und seiner Beredsamkeit; Daubenton hingegen, der bei seiner Schwächlichkeit, ein gemäßigtes Temperament besaß, gieng bei allen Untersuchungen mit der gewissenhaftesten Vorsichtigkeit zu Werke; glaubte und behauptete nur so viel, als er gesehen und gefühlt hatte; entfernte sorgfältig alle bildlichen und andere verführerische Ausdrücke aus seinen nur auf Evidenz abzweckenden Aufsätzen, und bearbeitete sie so lange, bis sie ihm völlig Genüge leisteten. Buffon fand folglich an ihm einen treuen Führer, der ihn vom Abwege bewahrte, und ihm dadurch vielleicht nützlicher noch wurde, als durch das, was er selbst arbeitete. Auf alle Fälle würde ohne ihn die Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere,

die sie gemeinschaftlich bearbeiteten, nicht die Vollkommenheit erreicht haben, die man ihr zugestehen muß.

Buffon war nicht unerkenntlich gegen seinen Freund. Er gab ihm anfangs freie Wohnung, zahlte ihm, da er nur noch Adjunkt der Akademie der Wissenschaften war, aus deren Kasse mehrmals Gratifikationen, und verschaffte ihm nachher (1745) die Stelle eines Aufsehers über das naturhistorische Kabinet, deren damalige Besoldung von 500 Livres allmählig bis auf 4000 vermehrt wurde. Schwerlich konnte diese Stelle einem Würdigern ertheilt werden. Daubenton brachte das Kabinet zu einer bisher nicht geahneten Vollkommenheit in Rücksicht auf Anordnung und äußere Schönheit, und vermehrte dasselbe besonders mit anatomischen Präparaten. Die Beschäftigung mit diesem Kabinet wurde bei ihm zur Leidenschaft, die einzige vielleicht, die man je an ihm bemerkte.

So lange Daubenton mit Buffon an der Naturgeschichte der Vierfüßer arbeitete, konnte er der Akademie der Wissenschaften nur wenige Abhandlungen liefern; desto fleißiger arbeitete er aber nachher sowohl für diese Akademie, als auch für die Societäten der Medicin und der Oekonomie, so wie zuletzt noch für das National-Institut. So beschrieb er in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften (1754) fünf neu entdeckte Arten von Fledermäusen und (1756) die nach seinem Namen genannte Wasserspitzmaus, die, so gemein sie auch in Frankreich sind, bisher ungeachtet geblieben waren; ferner (1772) die Gattung der Muskelthiere und (1785) die Stimmorgane einiger ausländischer Vögel. Er war der erste, der die Kenntniß der vergleichenden Anatomie auf die Bestimmung der Arten

von Vierfüßern anwandte, von denen man Knochen ausgegraben hat, und zerstörte auf immer die lächerlichen Ideen von Riesen, die sich erneuerten, so oft man fossile Knochen eines großen Thiers entdeckte. — In der Physiologie der Pflanzen war er der erste, der die Bemerkung bekannt machte, daß die Bäume nicht vermittelst äußerer und koncentrischer Schichten wachsen, und der die in der Rinde bereits von ihm entdeckten Luftröhren wieder erkannte. Die Mineralogie verdankt ihm scharfsinnige Ideen über die Bildung der Alabaster und Stalactiten, über die Ursachen der Pflanzenabdrücke auf Steinen, über figurirte Marmorarten und Beschreibungen bis dahin wenig bekannter Mineralien.

Außer seinen naturhistorischen Arbeiten waren seine Bemühungen vorzüglich auf die Oekonomie und besonders die Verbesserung der Schaafzucht gerichtet. Was er in dieser Rücksicht seit 1766 in seinem Vaterlande praktisch weckte, wird ihn in Frankreich immer in einem gesegneten Andenken erhalten; seine vorzüglichsten Schriften hierüber sind auch in Deutschland durch Uebersetzungen bekannt. Diese Verdienste hatten ihm eine Art von Popularität erworben, die ihm im Jahr 1794 sehr wohl zu statten kam. Um sein bisheriges Amt zu erhalten, bedurfte er eines Certificats seines Bürgersinns; und die sogenannte Section der Sansculotten fertigte ihm dieses auf Verwendung einiger vernünftiger Leute, die sich des allgemeinen Bestens wegen unter die unwissenden Wüthriche gemischt und den Akademiker als S c h ä f e r vorgestellt hatten, in einem (sehr unorthographisch abgefaßten) Beschlusse aus.

Neben den bisher gedachten Schriften arbeitete er für beide Encyklopädien, besonders für die Encyclo-

pedie méthodique, in die er die Naturgeschichte der Vierfüßer, der Schlangen und Fische lieferte, gab ein Tableau méthodique des Minéraux heraus, das bei seinem Leben sieben Auflagen erlebte; lieferte nebenher durch sein Mémoire sur les Indigestions (1785 Nouv. Ed. 1798) einen Beweis von seinen medicinischen Kenntnissen, und hinterließ handschriftlich seine Vorlesungen im Collège de France, im Museum und in der Normalschule. Von diesen Vorlesungen hier noch einige Worte.

Schon lange hatte man sich in Frankreich über den Mangel an öffentlichem Unterrichte in der Naturgeschichte beklagt; endlich wurde 1773 einer der Lehrstühle der praktischen Medicin im Collège de France in einen Lehrstuhl der Naturgeschichte verwandelt. Daubenton trat diese Professur im Jahr 1775 an, und hielt überdieß späterhin (im Jahr 1783) auf Ansuchen des Pariser Intendanten Berthier, Vorlesungen über die Oekonomie in der Vieharzneischule zu Alfort, wo damals Vicq d'Azyr die Anatomie und Fourcroy die Chemie lehrte. Sein Wunsch aber, einen anschaulichern naturhistorischen Unterricht im Naturalienkabinette zu ertheilen, wurde erst unter dem Konvente erfüllt, der ihm die mineralogischen Vorlesungen übertrug. Diese hielt er mit dem gewohnten Eifer, bis an seinen Tod, so schwer sie ihm auch endlich bei seiner körperlichen Schwäche wurden, und unterrichtete sich noch bis auf die letzten Tage von allen neuen Fortschritten seiner Wissenschaft, um sie seinen Zuhörern mitzutheilen, die er nicht blos durch zusammenhängenden Vortrag, sondern auch durch Gespräche zu unterrichten suchte. Auch hielt er einige Vorlesungen

in der ephemerischen Normalschule, und zwar mit dem ausgezeichnetsten Beifalle.

Bei diesen angestrengten Arbeiten erreichte er, troß seiner Schwächlichkeit, ein hohes Alter; er wußte in Rücksicht des Körpers und Geistes Diät zu halten. Zur Erholung las er oft mit seiner Gattin Romane und andere leichte Unterhaltungsschriften. Diese Diät erhielt ihn bei froher Laune, wozu auch viel seine gute Meinung von den Menschen beitrug, mit denen er im Ganzen nicht so viel Verkehr hatte, um sie von ihrer schlimmen Seite kennen zu lernen. Ein anderer Zug, der ihm das Leben selbst unter der tyrannischen Schreckens-Regierung erträglich machte, war seine Gewohnheit, den Gesetzen, so hart sie auch ihm selbst drücken mochten, ohne Murren zu gehorchen. Er war dagegen so gleichgültig, als gegen Chiragra und Podagra. Bei dieser Stimmung wurde es ihm leichter, als andern, die Periode der Revolution zu überstehen, und er lebte noch lange genug, um die neue Ordnung der Dinge unter Bonaparte eintreten zu sehen. Er wurde zum Mitgliede des Erhaltungssenats ernannt; aber in der ersten Sitzung, der er beiwohnte, rührte ihn der Schlag, und er starb bald darauf, am letzten Tage des Jahres 1799, mit vieler Ruhe. Sein Leichenbegängniß war dem Range angemessen, der ihm als Senator, Gelehrten und achtungswerthen Mitgliede der Gesellschaft gebührte. Seine Leiche wurde, in Begleitung eines großen Gefolges, in dem von ihm verschönerten Pflanzengarten beigesetzt.

Louis Guillaume le Monnier.

Mitglied des National-Instituts in Paris.

Botanik und Electricität danken diesem thätigen und einsichtsvollen Gelehrten zum Theil ihre Aufnahme und ihr Gedeihen in Frankreich. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er das Vertrauen der Könige, deren Leibarzt er war, (Ludwigs des Funfzehnten und Sechszehnten) vorzüglich dazu benutzte, das Studium der Botanik durch Anstalten zu befördern, die nur durch höhere Unterstützung zu Stande kommen konnten.

In Paris, wo sein Vater die Physik lehrte, wurde er im Jahr 1717 geboren. Mit Eifer gab er sich von Jugend auf den Wissenschaften hin, und selbst noch Lehrling der Medicin, hielt er bereits Vorlesungen über Experimentalphysik, in der er damals nur Nollet zum Vorgänger hatte. Die Naturgeschichte bekam um diese Zeit eine neue Gestalt. Gerade damals, da Linne bei einem reichen Holländer den weitumfassenden Plan zu seinem neuen System entwarf, gelang es le Monnier, der 1738 Arzt bei dem Krankenhause zu St. Germain en Laye geworden war, dem Marschall Noailles und dessen Sohne Liebhaberei zum Pflanzen-Sammeln und zu botanischen Anlagen beizubringen, die damals in England

England herrschend geworden war, und jetzt besonders durch le Monnier in Frankreich verbreitet wurde. Mehrere Umstände trugen dazu bei, ihn hierin zu unterstützen; vorzüglich der, daß ein ehemaliger Gärtner, Namens Richard, ein mit dem König Jakob nach Frankreich geflüchteter Engländer, der dort ein Treibhaus hatte, und mit den Harlemer Blumenfreunden im beständigen Verkehr stand, le Monnier durch seinen Pflanzenbau unterstützte, so wie nachher der Gärtner unter der Anleitung des Botanikers zu Trianon einen Blumengarten und eine Pflanzschule fremder Gewächse, und endlich 1758 einen botanischen Gärten anlegte, dem der Pariser lange nachstand.

Indessen beschränkte sich le Monnier nicht auf die Gewächse der Gegend um Paris, noch auf die Botanik allein. Die berühmte Gradmessung, zu welcher Maupertuis 1735 nach Lappland gieng, machte auch eine Berichtigung des bisherigen Meridians von Paris nöthig; Cassini de Thury und la Caille wurden deshalb nach dem südlichen Frankreich gesendet: le Monnier begleitete sie als Naturforscher. Der Bericht darüber ist in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften abgedruckt. Im Jahr 1742 ließ er eine mit Anmerkungen bereicherte Uebersetzung der Vorlesungen des Engländers Côtes über die Experimentalphysik drukken. Sie verschaffte ihm die Aufnahme in die Gesellschaft der Wissenschaften zu London und die Dedication der Wissenschaften zu Berlin. Zwei nachherige Reisen hatten Schriften über das Wasser von Montd'or und Barege (1744 und 47) zur Folge.

Im Jahr 1746 machte er sich auf eine unerwartete Art um die Electricität verdient. Man stritt eben da-

mals über die Natur der Kommunikation des electrischen Fluidums; man fieng eben erst an zu ahnen, daß das Wasser zum Leiten dienen könne. Ein authentischer Versuch entschied die Frage. Le Monnier legte an dem großen Bassin der Thuillerien eine electrische Maschine an, und zog durch einen sehr sinnreichen Apparat Funken aus dem Wasser desselben auf allen Punkten. Ein anderer 1752 zu St. Germain en Laye von ihm gemachter Versuch bestätigte, vereinigt mit Allibard's Versuche zu Marnay la Ville, die Franklinische Theorie von der Electricität des Gewitters, worüber er nachher noch mehrere Versuche anstellte. Späterhin nahm er Theil an der Encyklopädie, wozu er unter andern den Artikel vom Magnet und der Magnetnadel gab.

Bei diesen literarischen Arbeiten vernachläßigte er die Pflichten seines Berufs nicht. Vielmehr trieb er diesen mit vielem Eifer — wie unter andern ein 1749 abgefaßtes Memoire an die Akademie über einen Fall beweist, da er von fünf Personen, die Schwämme genossen hatten, eine ohne Rettung sterben sehen mußte. Kurz darauf wurde er durch Vermittlung einer mächtigen Familie an den Hof gerufen, und wurde nachher Oberfeldarzt; ein Amt, das er in den letzten Jahren des damaligen Kriegs in Deutschland mit Ruhm bekleidete. Um dieselbe Zeit wurde er zum Nachfolger des ältern Jussieu (Antoine) als Professor der Botanik ernannt. Der jüngere Jussieu (Bernard) hatte diese Stelle ausgeschlagen, wurde indessen nachher doch der Gehülfe le Monniers, der bei seinem 30 Jahr hindurch fortgesetzten Unterricht in der Botanik mehrere berühmte Schüler zog, unter denen sich besonders sein Nachfolger, Desfontaines, auszeichnete.

Nach seiner Zurückkunft an den Hof erhielt er die Anwartschaft auf die Stelle des ersten Leibarztes, die er aber ziemlich spät antrat. Die Muße, die er jetzt hatte, und das Vertrauen des Königs zu ihm, wurden zu botanischen Anlagen in Montreuil benutzt, die durch die vielen Geschenke ausländischer Pflanzen, welche die Marine-Offiziere von ihren Reisen, vorzüglich von den Missionaren mitbrachten, eine hohe Vollständigkeit erhielten, von welcher die Kenner mit Enthusiasmus sprechen. Im Jahr 1758 legte er den Garten von Trianon nach Jussieu's Methode an, und bereicherte ihn durch ausländische Pflanzen, besonders chinesische, so sehr, daß die Neugier dadurch in hohem Grade rege, und besonders durch das Beispiel der Großen eine Liebhaberei erweckt wurde, die der Botanik nicht wenig zu statten kam. Ueberdieß erwarb er sich um Frankreich dadurch ein großes Verdienst, daß viele seltene Bäume, die man bisher nur in Treibhäusern zog, an das Klima von Frankreich gewöhnt wurden. Schade nur, daß mehrere seiner Anlagen, wie z. B. die Fichten-Anlagen bei Fontainebleau und um Rouen, so wie der Garten zu Montreuil, während der Revolution so viele Verwüstungen erleiden mußten!

Während der Revolution zog er sich 1792 ganz nach Montreuil zurück, entgieng auf diese Art allen Verfolgungen, denen ehemalige Hofleute nur allzu oft ausgesetzt waren, und besorgte Kranke. Das nach der Konstitution des dritten Jahres errichtete National-Institut nahm ihn zu seinem Mitgliede im Fache der Botanik auf; auch war er Mitglied der Central-Jury des öffentlichen Unterrichts. — Ziemlich spät kam er auf den Gedanken, sich zu verehlichen; und doch wollte sein

Schicksal, daß es zweimal geschah. Er endigte sein Daseyn am 3. Sept. 1799, und alle, die ihn kannten, beklagten seinen Verlust. Er war ein einsichtsvoller Arzt und ein bescheidener Gelehrter, dessen Kopf voll deutlicher und geordneter Kenntnisse war, daher er auch immer mit seltener Bestimmtheit und Richtigkeit sprach. Als Mensch zeigte er unter einer kalten Hülle ein gefühlvolles Herz, vorzüglich war er aber im häuslichen Leben sehr beliebt. Diese Eigenschaften erwarben ihm allgemeine Achtung.

Als Astronom hat sich sein älterer Bruder, Pierre Charles, geboren den 20. Nov. 1715 einen unvergänglichen Ruhm erworben. Dieser widmete sich schon in seiner frühesten Jugend der Sternkunde; als er 16 Jahr alt war, machte er seine erste Beobachtung, die des Gegenscheins des Saturns den 23. Sept. 1731. In einem Alter von 20 Jahren wurde er schon zum Mitgliede der königlichen Pariser Akademie der Wissenschaften ernannt. Im Jahr 1735 wurde auch er, wie sein jüngerer Bruder, zu der berühmten Gradmessung mit Maupertuis nach Lappland geschickt. Im Jahr 1748 gieng er nach Schottland zu dem Lord Macclesfield, um die daselbst am besten sichtbare einförmige Sonnenfinsterniß zu beobachten; er war der erste Astronom, der das Vergnügen hatte, den Durchmesser des Mondes auf der Sonnenscheibe selbst zu messen.

König Ludwig der Funfzehnte liebte die Astronomie, und beobachtete alle merkwürdige Himmelserscheinungen in le Monniers Gesellschaft. Als er einst von dem Monarchen 15,000 Livres zum Geschenk bekam, kaufte er dafür neue und gute Instrumente, mit denen er nachher seine besten und merkwürdigsten Beob-

achtungen machte. Unverdrossen beobachtete er 40 Jahre lang den Mond zu allen Stunden der Nacht. „Man muß selbst fleißiger Astronom seyn, sagt Zach in den geographischen Ephemeriden, um zu wissen, welchen Ungemächlichkeiten man bei einer ununterbrochenen Reihe von Mondsbeobachtungen ausgesetzt ist. Da der Mond während einer Revolution zu allen Zeiten des Tages und der Nacht durch den Mittagskreis gehen kann, welches der Augenblick der Beobachtung ist, so muß der Astronom, der diese Beobachtungen tagtäglich verfolgt, zu allen unbequemen Stunden des Tages und der Nacht bereit seyn, und ihnen alle seine Vergnügungen und seinen Schlaf aufzuopfern wissen. Wie absondernd von allem gesellschaftlichen und konventionellen Umgange, und wie ermüdend eine solche Lebensart viele Jahre hindurch sey, wissen freilich diejenigen Astronomen nicht, welche ihre Pendeluhren nur dann erst anregen und in Gang setzen, wenn es etwa Sonnen- Monds- oder Jupiters- Trabanten- Verfinsterungen zu beobachten giebt."

Vier und achtzig Jahr hatte le Monnier gelebt, als er am 2. April 1799 zu Ligieux in der vorigen Normandie starb. Er hinterließ sehr schätzbare Handschriften, und eine Menge guter Beobachtungen, mit denen er aber immer sehr eigensinnig verfuhr, und wovon er in den letzten Zeiten nie etwas bekannt machen wollte. Sein Temperament war sehr reizbar, und so sehr er für seine Freunde eingenommen war, so leicht konnte man ihn auch beleidigen: sein Haß war alsdann unversöhnlich.

Johann Jakob Ferber.

Königlich-Preußischer Oberbergrath.

Einer der ersten Mineralogen seiner Zeit: voll brennenden Eifers für seine Wissenschaft, unermüdet thätig, ein ächter Kenner der mannigfaltigsten Gelehrsamkeit, ein warmer unbestechlicher Freund der wahren Aufklärung; redlich, fest und freimüthig; ein treuer Freund, ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Vater.

Schweden, das mehrere der berühmtesten Naturforscher im 18ten Jahrhundert erzeugt hat, war sein Vaterland; er wurde am 9. Sept. 1743 zu Karlskrona geboren. Als der älteste Sohn seiner wohlhabenden Aeltern wurde er mit einer wachsamen Sorgfalt erzogen. Die Natur gab ihm einen starken Körper, und einen feurigen ausdauernden Geist, sein Temperament war cholerisch: aber die Herrschaft seiner Vernunft und das Wohlwollen seines Herzens waren so groß, daß ihm eine auszeichnende Sanftmuth, Liebe, und Menschenfreundlichkeit eigen ward. Sein Vater, Assessor beim Königl. Medizinalkollegium, bestimmte ihn zum Arzt. Er legte sich auf diese Wissenschaft, aber er blieb bei derselben nicht stehen: bald umfaßte er alles, was das große Gebiet der Naturkenntnisse

begreift. Schon in seiner ersten Jugend kam er mit einem geschickten Mineralogen, dem Bergrath Swaab, in genaue Bekanntschaft, dieser war der ehemalige Reisegefährte und der vertraute Freund seines Vaters. Swaab erhielt vom Hofe den Auftrag, die Bergwerke der Provinz zu untersuchen, und ließ den jungen Ferber bei seinen chemischen Prüfungen der Metalle zu.

Im Jahr 1760 gieng er nach Upsala, wo Wallerius, Kronstedt, Linne', und mehrere berühmte Männer blühten. Besonders empfohlen war er an Mallet, nachmals Professor der Astronomie; bei welchem er auf dem Observatorium wohnte, und Mathematik und Astronomie studirte. Linne's Vorlesungen und botanische Wanderungen benutzte er so, daß er unter dessen Präsidium 1765 de prolepsi plantarum disputirte. Er knüpfte vertraute Freundschaft mit dem hernach so berühmt gewordenen Bergmann, dessen Sciagraphia regni mineralis er nachher herausgab. Als er seine akademischen Studien vollendet hatte, wurde er zu Stockholm beim Königl. Bergwerkskollegium angestellt, und bereiste diejenigen Provinzen seines Vaterlandes, welche Bergwerke enthalten. Dann gieng er nach Karlskrona zurück, wo er sein Diarium Florae Carolicoronensis ausarbeitete, welches ihm eine Ehrenbelohnung von der Stockholmer Akademie der Wissenschaften erwarb.

Im Jahr 1765 trat er seine Reisen an, welche sein ganzes Leben hindurch so ausgebreitet, so oft wiederholt, und so sorgfältig angestellt und benutzt waren, daß er wohl mit Recht auf das, was er selbst gesehen hatte, bauen konnte, und daß bei dem Streite über die Struktur der Berge und die Entstehung der Ge-

birgsarten einige Heftigkeit bei ihm, vorzüglich gegen Gelehrte, welche die Natur minder im Großen betrachtet hatten, wohl zu erklären war. — Zuerst gieng er nach Deutschland. In Berlin hielt er sich lange auf, um Chemie unter Pott und Markgraf zu studiren; auch verweilte er eine zeitlang in Leipzig. Er besuchte sodann die deutschen Bergwerke auf dem Harz, in der Pfalz, in Baiern, Nassau, Oestreich u. s. w.; sodann die Bergwerke in Böhmen; und vorzüglich in Ungarn, wo er zu Chemnitz und Kremnitz Bekanntschaft mit Born knüpfte, welcher sein unveränderlicher und von ihm stets innig geliebter Freund geblieben ist. Nun gieng er nach Frankreich, Holland und England. Im letztern Lande besuchte er die Bergwerke in Kornwallis und Derbyshire. Es war im Werke, daß er eine Reise nach der Südsee mit Banks und Solander machen sollte. Vorzüglich merkwürdig war seine italiänische Reise. Er hat mehrere dieser Länder öfters besucht, z. B. Ungarn und Frankreich noch wenige Jahre vor seinem Tode.

Fast von allen Bergwerken der von ihm bereisten Gegenden hat Ferber sehr wichtige und interessante Beschreibungen ausgearbeitet, welche theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden, theils von den gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, zum Druck befördert worden sind. Das allgemeinste Interesse haben seine vortrefflichen Briefe aus Welschland über natürliche Merkwürdigkeiten dieses Landes, die Born 1773 herausgab, und die auch ins Französische und Englische übersetzt wurden. Die Italiäner selbst haben gestanden, daß sie durch diesen Fremden die Naturschätze ihres Vaterlandes erst recht haben kennen lernen; so wie

Winkelmann sie manche unbekannte Kunstwerke und Kunstschönheiten ihres Landes kennen lehrte.

Ferber hatte seinen Ruf zeitig so fest gegründet, daß es ihm an einer vortheilhaften Anstellung nicht fehlen konnte. Er wurde 1774 von dem Herzoge von Kurland als Professor der Naturgeschichte und Physik an die neu errichtete hohe Schule zu Mitau berufen. Von hier machte er im Jahr 1781, mit Genehmigung seines Fürsten, auf Ansuchen des Königs von Polen eine bergmännische Reise in diesen Staaten, wofür ihn derselbe königlich belohnte. Im Junius 1783 gieng er, auf einen Ruf der Kaiserin Katharina der Zweiten, als Lehrer der Naturwissenschaft nach St. Petersburg. Die Kaiserin wollte ihm die Direktion der sibirischen Bergwerke übertragen, allein er verbat die Stelle, weil das kalte Klima seiner Gesundheit nicht zuträglich war. Dieß war vielleicht eine mitwirkende Ursache, daß er 1786 als Oberbergrath in preußische Dienste trat.

Mit königlicher Genehmigung machte Ferber 1788 eine Reise ins Ansbachische, Zweibrückische, in die Schweiz, nach Frankreich, und so durch Metz über Mannheim zurück. Theils hat er selbst in zwei Schriften (drei Briefe mineralogischen Inhalts 1789 und mineralogische und metallurgische Bemerkungen ꝛc. m. Kpf.) manches Merkwürdige auf dieser Reise Beobachtete erzählt; theils findet sich, was das Bernerische Gebiet betrifft, von dem damaligen Generalkommissarius Manuel, Mitglied des großen Raths in Bern, eine Beschreibung der mit Ferbern gemachten bergmännischen Reise in Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens. Der Magistrat von Bern ersuchte ihn, bald nach der Rückkunft von dieser Reise, noch einmal in die Schweiz

zu kommen, weil man seine Einsichten bei gewissen mineralogischen Untersuchungen benutzen wollte. Er reiste hin — um nicht wieder zu kommen. Im September 1789 rührte ihn, auf einer Reise im Gebirge jenseit des Thuner- und des Brienzersees, im Millithal, der Schlag, welcher schon mehrmals ihn angegriffen hatte; er ward mit Mühe nach Bern zurück gebracht, und endete hier nach einem langwierigen Krankenlager am 12. April 1790 sein Leben in einem Alter von 47 und einem halben Jahre. Der Magistrat in Bern behandelte ihn während seiner Krankheit, und nach seinem Tode die Wittwe (seine gewöhnliche Reisegefährtin), auf die großmüthigste und zugleich liberalste Weise. Er ward, obgleich ein Fremder, auf einem Kirchhofe in der Stadt, an Hallers Seite, dieses großen von ihm stets so sehr verehrten Mannes, beerdigt.

Die natürliche Erdkunde dankt vielleicht keinem Mineralogen so viele geprüfte Bereicherungen, als Ferbern. Nächst der Kenntniß unsers Erdkörpers richtete er zugleich seine Aufmerksamkeit auf Fabriken, und auch hier danken wir ihm eine Menge von Nachrichten, die den technologischen Kenntnissen seines Zeitalters, vorzüglich in Rücksicht auf chemische Fabriken, eine fast ganz neue Gestalt gaben. Ein großer Theil der von ihm auf seinen Reisen gesammelten Notizen ist gleichwohl dem Publikum vorenthalten geblieben, und dieses kann nur aus dem, was es von seiner Hand erhielt, schließen, wie beträchtlich das ist, was es verloren hat. Wenn er in seinen meisten Schriften und in den Abhandlungen, die er in Journale und in die Sammlungen der gelehrten Gesellschaften einrücken ließ, deren Mitglied er war, mehr einzelne geologische Be-

obachtungen in historischer Darstellung gab, so nahm er hingegen einen weitumfassenderen, mehr philosophischen Gesichtspunkt in seiner Schrift: von der Verwandlung der mineralischen Körper in einander, mit welcher er bei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg einen Preis erlangte. Diese Abhandlung (Lateinisch in den Actis dieser Akademie vom Jahr 1780 und Deutsch von der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin 1788 herausgegeben) ist, neben Gebhard und Wiedemann, das befriedigendste, was wir über diesen Gegenstand besitzen.

Ruggier Joseph Boscowich.

Astronom und Naturforscher.

Es ist bemerkenswerth, daß unter den Bewohnern der östlichen Küsten des adriatischen Meeres sich im 18ten Jahrhundert so viele ausgezeichnete mathematische Köpfe gezeigt haben: Boscowich, Pasquich, Vega, Cagnoli, Bogdanich, sind Dalmatier, Kärnther, Albanier und Croaten, alle vorzügliche Mathematiker. Unter ihnen hat sich besonders Boscowich einen Namen gemacht, der überall mit Achtung ausgesprochen wird, wo man Verdienste ehrt.

Er war zu Ragusa in Dalmatien am 18ten May 1711 geboren. Schon in seiner frühesten Jugend bemerkte man Spuren seines erhabenen Genies bei ihm. Ein vortreffliches Gedächtniß, verbunden mit einem durchdringenden Geiste, festen und richtigen Blicke, waren unverkennbar an ihm. Seinen ersten Unterricht genoß er im Jesuitenkollegium zu Ragusa. In der Folge begab er sich nach Rom, und ward im 14ten Jahre Mitglied dieser Gesellschaft. In allem, was ihm vorkam, machte er große Fortschritte, doch bestimmte er vornemlich die Mathematik zu seinem Hauptstudium. Er las sehr eifrig die Werke der alten Geometer, und bildete dadurch seinen Geist zu jener wissenschaftlichen Strenge, die als origineller Charakter allen seinen

Schriften eigen ist. Hierdurch gelang es ihm, auch in allen Theilen der Naturwissenschaft neue Theorien zu gründen, und die mathematischen Wissenschaften ansehnlich zu erweitern, und dieß alles geschah mit einem brennenden Eifer und einer rastlosen Thätigkeit. Seine Lehrer in der Mathematik konnten dem fähigen Kopfe nicht genug zu thun geben, der sich selbst Methoden und Lehrbücher schuf.

So ausgezeichnete Fähigkeiten verdienten hervorgezogen zu werden. Im November 1740 wurde er schon Professor der Mathematik in dem Collegio Romano zu Rom, und zeichnete sich vorzüglich durch mehrere vortreffliche mathematische und astronomische Abhandlungen aus, die er schnell hinter einander herausgab. Im J. 1750 erhielt er unter Pabst Benedict dem Vierzehnten, von dessen ersten Staatsminister Kardinal Valenti den Auftrag zu einer Gradmessung im römischen Kirchenstaate, welche Unternehmung er in Verbindung mit einem seiner Ordensbrüder glücklich ausgeführt und in einem eigenen Werke (De literaria expeditione per pontificiam ditionem etc. Romae. 1755.) beschrieben hat.

Von Rom kam er im Jahr 1763 als Professor der Mathematik nach Pavia, und nach 6 Jahren wurde er von dem kaiserlichen Minister Grafen Firmian nach Mayland berufen, wo er 3 Jahre lang Professor der Astronomie und Optik und der eigentliche erste Stifter der Mayländer Sternwarte der Jesuiten war, aus welcher nachher die kaiserliche, jetzt Cisalpinische Sternwarte von Brera entstanden ist. Nach der Aufhebung des Jesuiterordens luden ihn seine gelehrten Freunde und Gönner in Frankreich zu sich; er gieng wirklich

nach Paris, wurde da nationalisirt, und erhielt eine Stelle als Direktor der Optik bei der Marine, mit einem Jahrgehalt von 8000 Livres. Mehrere gelehrte Fehden, in die er hier verwickelt wurde, kränkten ihn tief, und erzeugten im Jahr 1783 den Entschluß in ihm, Paris zu verlassen. Er wandte sich wieder nach Italien, und da er 1786 nach Mayland kam, übertrug ihm der Kaiser Joseph die Aufsicht über eine Gradmessung, und über die Aufnahme einer Charte der Lombardey. Bald nachher versank er in einen traurigen Gemüthszustand. Die Furcht vor Verarmung, die er bei großen Reichthümern hegte, und der Verdruß über vermeinte Zurücksetzung, stürzte ihn in eine Raserey, welche zu Wahnsinn wurde. In den lichten Zwischenräumen, die er manchmal hatte, beklagte er oft, daß er sein ganzes Leben den Wissenschaften geweiht hätte. Er starb am 13. Febr. 1787 in einem Alter von 76 Jahren.

Die Zahl der gelehrten Werke und Abhandlungen, die Boscowich schrieb, ist außerordentlich groß; er ließ, so zu sagen, keinen Winkel seiner Wissenschaft unbesucht. So schrieb er z. B. über die Sonnenflecken; den Durchgang Merkurs durch die Sonne; die geometrische Konstruktion der sphärischen Trigonometrie; die Nordlichter; einen neuen Gebrauch der Fernröhren, zu Bestimmung der himmlischen Gegenstände; die Figur der Erde; die Gründe der Alten, ihre Kugelrundung zu behaupten; die Bewegung geworfener Körper in einem Raume, wo sie keinen Widerstand finden; die Natur und den Gebrauch der unendlichen Größen; des unendlich Kleinen; die Ungleichheit der Schwere an verschiedenen Orten des Erdbodens; die Abirrung der Fixsterne; die Grenzen der Zuverlässigkeit bei astronomi-

schen Beobachtungen; eine Uebersicht der ganzen Astronomie; eine neue Methode, die Beobachtung der Phasen in den Mondsfinsternissen zu brauchen; die Radlinien; die Kometen; die Ebbe und Fluth; das Licht; die Wirbel; eine Stelle Newtons über den Regenbogen; eine Eulersche Methode, die Berechnung der Brüche betreffend; die Bestimmung einer Planetenbahn, mittelst der Katoptrik; die Mondsatmosphäre; das Gesetz der Stetigkeit und der in der Natur vorhandenen Kräfte; die dioptrischen Linsen und Fernröhre; die Störungen Jupiters und Saturns; über die Zeit ihrer Zusammenkunft u. m. a. Einen vorzüglichen Werth haben ferner seine Elemente der Mathematik, seine Supplemente der neuern Philosophie ꝛc. — und die Sammlung seiner Werke (Opera ad Opticam et Astronomiam pertinentia. T. V. 4. 1786.), womit er sich am Abend seines Lebens beschäftigte, war ein sehr verdienstliches Unternehmen. Aus dem 5ten Bande derselben, wurde die nautische Astronomie besonders verdeutscht.

Zu Boscowichs Verdiensten gehört auch seine neue Behandlung der Kegelschnitte; sein neuer Gebrauch der krummen Linien; seine neue Methode, die Sterne zu beobachten; die Angabe neuer Apparate zu astronomischen Instrumenten. Er war der erste, der die Aufgabe von der Umdrehung der Sonne um ihre Axe auflöste; er zeigte die wesentlichen optischen Irrthümer, in welche de Dominis, in Rücksicht der Kenntnisse seiner Zeit, gefallen war. Mit eben dem Scharfsinn bemerkte er auch einige von Kepler, Newton und andern begangene Irrthümer, er vervollkommnete auch die Theorie der achromatischen Fernröhre, und entwik-

kelte zuerst einige Erscheinungen aus diesem neuen Zweige der optischen Wissenschaften. Dasjenige Werk aber, welches allein diesen schöpferischen Geist charakterisiren kann, ist seine Theorie der Naturkunde (Philosophiae naturalis Theoria.) Er machte von dieser allgemeinen Theorie verschiedene besondere Anwendungen auf die Lehre vom Schwerpuncte; der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung; der Reflexion und Refraction, der Mittelpuncte des Gleichgewichts, des Schwunges und des Stoßes; des Drucks der flüssigen Körper; des Zusammenhangs, der Zähigkeit, der Federkraft, der Ausdehnung, der chemischen Operationen, des Lichts, Geschmacks, Geruchs, Schalles, des Gefühls, der Kälte, Wärme, Electricität, des Magnetismus und anderer physisch-mathematischer Gegenstände. Sogar auf Psychologie, natürliche Theologie, Schöpfung, Vorsehung und Offenbarung wandte er seine Theorie an.

Es war sehr natürlich, daß ein solcher Geist von den Großen der Erde geschätzt und gesucht werden mußte. Pabst Benedict der Vierzehnte zog ihn bei einem an der Kuppel der St. Peterskirche entdeckten Schaden zu Rathe. Johann der Fünfte, König von Portugal, schickte ihn nach Brasilien, um ein Stück von diesem Lande aufzunehmen. Man bediente sich seines Rathes, als man einige Häfen des adriatischen und toskanischen Meeres wieder zu ihrer gehörigen Höhe empor heben wollte. Man hat auch einige Schriften von ihm über die Methode hydrodynamischer Dämme, zu Verhütung der Beschädigung der Ufer und der Veränderung des Laufs der Flüsse; über die Beschädigungen der Tiber zu Porto-Felice, und über viele andere Gegenstände der Art.

Art. Auch hatte ihn Pabst Clemens der Dreizehnte nach den pontinischen Sümpfen geschickt, über deren Austrocknung er eine besondere Abhandlung verfertigte. Bei verschiedenen Wasserstreitigkeiten versah er das Amt eines Vermittlers mit vielem Glück.

Boscowich war auch Dichter; die trockenen und ernsthaften mathematischen Studien benahmen seinem Geiste weder den hohen Schwung, noch die feurige Einbildungskraft, welche den gebornen Dichter bezeichnen. Sein lateinisches Gedicht über die Finsternisse ist merkwürdig, sowohl wegen des innern poetischen Werths, als wegen der Geschicklichkeit und Klarheit, mit welcher er die schwersten Rechnungs-Vorschriften, und die verwickeltsten astronomischen Theorien darin vorgetragen hat; es wurde von Barruel ins Französische übersetzt. Die Achtung und der Einfluß, den er an mehrern europäischen Höfen hatte, verwebten ihn auch in die Politik. Die Republik Lucca trug ihm in einer sehr wichtigen Staatsangelegenheit eine sehr schwierige Unterhandlung auf; er führte sie mit Klugheit aus, und leistete der Republik damit sehr wesentliche Dienste. Er war viel gereist, fast durch ganz Europa, auch in die Türkei. Seine Reisebeschreibung (Journal d'un Voyage de Constantinople) erlebte zwei Auflagen 1762 und 1772, eine italienische und eine deutsche Uebersetzung. Er arbeitete mit solcher Anstrengung, daß er eine Feuersbrunst in seiner Behausung nicht eher gewahr wurde, als bis alle andere sich gerettet hatten. Auf seinen astronomischen und mathematischen Exkursionen, wo man ihn für einen Hexenmeister hielt, kam er oft in Gefahr, das Leben zu verlieren.

Joseph Toaldo.

Professor der Astronomie und Meteorologie zu Padua.

Die Meteorologie oder Witterungslehre ist eine von den Wissenschaften, worin man, ohngeachtet des anhaltendsten Fleißes im Beobachten, noch immer vom Ziele entfernt geblieben ist. Man kennt die Veränderungen der Athmosphäre, aber man kann sie selbst und ihren Zusammenhang nicht begreiflich machen, selbst bei den gewöhnlichsten und gemeinsten nicht, und noch weniger lassen sie sich aus Gründen mit Zuverläßigkeit vorher bestimmen. Alles Dankes werth sind indessen die Bemühungen, wodurch in diese Dunkelheiten wenigstens einiges Licht gebracht wird, und dieser Dank gebührt vor allen dem Italiäner Toaldo, der durch seine Witterungslehre für den Feldbau in allen kultivirten Ländern Europens aufs rühmlichste bekannt worden ist. Er war ein vorzüglicher Astronom und ein sehr achtungswerther physikalischer Schriftsteller.

Sein Geburtsort war San Lorenzo di Pianezza, ein kleines Dorf bei Marostica am Fuße der Alpen in den Thälern von Vicenza, wo er am 11. Jul. 1719 das Weltlicht erblickte. Den ersten Unterricht ertheilten ihm verschiedene Priester, die ihn von Jugend auf an

einen anhaltenden Fleiß gewöhnten und ihm Liebe zu den Wissenschaften einflößten. In seinem 13ten Jahre kam er in das Seminarium zu Padua, wo er die Humaniora, die Rhetorik, Philosophie und Theologie studirte, seine Neigung entschied sich aber schon damals vorzüglich für die Mathematik. Nachdem er den theologischen Doktorgrad angenommen hatte, wurde er zum Lehramte bei derselben Anstalt bestimmt, in welcher er Unterricht genossen hatte. Nebenbei fieng er aber auch an, sich als Schriftsteller zu zeigen. Die erste Arbeit, die er unternahm, war eine neue Ausgabe der Werke Galilei's, der er mehrere bis dahin ungedruckte Fragmente, eigene Anmerkungen und eine Vorrede beifügte. Diese Ausgabe enthielt auch die berühmten Dialogen über das Weltsystem, deren Druck nur mit vieler Schwierigkeit erlaubt wurde.

Als Lehrer am Seminarium ertheilte Toaldo Unterricht in der Grammatik, Rhetorik, Philosophie und Mathematik; und führte hier zuerst die Infinitesimal-Rechnung, nach den Grundsätzen seines Lehrers Suzzus, eines der größten Analytikers Italiens, ein. Seine Verdienste um diese Lehranstalt wurden sehr bald von dem Erzbischoffe mit der Erzpriesterschaft von Montepolda belohnt, die er 14 Jahre behielt. Diese Stelle beschäftigte ihn nicht wenig; doch verschaffte sie ihm Muße zur Fortsetzung seiner mathematischen Studien, die er bis dahin, wegen der sehr verschiedenartigen Geschäfte seines Lehramts, nicht nach Wunsche hatte betreiben können; und zur Abfassung einer Lobrede auf den Abbe Conti. Indessen vertauschte er diese Pfründe mit einer noch bequemern, nachdem der Senat von Venedig ihn im Jahr 1762 zu der vakanten

Professur der Astronomie und Meteorologie auf der Universität von Padua berufen hatte.

Hier fand er sehr viel zu ändern, um seinen Unterricht nutzbarer zu machen. Das erste, was seinem Plane nach geschehen mußte, war die Anlegung einer Sternwarte. Die Kuratoren der Universität bewilligten ihm sein Ansuchen, und übertrugen ihm die Ausfertigung des Plans und die Aufsicht über den Bau. Er machte daher eine Reise durch Italien, um die vorzüglichsten Sternwarten zu besehen und darnach seinen Plan zu der Paduanischen zu entwerfen. Der Bau derselben fieng im Jahr 1767 an, und wurde 1774 geendigt. Nun ließ er auch einen schönen Quadranten aus England kommen, mit welchem er, von seinem Neffen und Adjunkten Chiminello unterstützt, Beobachtungen anstellte. Außerdem suchte er dem bisherigen Mangel an guten Lehrbüchern abzuhelfen, und gab einen Abriß der ebenen und sphärischen Trigonometrie mit Tafeln heraus, der in mehrern italiänischen Schulen eingeführt wurde. Diesem Werke folgte sehr bald ein anderes, das viel zur Verbreitung seines Ruhms beitrug, sein Versuch über die Meteorologie (Della vera influenza degli Astri nelle stagioni e mutazioni di temps. 1770.) Dieses Werk, das ihn auf das spätere vorbereitete, wodurch sein Name durch ganz Europa bekannt wurde, fand Uebersetzer in mehreren Ländern und verschaffte ihm die Aufnahme in mehrere gelehrte Societäten. Um eben diese Zeit ließ er verschiedene Aufsätze zur Empfehlung der Blitzableiter, deren häufige Anlegung im Venetianischen sein Werk war, und ähnliche Gegenstände drucken. Zu-

gleich fieng er (1773) ein astronomisch-meteorologisches Journal an, das er bis an seinen Tod fortsetzte.

Die höchste Stufe seines Ruhms erreichte Toaldo 1774 durch seine zur Beantwortung einer Preisfrage der akademischen Societät zu Montpellier bearbeitete Meteorologie für den Feldbau (Meteorologia applicata alla Agricultura), die von der gedachten Gesellschaft gekrönt und in Roziers Journal der Physik abgedruckt wurde. Sie fand fast in allen Ländern Uebersetzer (deutsch von Steudel, drei Auflagen von 1777 — 1786) und erweckte mit der vorhergehenden Schrift des Verfassers allgemeine Aufmerksamkeit auf ein bisher ziemlich vernachläßigtes Studium; auch trugen diese Schriften nicht wenig zu der Stiftung der meteorologischen Societät in Mannheim bei. Toaldo selbst fuhr von dieser Zeit an eifrig fort, an der Verbreitung der meteorologischen Kenntnisse und an der Vervollkommnung der dazu gehörigen Werkzeuge zu arbeiten; besonders strebte er immer mehr dahin, seine Lehre von dem Einfluße des Mondes bei den verschiedenen Veränderungen desselben zu bestätigen. Nebenher lieferte er eine Geschichte der Verdienste der Venetianischen Schulen um Astronomie, Geographie und Schifffahrtskunde, und übersetzte mehrere astronomische Schriften von la Lande ins Italiänische.

Im Jahr 1783 erhielt er nebst seinem Neffen Chiminello von der Akademie zu Mannheim den Preis für eine Abhandlung über die beste Verfertigung eines vergleichenden Hygrometers. Von Zeit zu Zeit ließ er Journal-Aufsätze und einzelne Abhandlungen, auch größere Schriften drucken, in welcher er dem Publikum die Resultate seiner Beobachtungen vorlegte. Unter

andern hat man von ihm einen kurzen Abriß der Chronologie, eine Abhandlung über die außerordentlichen Winter nebst einer chronologischen Uebersicht der Witterung überhaupt; mehrere Untersuchungen über die anhaltende Trockenheit des Winters 1779, über die Nebel und den Einfluß der feurigen Meteore; ein Prognostikon der Witterung nach dem Fluge der Vögel; ein meteorologisches Wörterbuch; Betrachtungen über einen neuen Cyclus und den Stand der Planeten; und allgemeine Vorherbestimmungen des Regens und der Winde für den adriatischen Meerbusen nach der Ansicht des Himmels. Mehrere italiänische und französische Journale, so wie die Acten der Mannheimer Gesellschaft, liefern verschiedene meteorologische und andere physische Aufsätze von ihm. Auch in den Schriften der Königl. Societät zu London, des Instituts zu Bologna und der Berliner Akademie stehen Abhandlungen von ihm; vorzüglich reich an Aufsätzen von ihm aber sind die Abhandlungen der Paduanischen Akademie.

Zu drei verschiedenen malen durchreiste Toaldo sein Vaterland, und stellte Beobachtungen an, die das Beste der Wissenschaften zum Zwecke hatten. Auf seiner letzten Reise nach Rom und Neapel, Triest und Toskana untersuchte er auf den Apenninen den Ort, wo Hannibal über dieses Gebirge kam, und schrieb darüber eine Abhandlung, die in dem vierten Bande der Schriften der Akademie zu Padua eingerückt wurde, deren Mitglied er von ihrer Stiftung an war. Diese Reise veranlaßte ihn auch zu Abfassung einer Schrift über die Kunst mit Nutzen zu reisen. Nach der Rückkunft von dieser Reise führte er (1789) die französischen Uhren zu Padua ein, und ließ eine Abhandlung über

die Gnomonik und Schediasmata astronomica, die Sonnenfinsternisse und den Durchgang des Merkurs vor der Sonne betreffend, drucken.

Unter diesen Beschäftigungen lebte er, selbst bei den traurigen Gährungen in seinem Vaterlande, ruhig, und würde vielleicht noch länger gelebt haben, wenn nicht ein Verdruß sein Ende beschleunigt hätte. Die Fruchtlosigkeit seiner Verwendung für einen jungen Mann, den man seines Amtes beraubt hatte, kränkte ihn so sehr, daß er zuerst seine natürliche Heiterkeit verlor, und bald darauf sich sehr krank fühlte. Den 7ten Nov. 1797 wurde er von einem Nervenschlage gerührt, und am 11ten starb er in einem Alter von 79 Jahren.

Toaldo war klein, hatte eine freundliche Physiognomie und überhaupt ein Aeußeres, das Vertrauen einflößte. Sein Betragen war liebevoll; sein Vortrag leicht und lebhaft; seine lehrreichen und auf viele Fächer der Wissenschaften sich ausdehnenden Unterhaltungen voll feiner Züge. Einfach in seinen Sitten, voll Offenheit und Herzlichkeit, überließ er sich nur sanften Leidenschaften, und schien keinen andern Ehrgeiz zu haben, als den, nützlich zu seyn. Er war fest in der Freundschaft, leistete gern und uneigennützige Dienste, und war gegen Jedermann nachsichtig. Nie hatte er es mit erbitterten Gegnern zu thun. Er vereinigte in sich die Talente eines Gelehrten und die Tugenden des bürgerlichen Lebens, und wurde daher allgemein, besonders aber von denen, die ihn genauer kannten, verehrt.

Anton Joseph Cavanilles.

Direktor des königlichen botanischen Gartens zu Madrid.

Ein achtungswerther Naturforscher, geboren zu Valencia am 16ten Jan. 1745. Seine Aeltern waren nicht reich; vielleicht verdanken aber gerade diesem Umstande die Wissenschaften den ausschließenden Geschmack, den er für sie gewann, und bis in sein spätestes Alter, auch bei glänzendern Glücksumständen, behielt. Er studirte die sogenannten Humaniora bei den Jesuiten, hernach die Philosophie und Theologie auf der Universität von Valencia. Auf seinen und seines Freundes Munoz Rath geschah es, daß diese Universität den geschriebenen Heften, die man bis dahin bei den Vorlesungen zum Grunde gelegt hatte, Condillacs und Muschenbroels Werke substituirte; auch wurde seitdem die Mathematik, die man vorher kaum kannte, ein Haupttheil des Unterrichts.

Cavanilles lehrte die Philosophie zu Murcia, als er den Ruf erhielt, sich der Erziehung der Kinder des letzten Herzogs von Infantado zu widmen. Er unterzog sich seinen neuen Verrichtungen mit solchem Eifer und Erfolg, daß der älteste seiner Zöglinge, der gegenwärtige Herzog, sich durch seine Kenntnisse und

Liebe für die Wissenschaften vor allen Personen seines Ranges in Spanien auszeichnet. Dieses Erziehungsgeschäft führte ihn im J. 1777 nach Paris, wo er zwölf Jahre blieb, und sich beinahe nationalisirte. Auch war es hier, wo er, schon in reiferem Alter, zuerst die Botanik lernte, der er hauptsächlich seinen Ruhm verdankt. Im Jahr 1784 ließ er in französischer Sprache unter dem Titel: Observations sur l'article Espagne de la nouvelle Encyclopedie, seine erste Schrift drucken, worin er sich mit lobenswürdigem Eifer gegen die gewagten und oft zu strengen Urtheile Massons de Moralliers, des Verfassers von jenem Artikel über Spanien, auflehnte.

Seine erste Abhandlung über die Monadelphia erschien 1785, und er schrieb deren bis 1790 noch neun. Die Botaniker bewundern die Klarheit, Richtigkeit und einsichtsvolle Kritik, wodurch sich dieß Werk auszeichnet; man findet darin die Beschreibung einer großen Menge von Arten und 297 Kupferstiche, wozu er selbst die Zeichnungen gemacht hatte. Auch verdient er wirklich den Namen eines Reformators dieser vor ihm so wenig reichen Klasse.

Nach seiner Zurückkunft nach Spanien fieng Cavanilles 1791 an, die Icones plantarum etc. herauszugeben: dieses schöne Werk enthält in 6 Bänden 601 Kupfertafeln, die er insgesammt selbst außerordentlich korrekt und schön gezeichnet hat, eine Menge von neuen Gattungen, und eine noch größere von neuen seltenen Arten, theils aus Spanien, theils aus beiden Indien und Neuholland. Er war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, als er von seiner Regierung den Auftrag erhielt, Spanien zu durchreisen, und eine vollständige

Flora vorzubereiten. Er begann sein Geschäft mit dem Königreich Valencia, seinem Vaterlande. Indessen beschränkte er sich nicht auf die Pflanzen; er sammelte eine große Anzahl Beobachtungen über das Mineralreich, den Ackerbau und die Geographie dieser Provinz, in der er alle Distrikte, Dörfer durchsuchte, jeden Hügel, jeden Felsen bestieg. Diese Beobachtungen wurden 1797 auf Kosten des Königs in 2 Foliobänden gedruckt; sie sind mit zahlreichen, von Cavanilles gezeichneten, Kupfertafeln, und auch mit einer von ihm selbst aufgenommenen Landcharte geziert. Dieß Buch war und ist noch bis jetzt das erste seiner Art in Spanien.

Im Jahr 1801 wurde er zum Direktor des königlichen botanischen Gartens zu Madrid ernannt. Er unternahm sofort eine gänzliche Reform, sowohl der Einrichtung, als der mit dem Garten verbundenen Lehranstalten. Ueberhaupt giengen aus seiner Schule schon viele sehr unterrichtete Männer hervor. Auch wurden seine öffentlichen Vorlesungen über Pflanzenkunde äußerst häufig besucht, und von verschiedenen Personen herausgegeben; schon sind sie vom Professor Viviani zu Genua ins Italiänische übersetzt. Seit der übernommenen Direktion des Madrider Gartens arbeitete Cavanilles an einem Horto regio Matritensi, wovon bei seinem Tode der erste Theil unter der Presse war. Er wollte darin nicht blos die lebenden Pflanzen des Gartens, sondern auch diejenigen unbekannten, die im königlichen Herbarium aufbewahrt sind, beschreiben; gleich der erste Theil sollte eine sehr schöne und merkwürdige Folge von Farrekräutern aus diesem Herbarium beschreiben.

Wie die meisten berühmten Leute, fand Cavanilles Nebenbuhler und Gegner. Mit dem französischen Botanisten l'Heritier bekam er Streit auf Veranlassung einer Schrift, welche dieser über eine Gattung der Monadelphisten, die Sidas, herausgab. Heritiers Werk erschien zwar später, als das von Cavanilles, aber es trug eine frühere Jahrszahl. Da nun die nemlichen Arten beinahe mit den nemlichen Worten darin beschrieben, und blos die Benennungen verändert waren, so glaubte Cavanilles, er sey dadurch des Plagiats beschuldigt, und suchte sich zu vertheidigen, indem er sie gegen l'Heritier retorquirte, und behauptete, das frühere Datum von dessen Schrift, und die veränderten Namen seyen ein Betrug, der nur darauf abzwecke, ihm einen Theil seines Ruhms zu rauben. Auch in Spanien hatte er sich gegen Antagonisten zu vertheidigen, die ihm noch gefährlicher werden konnten, weil sie mehr Kredit besaßen.

Cavanilles stand mit den berühmtesten Botanisten des übrigen Europas in Verbindung, und suchte durch den gefälligen und freundschaftlichen Empfang, den jeder Verehrer der Wissenschaften in Madrid bei ihm fand, die Aufnahme und Unterstützung zu vergelten, die er einst in der Hauptstadt Frankreichs genossen zu haben, sich stets mit Dankgefühl erinnerte. Er starb im Mai des Jahres 1804.

Philipp Matthäus Hahn.

Pfarrer zu Echterdingen im Würtembergischen.

Ein Mann, durch unermüdeten Eifer, Gutes zu wirken, durch allumfassende Bruderliebe, Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit und Uneigennützigkeit, durch edle Einfalt bei seltener Geisteskraft, durch kindliche Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit bei anerkannten vortrefflichen Eigenschaften und großen Verdiensten, durch rastloses Streben nach Wahrheit, durch erhabne Duldsamkeit gegen anders Denkende, ehrwürdig, und durch seine mechanischen Erfindungen der rühmlichsten Auszeichnung und des ehrenvollsten Andenkens der Nachwelt werth. Wie er durch jene Tugenden in den Herzen aller, die ihn kannten, noch lange fortleben wird, so werden diese Erfindungen immerwährende Denkmahle seines schöpferischen Geistes seyn.

Er war der Sohn eines armen würtembergischen Pfarrers zu Scharnhausen im Oberamt Stuttgardt, wo er am 25. Nov. 1739 geboren wurde. Schon im frühen Alter verrieth sich sein mechanisches Genie; er machte allerlei kindische Beobachtungen mit Sonnenuhren, suchte nach einer Himmelscharte die Sterne kennen zu lernen, zeichnete, machte Risse und lernte im Knabenalter selbst Farben bereiten und Lackfirnisse machen. Seine Lieblingsbeschäftigung begleitete ihn auf die Akademie nach Tübingen, wo er zwar ernstlich dem Studium der Theologie oblag, aber auch jeden freien Augenblick zu mechanischen Ar-

beiten, zum Glasschleifen, Rechnen und allerlei Versuchen anwandte. Bei seiner grossen Dürftigkeit mußte er sich die unentbehrlichsten mathematischen Bücher abschreiben. Die überaus große Begierde, den Bau der Taschenuhren kennen zu lernen, brachte ihn dazu, daß er lange Zeit keine warme Kost aß, und sich mit Brod und Wasser begnügte, um sich von dem Ersparten eine Taschenuhr kaufen zu können. Diese zerlegte er dann und setzte sie wieder zusammen, bis er ihre Theile verstand. Um seine Familie aus der Dürftigkeit zu reißen, sann er auf nichts als neue Erfindungen; lange grübelte er über einer Maschine von immerwährender Bewegung; allein am Ende mußte er mit Leidwesen erkennen, daß dieses Problem nicht zu lösen sey.

Von Tübingen kam Hahn zu verschiedenen Landgeistlichen seines Vaterlandes als Pfarrvikarius, und neben der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten setzte er seine mechanischen Arbeiten unermüdet fort. Er dachte auf ein Instrument, die Meereslänge zu messen; auf eine Maschine, die auf einen Wagen gesetzt, diesen durch die Gewalt der Dämpfe über Berg und Thal treiben sollte; aber es fehlten ihm die Mittel, wirkliche Versuche anzustellen. Mit mehr Beharrlichkeit verfolgte er seinen Entschluß, den Himmelsbau in einer Maschine beweglich vorzustellen. Nebenher las er auch viele chemische und alchemische Bücher, und machte sich Anmerkungen daraus, entwarf eine dauerhafte Art von Kirchenuhren, verbesserte den Mechanismus der Taschenuhren, und ersann eine sehr bequeme und genaue Hauswage.

Im Jahr 1764 wurde er Pfarrer in Oestmettingen, und diese günstigere Lage beförderte auch das Gedeihen

seiner Unternehmungen. Er verfertigte in Gesellschaft eines andern mechanischen Genies (des nachmaligen Schulmeisters Schaudt in Oestmettingen) eine kleine astronomische Maschine, die auf dem Fußgestell, einem Kubus, auf der einen Seite Stunden und Minuten, auf der andern das kopernikanische System vertikal, auf der dritten einen Jahrzähler auf 8000 Jahre, oben aber eine bewegliche Himmelskugel hatte, auf welcher die Fixsterne und alle Planeten sich nach der scheinbaren Bewegung drehten. Der mit einer ansehnlichen Belohnung verknüpfte Beifall des Herzogs Karl Eugen munterte ihn auf, eine noch vollkommenere Maschine dieser Art zu liefern, die in der öffentlichen Bibliothek zu Ludwigsburg aufgestellt wurde. Sein Fürst wollte ihn zum Professor ernennen, er zog aber den Stand des Landpfarrers vor, und man suchte ihn dadurch zu belohnen, daß man ihm eine ergiebigere Stelle, erst zu Kornwestheim, dann zu Echterdingen gab.

Hahns Tiefblick in der Mechanik kam nur die feste Beharrlichkeit in Verfolgung seiner Unternehmungen und ausdaurende Geduld und Aufopferung gleich, mit welcher er kostbare Versuche verwarf, und wiederholte, sobald er eine neue Idee zur Vervollkommnung der vorigen gefaßt hatte. Immer nur den Zweck größerer Vollkommenheit im Auge, sagt er in der genetischen Beschreibung der von ihm erfundenen Rechnungs-Maschine (Wielands d. Merkur J. 1779. 2s Viertelj. S. 153.) mit der ihm eigenen Herzlichkeit: „alle, die mich kennen, wissen, daß ich nicht auf Profit arbeiten lasse, sondern mich begnüge, wenn meine Auslagen ersetzt werden, und ich also im Stande bleibe,

dergleichen mechanische Versuche fortzusetzen." — Diese Rechnungsmaschine, auf deren Erfindung Leibnitz vieljähriges Nachdenken und 20,000 Gulden vergebens verwendet hatte, verdient wohl eine ansehnliche Stelle unter den sinnreichen Erfindungen des 18ten Jahrhunderts, und vielleicht die erste unter den Werken Hahns selbst, obschon die übrigen alle, ihrer Beschaffenheit und Bestimmung nach, von ausgedehnterer Brauchbarkeit und Anwendung für Wissenschaften und für das Leben sind. Ich nenne davon besonders das große Orery oder die große astronomische Maschine, durch welche nicht nur das Kopernikanische Weltsystem, sondern auch der scheinbare Anblick der Planeten- und Fixsternen-Bewegungen, wie sie, von der Erde aus betrachtet, in die Augen fallen, beweglich und von einer Uhr getrieben, vorgestellt wird; die kleine astronomische Setzuhr, welche die Phasen und Knoten des Mondes zeigt; die allgemeine Aequinoctial-Sonnenuhr rc. Er verbesserte die Taschenuhren, fand eine neue Art, das Repetiren anzubringen, verfertigte Uhren in Ringe, in der Größe eines Groschen, von der nemlichen Dauer und Genauigkeit, wie die größte Taschenuhr; auch Taschenuhren, die sich durch die Bewegung selbst aufziehen. In Verfertigung aller dieser Kunstwerke hatte er seine beiden ältern Söhne, die sich der Mechanik gewidmet, sehr sorgfältig unterwiesen.

Durch einfache und regelmäßige Lebensart genoß er von Jugend auf einer sehr dauerhaften Gesundheit, die aber doch allmählich durch das unabläßige Denken und Arbeiten untergraben wurde. Die üblen Folgen davon trafen vorzüglich die Verdauung, der er aber durch eine genaue Diät zu Hülfe zu kommen suchte. Die

Krankheit, der er unterlag, traf ihn auf einem Spaziergange, den er täglich gleich nach dem Mittagessen, bis auf ein gewisses Ziel von einer Viertelstunde machte. Nur mit Mühe brachte ihn das Zureden der Seinigen dahin, von seiner gewohnten Arbeitsamkeit abzulassen. Er übertrieb die Anstrengung seiner Kräfte. Ob er gleich, wenn er gesund war, nicht nur den ganzen Tag über, sondern auch bis in die späte Mitternacht ohne Unterbrechung beschäftigt war, so hatte er doch an seinem 50sten Geburtstage ein Gebet niedergeschrieben, worin er Gott um Hülfe zu mehrerer Thätigkeit bittet, weil er sich überzeugt hielt, noch immer nicht genug gethan zu haben. Während der besten Hoffnung der Seinigen zu seiner Genesung, entschlief er im eigentlichen Sinne am 2ten Mai 1790.

Die großen Kosten, die er auf Verbesserung seiner Maschinen verwendete, und seine Uneigennützigkeit ließen ihn nicht ein so großes Vermögen erwerben, als es bei einer andern Denkungsart möglich gewesen wäre. Denn oft ließ er ein Werk wieder zernichten, wenn auch ein Arbeiter ein halbes oder ein ganzes Jahr damit beschäftigt gewesen war. Seine Haushaltung bestand öfters aus 14, 16 und noch mehrern Personen. Seine Kost war von Mangel und Ueberfluß gleich weit entfernt. Er selbst war in seiner Art zu leben und sich zu kleiden höchst einfach; und eben so war auch sein sittlicher Charakter. Eine ungeheuchelte Frömmigkeit begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Frey von den Fesseln des Systems, durch hohen Geistesschwung nicht selten über die Grenzen desselben weggeführt, und los von den Banden der Schul- und Lehrmeinungen, ein enthusiastischer Bekenner und Prediger der christlichen Religion, fügte er

sich

sich doch gelassen und hingebend den eingeführten Vorschriften, und übte an andern, auch als Theolog die edle Schonung und Nachgiebigkeit, die ihm oft hart genug versagt wurde; ihm, der sich ohnedieß, wie irgendwo von ihm gesagt ist, mit der bloßen Toleranz seines Genius begnügen mußte. — Derselbe Geist der Subtilität und des Grübelns über Gegenstände der Mathematik, übergetragen auf andere, vorzüglich theologische Gegenstände, erzeugte bei ihm paradoxe und mystische Vorstellungen, und wenn seine Arbeit über die Offenbarung Johannis seltsame Ideen enthält, so muß man bedenken, daß der große Mathematiker Newton ein nicht weniger seltsames Buch über die Apokalypsis schrieb. Hahn gab mehrere exegetische und ascetische Schriften heraus; von bleibenderem Werthe sind aber die Schriften, die sich auf Mechanik beziehen, und worin er seine Maschine beschreibt.

Das Urtheil, welches Lavater in den Physiognomischen Fragmenten über diesen ausgezeichneten Mann fällt, lautet so: „Ein ganz außerordentliches, mechanisches, mathematisches und astronomisches Genie, das immer erfindet, immer schafft, mit ausharrender allüberwindender Geduld zum letzten Ziel alles ausführt. Er schafft Welten, und freut sich einfältig seiner stillen Schöpfungskraft. — Wenn ich König wäre, der Mann wäre mir eins der theuersten Producte meines Reichs. Er brächte Gottes Weltsystem in mein Kabinet, Wagen, alles zu wägen, in meine Magazine, und was mehr ist, als beides, die allertiefste und harmoniereichste Religion in meine Theologie, ob auch in meine Theologen, wäre eine andre Frage.

Johann Jakob, Freiherr von Külmer.

Ein berühmter Mechanikus.

Die Natur selbst bestimmte Külmern für das Fach, in dem er groß wurde. Er war am 25. Jul. 1720 auf dem Rittergute Pretsch, im Stifte Magdeburg, das damals seinem Vater gehörte, geboren und erzogen. Nachdem er seine Jugendjahre in ländlicher Einsamkeit verlebt hatte, widmete er sich dem Kriegsdienste, und avancirte unter den Chursächsischen Truppen bis zum Kapitain-Lieutenant: aber seine Neigung, die Welt näher kennen zu lernen, und zugleich sein Talent für die Kunst mehr auszubilden, bewog ihn, seinen Abschied zu nehmen und sich nach Rußland zu begeben.

Von Jugend auf hatte sich Külmer, blos aus eigener Neigung und ohne alle Anweisung, Kenntnisse in der Uhrmacherkunst erworben; und diese zu erweitern, nicht bei dem Gewöhnlichen in dieser Kunst stehen zu bleiben, sondern den Bau der Kunstuhren näher kennen zu lernen, um sich dergleichen zu seinem Vergnügen verfertigen zu können, war jetzt sein Zweck. Er fand auch in Petersburg, wo er sich lange Zeit aufhielt, hinlängliche Nahrung für seine Wißbegierde, und Ge-

legenheit, sein Talent auszubilden. Durch seine Geschicklichkeit wurde er bald dem Czar Peter dem Dritten bekannt, der selbst ein Kenner der Künste und Beschützer der Künstler war; daher auch der Baron von Külmer den Umgang des Czars sehr oft genoß. Von Petersburg aus reiste er mehrmals nach England, und in diesem Reiche erwarb er sic, besonders jene tiefe Einsichten in seine Kunst, wodurch er sich nachmals vor so vielen andern Künstlern dieses Faches auszeichnete. Durch den Umgang mit Englands Künstlern, durch öfteres Besuchen der dasigen Uhrfabriken und durch aufmerksames Beobachten der Vortheile, die den englischen Fabriken eigen sind, brachte er es so weit, daß er alle zu einer Uhr gehörigen Theile, sie mochten nun aus Metall, Holz oder Glas bestehen, das Uhrwerk selbst oder das Gehäuse und die Verzierungen desselben betreffen, sehr sauber und mit der größten Genauigkeit selbst verfertigen konnte; wodurch er sich über viele gewöhnliche Künstler dieses Fachs erhob, indem die letztern gewöhnlich alle zu den Uhren gehörigen Theile erst aus Fabriken verschreiben, und weiter nichts thun, als daß sie dann Uhren daraus zusammen setzen.

Im Jahr 1768 verließ er Rußland ganz, kehrte nach Deutschland zurück und privatisirte einige Zeit in Erfurt, begab sich aber von da nach Arnstadt, wo er sich vermählte und glücklich lebte. Er liebte ein stilles häusliches Leben, und diejenige Zeit des Tages, die ihm von dem Umgange mit seiner Familie übrig blieb, füllte er gewöhnlich durch Beschäftigung mit seiner Lieblingskunst aus. In Gesellschaften erschien er nur selten, sprach auch wenig, aber herzlich; wie denn überhaupt Redlichkeit und Gottesfurcht die Grundzüge seines

Charakters ausmachten. Von seiner Geschicklichkeit urtheilte er äußerst bescheiden, und obgleich seine Kunstwerke von jedem, der sie sah, mit Bewunderung betrachtet wurden, so war er doch so wenig für sie eingenommen, daß er sie nur seinen Zeitvertreib zu nennen pflegte.

Unter seinen Kunstwerken zeichnet sich besonders eine Tafel- oder Stutzuhr aus, welche 8 Tage lang geht, Stunden, Minuten und den Tag zeigt, schlägt und repetirt. Auf dem mit schönen Figuren geschmückten Gehäuse ruht ein aus Silber gearbeiteter Hund, an dem das Pudelhaar vortrefflich ausgedrückt ist. Wenn eine Stunde verflossen ist, schlägt nun entweder die Glocke, oder der Hund fängt an, seine Augen zu drehen, die Ohren und den Schwanz zu bewegen, den Rachen zu öffnen, so daß man die elfenbeinernen Zähne und die rothe Zunge desselben sieht, und bellt dann so vielmal, als die Glocke schlagen sollte. Das Bellen des Hundes ist sehr natürlich nachgeahmt, und wird durch einige in dem hohlen Hunde verborgene Werke hervorgebracht, die aber mit der Uhr in Verbindung stehen, und durch die letztere in Bewegung gesetzt werden. Alle Theile der Uhr sind aus Messing oder Stahl auf das sauberste gearbeitet, und auf alles Messing, welches durch die mit Glas bedeckten Seiten der Uhr in die Augen des Zuschauers fallen kann, sind die schönsten Zeichnungen von Blumen und Laubwerk gravirt.

Eben so merkwürdig ist eine in Form eines von der Decke des Zimmers herab hängenden Vogelbauers von ihm verfertigte Uhr. Dieser Vogelbauer ist aus gebogenen, messingnen Stäben zusammengesetzt, die sich oben in einen kleinen Kranz, unten aber in einen runden Boden von schwarzen Ebenholz vereinigen.

Dieser Boden ist sieben Zoll dick aber ganz hohl, denn inwendig befindet sich die von Messing und Stahl verfertigte Uhr, und gleich darüber das ebenfalls aus Messing gearbeitete und mit der Uhr verbundene Flötenwerk, welches einen Waldgesang hervorbringt. Diese Uhr geht einen Tag lang, zeigt Stunden und Minuten, schlägt und repetirt. Wenn dann die Stunde geschlagen hat, hüpft aus einem im Bauer angebrachten Laubwerk ein Vogel hervor, der seinen Schnabel gehörig bewegt, einen Waldgesang pfeift und sich dann wieder ins Laubwerk verbirgt.

Verschiedene andere Werke, die aus seiner Hand hervorgiengen, besonders sehr kunstreiche Pendel- Reise- und Taschenuhren sind bleibende Denkmale seiner Kenntnisse in der Metallurgie, Gold- und Silberarbeit, Gravier- und Juwelierkunst, besonders aber in der Mechanik. Mit gleicher Geschicklichkeit arbeitete er in Holz und in Metall, und jedes Werk, das er unternahm, wußte er ganz allein, ohne jemandes Beihülfe auszuführen; sogar die zu seinen Uhren nöthigen Gläser schnitt er selbst mit dem Diamant zu, und faßte sie aufs Beste. Die Instrumente, mit denen er arbeitete, hatte er ebenfalls meistens selbst aus dem besten Stahl verfertigt.

Külmer hatte noch mehrere wichtige mechanische Arbeiten unternommen, deren Vollendung sein Tod am 12. May 1796 vereitelte. Noch des Tages zuvor beschäftigte er sich mit seiner Lieblingskunst, gieng wie gewöhnlich zur Ruhe, und am folgenden Morgen fand man ihn in seinem Bette liegend, als ob er schlief, aber — er war für dieses Leben entschlafen!

Procopius Diwisch.

Pfarrer zu Prendiz in Mähren.

Es ist Pflicht der Dankbarkeit, die Namen derjenigen der Vergessenheit zu entziehen, die in irgend einem Fache dem menschlichen Geiste neue Wege zeigen, seine Kräfte anzuwenden, und die zeitherigen Grenzen um etwas weiter hinaus zu stecken. In diese Klasse gehört der Pfarrer Diwisch.

Er wurde im Jahr 1696 zu Senftenberg in Böhmen geboren. Nachdem er die Schuljahre zurück gelegt hatte, begab er sich in das Prämonstratenser-Stift Bruck, hörte daselbst die Philosophie, und empfahl sich durch seine Gelehrigkeit, die Leichtigkeit alles zu fassen, und seine übrigen hervorleuchtenden Talente bei den Obern dieses Ordens so, daß sie ihn auf sein erstes Ansuchen in denselben aufnahmen. Hierauf wandte er seinen Fleiß auf die theologischen Wissenschaften und das geistliche Recht, und wurde 1726 zum Priester geweiht. Er wurde bald darauf zum Professor der Philosophie, nachher der Theologie an diesem Stifte ernannt, und verwaltete beide Stellen mit größtem Beifall; dann ließ er sich zu Salzburg die Doktor-

würde ertheilen, und nach der Zeit erhielt er die Pfarrei zu Prenditz in Mähren.

Diwisch war ein emsiger Seelsorger, der seinen Pflichten treulich nachkam; aber er fand daneben immer noch Muße, seine Liebe zur Naturkunde zu befriedigen. Natürliches Talent, Forschbegierde und ein unermüdeter Eifer im Experimentiren brachten ihn in kurzer Zeit sehr weit. Besonders spürte er den Eigenschaften des Feuers und des Wassers unermüdet nach. In der Folge verwandte er sein ganzes Talent auf die Erforschung der bewundernswürdigen Kraft und Wirkung des elektrischen Feuers, verband mit einem anhaltenden Nachdenken darüber wiederholte Versuche, die er sich zum Leitfaden in Ergründung der Wahrheit gewählt hatte, und ohne die er nie einen Schluß zu machen, oder ein System zu entwerfen pflegte. Dadurch erlangte er in dieser Wissenschaft so ausgebreitete Kenntnisse und Einsichten, daß er alle diejenigen, die sich vor ihm derselben gewidmet hatten, hinter sich zurück ließ. Er fieng damals schon an zu bemerken, das Blitzen und Donnern in den Wolken bei Gewittern sei eben das, was Funken und Prasseln bei der Elektricität im Kleinen sind. Von dieser Betrachtung fiel er auf den großen Gedanken, die fürchterlichen Gewitter kraftlos und schadlos zu machen, und sann von nun an auf Mittel, denselben in Ausübung zu bringen.

Der Ruf von den sehenswürdigen und sonst unbekannten Experimenten, die Diwisch täglich über die Elektricität machte, verbreitete sich so sehr, daß der Kaiser Franz der Erste ihn einigemal nach Wien kommen, und in seiner Gegenwart seine Versuche machen ließ.

Da er noch immer mit seinem Entwurfe, das elektrische Feuer aus den Gewitterwolken abzuleiten und zu zerstreuen, beschäftigt war, las er im Jahr 1753 in den Zeitungen die Nachricht, daß der Professor Richmann bei einem Wetterexperimente vom Blitz erschlagen worden sey. Er schrieb hierüber sogleich eine Abhandlung, worin er bewies, daß die Art eiserner Stangen, deren sich Richmann bei seinem Versuche bediente, nicht nur ganz unnütz, sondern auch höchst gefährlich wäre; er zeigte auch in dieser Schrift an, wie man das elektrische Feuer aus den Wetterwolken ohne Gefahr leiten, es der Erde zuführen und den Ausbruch des Donnerstrahls verhindern könnte. Diese Abhandlung schickte Diwisch an Eulern nach Berlin, mit der Bitte, sie der Akademie vorzulegen. Allein man würdigte ihn keiner Antwort; vielleicht hielt die Akademie den Gedanken, das Gewitter vom elektrischen Feuer zu entladen, für ein leeres Hirngespinst, wenigstens zweifelte Euler noch im Jahr 1761 an der Möglichkeit der Sache.

Diwisch ließ sich durch den Kaltsinn der Berliner Akademie nicht irre machen, sondern beschloß vielmehr, seinen längst entworfenen Plan auszuführen. Er ließ eine Wettermaschine von eigener Erfindung verfertigen, und stellte sie am 15. Jun. 1754 unweit seiner Wohnung auf. Diese Maschine besteht aus einer dicken eisernen Stange, an welcher vier eiserne Arme in horizontaler Lage, jeder mit einer Queerstange, befestigt sind. Auf dem Ende jedes Arms und der Queerstangen, stehen senkrecht kleine Stangen eines Schuhes lang, welche Kästchen von Blech tragen. Diese sind mit Feilspänen angefüllt, und haben einen hölzernen

durchlöcherten Deckel. In ein jedes Loch des Deckels wird ein messingnes Spießchen gesteckt, und mittelst eines kleinen hölzernen, an der Mitte des Spießchens befindlichen Cylinders, befestigt. Die Stifte sind wie eine Haarnadel dick und spießmäßig zugespitzt, und müssen mit dem untern Theile die Feilspäne wohl berühren. Die ganze Maschine wird auf einem Thurm oder einem hohen Gerüste befestigt. Diwisch hatte sie zuerst am 15. Jun. 1754, unweit von seiner Wohnung aufgestellt. Sie that in der Zertheilung der Gewitterwolken die erwartete Wirkung. Der Erfinder that dem Kaiser Franz dem Ersten den Vorschlag, in verschiedenen Gegenden solche Wetterableiter aufstellen zu lassen; aber die Wiener Mathematiker widerriethen es, weil sie weder die Möglichkeit, noch den Nutzen einsehen konnten. Nach zwei Jahren ward die Maschine von den Bauern der dasigen Gegend umgerissen, weil sie die Dürre des damaligen Sommers der Maschine zuschrieben. Sie wird jetzt in dem Kloster zu Bruck aufbewahrt. Man muß sie wirklich als die erste in ihrer Art ansehen. Denn wenn gleich Franklin im Sept. 1753 aus Amerika nach London geschrieben, daß spitzige Stangen, welche auf Gebäuden oder Mastbäumen der Schiffe aufgerichtet, und mit der Erde oder dem Meere in Gemeinschaft stehen, gute Dienste thun müßten; so blieb es damals doch bei dem bloßen Vorschlage. Franklin und Diwisch wußten beide von einander nichts. Beide hatten verschiedene Absichten: Diwisch stellte seine Geräthe auf freiem Felde auf, um die Materie des Blitzes in der Höhe zu zerstreuen und unvermerkt herab zu ziehen, damit kein schädlicher Strahl hervorbrechen könnte, und

die Wetterwolken in einen Regen zu verwandeln. Franklin aber stellte seine Stangen an die Gebäude, um den herunterfahrenden Blitz zu fangen, und ihn, dem Gebäude unbeschadet, der Erde zuzuführen.

Diwischens erfinderischer Geist konnte nicht ruhen, als er die Versuche mit seiner Wettermaschine aufzugeben gezwungen ward; er griff nach einem angenehmern und stillern Gegenstande. Dieß war die Tonkunst. Schon vor der Aufrichtung der Wetterstange hatte er angefangen, an einem ganz neuen von ihm ausgedachten musikalischen Instrumente zu arbeiten. Jetzt nahm er dieses Geschäft von neuem vor, und ließ nicht eher davon ab, bis er es zu seiner Vollkommenheit brachte. Dieses Instrument giebt die Töne beinahe aller Saitenspiele und blasenden Instrumente von sich, die man ganz leise und sanft, oder auch mit voller Stimme, wie ein ganz besetztes rauschendes Orchester, kann tönen machen. Es wird, wie eine Orgel, mit Händen und Füßen gespielt, und der Kenner kann 130 Veränderungen an demselben wahrnehmen. Der Prinz Heinrich von Preußen bot dem Erfinder eine große Summe Geldes für dieses merkwürdige Werk, allein dieser starb während der Unterhandlung im Jahr 1765. Auch dieses Instrument, Denis d'or genannt, kam in das Kloster Bruck, wo ein besonderer Tonkünstler gehalten wurde, der es zu behandeln verstand.

Diwisch genoß seit der Zeit, da er sich mit der Elektricität beschäftigte, einer starken und vollkommenen Gesundheit, die vorher schwach und unstet war. Seinem Geiste nach gehörte er unter die großen Männer des 18ten Jahrhunderts. Die von ihm ausgedachte Wettermaschine macht seinen Namen unsterblich. Ein

ewiger Zeuge seiner harmonischen Seele ist das musikalische Instrument, das er erfunden hat, in welchem sich das Reine, Verschiedene, Erhabene und Reizende der Töne nicht wohl beschreiben, und nur von einem Kenner der Musik empfinden läßt. Ganz von der Liebe zu den nützlichen Wissenschaften der Mechanik eingenommen, schien er fast keine andere Empfindungen zu haben, als diese auf einen Grad der Vollkommenheit bringen zu können. Sein Geist war zum Nachdenken und zu Betrachtungen so geschickt, und durch immerwährende Anstrengung so geübt, daß er denselben ganze Tage ununterbrochen nachhängen konnte. Daher geschah es oft, daß er Leute, die in sein Zimmer traten und ihn grüßten, nicht eher beobachtete, als bis ihn sein Bedienter beim Ermel zupfte und gleichsam erschütterte. Deswegen nahm man bei ihm im alltäglichen Umgang einige unfreundliche Mienen wahr, die er aber beim Besuch eines Fremden leicht abzulegen wußte. Die häufigen und vornehmen Gäste, die ihn seiner Kenntnisse wegen besuchten, bewirthete er niedlich und mit Vergnügen, entfernt von aller eitlen Prahlerey.

Johann Friedrich Hähn.

Generalsuperintendent und Konsistorialrath zu Aurich in Ostfriesland.

Ein Reformator im Erziehungswesen, der in einer Gallerie merkwürdiger Männer nicht fehlen darf, wenn gleich die von ihm erfundene Literal-Methode längst unter die Antiquitäten gehört. Das Eigenthümliche dieser ehemals sehr berühmten Methode besteht darin, daß man blos mit den Anfangsbuchstaben der Worte die Hauptgegenstände des Unterrichts in den Schulen an der Tafel anschreibt, und insbesondere die Folge der Hauptideen in den Wissenschaften tabellarisch auf diese Weise vorstellt. Hat man jetzt eingesehen, daß ein solcher Unterricht äußerst trocken und ermüdend ist, so vergesse man nicht, daß Hähn für seine Zeit viel that, und daß man ihm eine Menge nützlicher praktischer Bemerkungen und Erfahrungen über Erziehung und Unterricht zu danken hat.

Er war der Sohn eines Bäckers zu Baireuth und am 15ten August 1710 geboren. Seine Erziehung war die gewöhnliche. Nachdem er die deutschen Schulen besucht hatte, bereitete er sich in dem Seminar und Gymnasium seiner Vaterstadt auf den akademischen Unter-

richt vor, und gieng 1733 nach Jena, wo er mit dem Studium der theologischen ein emsiges Studium der mathematischen Wissenschaften verband. Er lebte sehr eingezogen, und da er sich zu den frömmern Christen gesellte, die innerlichen Gefühlen einen vorzüglichen Werth beilegten, so begab er sich nach Halle in die Schule des Pietismus. Hier lernte ihn der Abt Steinmetz zu Kloster Bergen als einen sehr frommen Bruder kennen, dem es dabei nicht an Kenntnissen fehlte, und darum berief er ihn 1736 als Lehrer an die berühmte Schulanstalt, deren Vorsteher er war. Hahn verrieth bald eben so viel Eifer als Talent beim Jugendunterricht, und wurde nach wenigen Jahren Inspector der Schule zu Bergen. Mit unermüdeter Geduld, mit anhaltendem Eifer und einnehmender Freundlichkeit ließ er sich zu den Zöglingen herab, und suchte ihnen alles leicht und deutlich zu machen. Als Aufseher des Schulmeisterseminariums gab er sich alle ersinnliche Mühe, die Klosterbedienten, welche zu Schullehrern auf den Dörfern und in Städten bestimmt waren, in der zweckmäßigsten Methode des Unterrichts zu üben; mit edler Uneigennützigkeit sorgte er dafür, daß die Armen Papier und Schreibmaterialien bekamen; von den vornehmsten Rechnungsarten ließ er Tabellen drucken, und vertheilte sie unter die Armen, verfertigte ein neues Buchstabier- und Lesebüchlein, und lehrte die Seminaristen den zweckmäßigen Gebrauch desselben.

Ein Zwist, den er mit dem Abt bekam, war Ursache, daß er im Jahr 1749 Bergen verließ, und als Prediger der Gens d'Armes nach Berlin gieng. Auch hier schränkte er sich nicht bloß auf die Verrichtungen seines Amts ein, sondern verband sich mit dem Konsi-

storialrath Hecker, der eine Realschule angelegt hatte, und nahm den thätigsten Antheil an dieser Anstalt. Seine Gabe des Unterrichts erwarb ihm die Achtung der angesehensten Familien, und selbst am Hofe wurde er geschätzt, wo er dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten durch seine neu ersonnene (Literal=) Methode die Buchstabenkenntniß und das Lesen beibrachte. Ansehnliche Beförderungen waren der Lohn seiner Verdienste. Er wurde 1753 Pastoradjunct an der Dreifaltigkeitskirche und Inspector der Realschule, und 1759 Generalsuperintendent der alten Mark und Priegnitz, wie auch Inspector und erster Domprediger in Stendal. In jedem seiner Verhältnisse war die Verbesserung des Schulunterrichts seine angelegentlichste Sorge.

Steinmetz hatte sich schon längst wieder mit seinem ehemaligen Lieblinge ausgesöhnt; er bestimmte ihn zu seinem Nachfolger, und König Friedrich der Zweite bestätigte ihn wirklich nach Steinmetzens Tode (den 19ten Jul. 1762) als Konsistorialrath, Generalsuperintendent des Herzogthums Magdeburg, Abt und Direktor des Stifts und Klosters Bergen. Der König hatte ihn schon längst wegen seiner pädagogischen Verdienste und der Redlichkeit seiner Denkart geschätzt, und einst von ihm geurtheilt: „wenn alle seine Feldprediger Heuchler wären, so wäre wohl Hähn der einzige, der das von Herzen glaube, was er lehre."

In Bergen zeigte der neue Abt sich bald von einer Seite, die ihm aller Herzen entzog. Er arbeitete zwar auch jetzt wieder mit rastlosem Eifer an der Schule, gab selbst Lehrstunden, sorgte für eine gute Oekonomie, und bemühte sich ernstlich, die beträchtlichen

Schulden des Klosters zu tilgen. In seinem Charakter entwickelte sich aber auch zugleich eine despotische Herrschsucht, die alles empörte. Aus übertriebener Sparsamkeit war er hart gegen die Unterthanen des Klosters, und die Lehrer selbst behandelte er mit einer unerhörten Strenge. Er drohte mit Fortjagen, erhob gegen den Konvent eine Klage in Berlin, und dieser suchte ebendaselbst Hülfe. Die gegenseitige Erbitterung wuchs, und mehrere Lehrer verließen die Anstalt. Das Wechseln dauerte fort, und Hähn beförderte Konventualen und Lehrer nicht nach Verdienst, sondern nach Gunst. Mit den Zöglingen war er vertrauter, als mit den Lehrern, und ein Bedienter galt bei ihm so viel, als ein Konventual; gegen die letztern erklärte er sich sogar auf der Kanzel. Dabei verfiel er auf den unseligen Grundsatz: es wäre besser, wenn das Kloster nur eine kleine Schule hätte, weil es bei einer großen Anzahl Zöglinge, auch viele Lehrer und Aufseher, viele Bedienten und viel Holz haben müßte. Er ließ daher die Schule immer kleiner werden, und dieß beförderte seinen Sturz.

König Friedrich erfuhr durch den Obrist Lentulus den verfallenen Zustand der Bergenschen Schule. Als einst bei Tische von Bergen die Rede war, äußerte dieser Liebling des Monarchen: „Wenn ich sonst vor dem Kloster vorbeimarschirte, sah ich eine Menge junger Leute, welche meine Bursche mit Vergnügen durchmusterten; jetzt muß die Schule in schlechtem Stande seyn, denn man sieht nichts als Schweine. Der Abt mag wohl ein guter Oekonom seyn, aber um die Schule wird er sich wohl wenig bekümmern. Allenfalls mag er noch Dorfpriester und Betbrüder erziehen, aber ein

rechtschaffener Kavalier kann da nicht mehr erzogen werden u. s. w." Diese zufälligen Aeußerungen hatten eine langwierige Untersuchung der ganzen Hähnischen Oekonomie- und Schulverwaltung zur Folge, die sich damit endigte, daß Hähn am 6ten Jan. 1771 seines Amtes entsetzt wurde, mit dem Befehl, sich binnen 24 Stunden vom Kloster zu entfernen, und bis zu völliger Berichtigung der Rechnung mit einem monatlichen Gehalt von 100 Thalern in einem, vom Konvent und Pädagogium abgesonderten Gebäude zu wohnen. Er zog nach Magdeburg, bekam aber bald, auf die Verwendung seines ehemaligen Schülers, des Prinzen Friedrich Wilhelms, der ihn sehr liebte, eine Vokation als Generalsuperintendent, Konsistorial- und Kirchenrath, wie auch Director des Gymnasiums und Prediger an der Schloßkirche zu Aurich in Ostfriesland. Hier lebte er ruhig, behandelte die ihm untergebenen Geistlichen brüderlich und väterlich, und erwarb sich in ganz Ostfriesland allgemeine Liebe und Achtung. Am 4ten Jun. 1789 endigte sich sein Leben.

Hähn war von Person sehr unansehnlich, klein, sehr schwarz im Gesicht, und hatte eine gelbe Haut, mit einem etwas finstern Blicke, den er aber durch ungezwungene Freundlichkeit erheiterte. In seiner Lebensart war er sehr mäßig. Es fand sich bei ihm die sonderbarste Mischung von Gutem und Bösem, von Demuth und Stolz, Hartnäckigkeit und Wankelmuth, Bescheidenheit und Unfreundlichkeit, Klugheit und Unvorsichtigkeit, der lebhaftesten Thätigkeit und abwechselnder Schläfrigkeit. Wie alle Pietisten, führte er den Heiland beständig im Munde; einer seiner Freunde mochte aber wohl nicht mit Unrecht von ihm sagen:

„Hähn

„Hähn läuft unruhig unter dem Kreuz Christi herum, kommt aber nicht heran.“ Häufig ließ er sich von einem blinden Vertrauen auf Gottes Beistand leiten, und hielt seine seltsamen Triebe und Neigungen für Winke der Vorsehung. Er war argwöhnisch und leichtgläubig, ungerecht und hartherzig, konnte sich zuweilen auf eine sehr edle Art dienstfertig erweisen, hielt aber auch öfter nicht, was er versprach, und erregte dadurch den Verdacht der Unwahrheit und des Mangels an Aufrichtigkeit. Oefters sah er zwar sein Unrecht ein, und schämte sich nicht, deshalb Abbitte zu thun, denn er war überaus demüthig, bescheiden und offenherzig im Geständniß seiner Fehler; aber wenn sein Stolz wieder erwachte, so war er unfähig, ihn zu bezähmen. Er war kein Heuchler, aber ein durch Leidenschaften, Vorurtheile, falsche Klugheit und Mangel an Beurtheilungskraft irre geführter Mann, der die, welche vom Christenthum und dessen Uebung anders dachten, als er, für keine ächten Christen, und die sich in seine Methode nicht finden konnten, wohl gar für seine Feinde hielt.

Geschrieben hat Hähn sehr viel, wovon die ascetischen Schriften wohl den geringsten Werth haben. In seinen zahlreichen Programmen und Schulschriften umfaßt er fast alle Zweige des Schulunterrichts, und unstreitig hat er hier manches Goldkörnchen ausgestreut. In der Mathematik, und besonders in der Mechanik, besaß er treffliche Kenntnisse; er erfand unter andern eine Dreschmaschine und einen Sparofen, wovon er eine besondere Beschreibung drucken ließ. Mit der Geschichte und den damit verwandten Wissenschaften, der Chronologie, Geschlechts-, Wappen-, Münz- und Erdkunde, war er sehr vertraut, und über die Reichs-

historie hielt er mehrmals Vorlesungen. In den Sprachen waren seine Kenntnisse mittelmäßig, und die alten Philosophen und Geschichtschreiber hatte er nicht mit Geschmack gelesen. Seine Beurtheilungskraft war weit schwächer, als sein Gedächtniß. Von einer ermüdenden Länge waren seine öffentlichen Religionsvorträge; er disponirte blos, und verließ sich dann auf den Geist Gottes; zuweilen gelang es ihm aber doch, die Herzen zu rühren, und seine Ermahnungen an die Jünglinge waren oft rührend und eindringlich.

Johann Ignatz von Felbiger.

Abt und Prälat zu Sagan.

Erziehung und Unterricht waren die großen Gegenstände, für welche dieser treffliche Prälat mit einem Eifer wirkte, der Bewunderung verdient. Ihm war es die wichtigste Herzensangelegenheit, das Volk über seine Rechte und Pflichten und über seine Bestimmung aufzuklären, und ihm auf diesem Wege ein dauerhaftes Wohlseyn zuzubereiten. Er war ein Prälat, wie es deren zu allen Zeiten nur wenige gab, ein aufgeklärter Freund und Beförderer alles Guten, wo er es fand. Unter seinen katholischen Glaubensgenossen that er, der mannigfaltigen Schwierigkeiten ungeachtet, die es zu besiegen gab, weit mehr, als mancher Protestant unter ungleich günstigen Umständen. Achtung und Segen seiner Asche!

Felbiger war am 6ten Januar 1724 in der schlesischen Hauptstadt Breslau geboren. Sein Vater hatte, als Kaiserl. Postmeister daselbst, von Karln dem Sechsten den Adelstand erhalten. Der Knabe äußerte nicht nur Talente, sondern auch Lust zu den Wissenschaften, und widmete sich ihnen von Jugend auf ganz. Sein Fleiß stand mit seinen Neigungen im

engsten Bunde, und er vollbrachte seine Studentenjahre ganz nach dem Wunsche seiner Aeltern und Lehrer auf der Leopoldischen Universität zu Breslau.

Als die Jahre gekommen waren, da Felbiger sich einem bestimmten Stande widmen sollte, entschloß er sich, als geistlicher Ordensmann dem Staate nützlich zu werden. Er wendete sich an das fürstliche Stift der regulirten Chorherren Augustinerordens bei unserer lieben Frauen zu Sagan in Schlesien, that daselbst Profeß und wurde im Jahr 1746 unter die Zahl der regulirten Chorherren aufgenommen. Hier setzte er seine Privatstudien mit unermüdetem Eifer fort, und seine Lieblingslektüre waren nicht allein die Schriften der Kirchenväter, sondern auch der besten römischen klassischen Schriftsteller und die französische und deutsche Literatur. Ein vorzügliches Interesse für ihn hatte schon damals alles dasjenige, was zur Verbesserung der Schulen und der Lehrmethode seiner Religionsverwandten dienlich seyn konnte.

Als der Prälat seines Stifts den 7ten May 1758 starb, und der Konvent desselben dem Könige von Preußen drei Subjekte zur Wahl eines neuen Prälaten empfahl, forderte der Monarch darüber das Gutachten des damals in Schlesien dirigirenden Ministers von Schlabrendorfs. Dieser erkannte Felbigers ausgezeichnete Würdigkeit, und so erhielt er auf die Empfehlung desselben die Sagansche Prälatur, zu welcher er am 13. Nov. 1758 installirt wurde. Jetzt suchte dieser zu großen Entwürfen geschaffene und ausgebildete Geist seine bisher speculativ gewesene Schulmethode zu realisiren. Außer seinen wichtigen und vielfachen geistlichen Amtsverrichtungen, durch welche er sich ein

bleibendes Verdienst um sein fürstliches Stift erwarb, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des äußerst vernachläßigten Schulunterrichts. Bei dem humanen und menschenfreundlichen Sinn, der ihn belebte, erkannte er mit Wehmuth, daß aus dieser Vernachläßigung zahlloses Elend entspringe. Anfangs erfuhren seine redlichen Unternehmungen selbst bei seinen Untergebenen, und sogar bei verschiedenen Schullehrern, manche falsche Auslegung: aber der große und thätige Menschenfreund wußte diese durch die vernünftigsten Vorstellungen zu vertreiben, und jene durch seine unveränderliche Thätigkeit glücklich zu erhalten und immer besser in Gang zu bringen.

Felbiger, dem es nur um das Gute zu thun war, hielt es nicht für herabwürdigend, seine angefangenen Schulreformen mit den Schuleinrichtungen in andern Gegenden zu vergleichen, um etwa dadurch auf neue Ideen geleitet zu werden. In dieser Absicht besuchte er die Berlinische Realschule, um sich in der Nähe mit der dabei üblichen Lehrart bekannt zu machen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß in dieser Anstalt auch Schulleute besonders vorbereitet würden, und dieß bewog ihn, zween für die Sagansche Schule bestimmte neue Lehrer, zur Erlernung einer bessern Methode, auf eilf Monate dahin abzuschicken, und die Kosten dazu aus seiner Privatkasse zu bestreiten. Er hatte nun bessere Lehrer, und dachte auch darauf, zweckmäßigere Schulbücher einzuführen. Diese neue Veranstaltung erweckte bald in einigen benachbarten Gegenden eine rühmliche Nacheiferung, die aber doch durch die gegenseitige Abneigung und die falschen Besorgnisse des größern Theils sich nicht so weit würde ausgebreitet haben,

wenn ihr nicht durch dazu gekommene königliche Verordnungen das Uebergewicht verschafft worden wäre. Die erste (vom 20. März 1763) gieng nur in allgemeinen Ausdrücken auf die Beobachtung einer bessern Aufsicht über die katholischen Schulen in Schlesien; nachdem aber Felbiger einen Entwurf zu einer allgemeinen Verbesserung derselben bei der Königl. Kammer eingereicht hatte, so ward anbefohlen, Schulmeisterseminarien anzulegen und ein Fond dazu angewiesen; auch wurde festgesetzt, daß kein Kandidat künftig zum Predigeramte bestellt werden solle, der sich nicht in einem solchen Seminarium mit der verbesserten Lehrart und den Pflichten einer gewissenhaften Aufsicht über die Schulen bekannt gemacht habe. Zu Sagan selbst hatte Felbiger eine Vorbereitungsanstalt errichtet, an mehreren Orten geschah das nemliche, und der thätige Prälat unterrichtete selbst sowohl Direktoren als Docenten. Er legte in Sagan eine Buchdruckerey an, erhielt ein Königl. Privilegium auf die daselbst zu druckenden Schulbücher, bereiste die Grafschaft Glatz, um sich von den Schulmängeln und den Mitteln, ihnen abzuhelfen, besser zu unterrichten, und verfertigte aus den verschiedenen Königl. Verordnungen in Schulsachen einen Auszug, der die Pflichten der Seminarien-Direktoren, Schul-Inspektoren, Erzpriester, Pfarrer und Schulmeister enthält. Für die Schulleute setzte er nachher noch einen besondern Unterricht, von den ihnen nöthigen Kenntnissen und Verhaltungsregeln, auf; für die Jugend aber christliche Grundsätze und Lebensregeln, und andere Schriften, die seinen Einsichten alle Ehre machen.

Mit dem Flor der katholischen Schulen in Schlesien stieg auch Felbigers Ruhm, und die Nutzbarkeit seiner Schulmethode und der darauf gerichteten zahlreichen Schriften breitete sich auch in andern Ländern aus. Um die Gemeinnützigkeit der Felbigerschen Schulbücher zu befördern, mußten an vielen Orten des deutschen Reichs (z. B. zu Bamberg, Würzburg, Wien u. s. w.) neue Auflagen und in die Tausende gehende Abdrücke derselben veranstaltet werden.

Der Ruf des einsichtsvollen Schulreformators drang bis zu den Ohren der Kaiserin Maria Theresia, und sie wünschte, die Talente desselben auch zum Besten ihrer Schulen zu benutzen. In dieser Absicht ließ sie durch ihren Gesandten am Preuß. Hofe den König Friedrich den Zweiten ersuchen: man möchte ihr Felbigern nur auf einige Jahre überlassen, damit die Schulen in ihren Staaten durch ihm verbessert werden möchten. Dieses Ansuchen wurde erfüllt, und Felbiger gieng nun im Anfange des Jahres 1774, in Begleitung einiger Männer, die mit seiner Schulmethode vertraut waren, nach Wien. Hier fand er ein weites Feld vor sich, das er mit jener rastlosen Thätigkeit anbaute, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Der kaiserliche Hof unterstützte ihn bei seinen Bemühungen aufs nachdrücklichste, und gab ihm viele Beweise einer ausgezeichneten Achtung. Als er daher im Jahr 1778 von seinem Monarchen reklamirt wurde, und er dazu die Einwilligung des kaiserlichen Hofes nicht erlangen konnte, so resignirte er die Sagansche Prälatur, und fuhr thätig fort, das östreichische Schulwesen neu zu organisiren. Im J. 1782 wurde er vom Kaiser Joseph der Oberdirektion der

Normalschulen entbunden. Er gieng darauf nach Presburg und starb daselbst am 17. May 1788 als Probst des Kolegiatstiftes.

Felbiger hat für seine Zeiten ungemein viel Gutes gestiftet, weil er die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand hinlenkte, der vom höchsten Interesse ist, und weil er selbst mit so viel Eifer Hand ans Werk legte. Seine Methode (eigentlich die Hähnsche Buchstabiermethode) ist zwar nichts weniger als musterhaft und es war ein Fehler, daß er immer bei derselben verharrte, ohne von den spätern Verbesserungen in der Pädagogik einen Gebrauch zu machen. Aber wir verzeihen ihm diesen Fehler um des überwiegenden Guten, das er stiftete, auch um seines Charakters willen, denn er war nicht nur ein warmer Freund und Beförderer des Wahren, sondern auch ein Mann, der mit Muth, Geduld und Vorsicht die größten Hindernisse zu besiegen suchte, gelassen wider viele Feinde kampfte, gerade heraussagte, was die Natur der Sache besiehlt; nicht schalt und tobte, sondern nur darauf sann, wie er seine guten Absichten erreichen könnte. So arbeitete er vielen Mißbräuchen entgegen, und belehrte den Landmann unter andern von der Unschädlichkeit der Blitzableiter. Als man ihn einst gegen einen protestantischen Geistlichen einnehmen wollte, weil er etwas zum Nachtheil der katholischen Religion geschrieben hätte, antwortete er: „Man muß den Fleiß eines würdigen und gelehrten Mannes unterstützen, und Religionsverschiedenheit muß hierin keine Ausnahme machen." Er bewies sich auch nachher, wie zuvor, als einen warmen Freund und thätigen Beförderer dieses Gelehrten.

Johann Heinrich Ludwig Meierotto.

Königl. Preuß. Kirchen- und Oberschulrath.

Meierottos Beispiel bestätigt die Wahrheit von Klopstocks Ausspruch: „Habe nur Verdienste, die Welt wird's kennen." Er war unter den Schulmännern seiner Zeit einer der geachtetsten, und wird noch lange in dem Andenken unsrer dankbaren Nachkommen fortleben.

Geboren wurde er am 22. August 1742 zu Stargard im Preußischen Pommern. Sein trefflicher Vater, der reformirte Rector daselbst, wandte, ungeachtet seiner geringen jährlichen Einnahme von 160 Thalern, alles an, was er vermochte, den fähigen Sohn auszubilden, und ihn, außer der römischen Literatur, mit der Natur, und vorzüglich mit einem Theile der Botanik und Mineralogie bekannt zu machen, Studien, welche Stargards schöne Lage und Umgebungen sehr begünstigten. Der Vater dachte den Sohn aus seinem Unterrichte auf die Universität zu entlassen; aber die Nachricht, daß der Prinz Moritz von Dessau, Inhaber des Regiments zu Stargard, der sich gerade Krankheitshalber dort aufhielt, den langgewachsenen Jüngling als Musquetier einkleiden lassen wolle, bewog den Vater, mit dem Sohne in der schon eingebrochenen Nacht eilends nach Berlin zu flüchten, wo er sogleich (am 29sten Sept. 1760) Mitglied der ersten Klasse des joachimsthalischen Gymnasiums wurde, und sich in aller Hinsicht musterhaft auszeichnete. Kein Wunder, da

schon damals sein Lieblingsbuch Richardsons Grandison geworden war, dem er, soviel seine Lage erlaubte, sich zum Vorbilde genommen hatte.

In den Jahren 1762 bis 1765 studirte er zwar zu Frankfurt an der Oder Theologie, doch wandte er die meiste Zeit auf das Studium der klassischen Literatur, wobei ihm der freie Gebrauch der akademischen Bibliothek, bei welcher er zum Gehülfen angestellt worden war, sehr nützlich wurde. Nachher zeichnete er sich als Privatlehrer in Berlin so aus, daß er im Jahr 1770 Professor, und 1775 wider sein Wissen und Vermuthen Rector des joachimsthalischen Gymnasiums ward. Die Anstalt hatte gerade einen solchen Mann nöthig, der Muth mit Klugheit zu paaren wußte, um der völligen Anarchie und Verwilderung ein Ende zu machen, und das Vertrauen des Publikums wieder zu gewinnen. Daher kam es auch, daß Friedrich der Zweite, der einmal eine lange Unterredung mit ihm hatte, ihn einer vorzüglichen Achtung würdigte. Sein Ansehen und sein Wirkungskreis wurde immer ausgebreiteter: er bekam Zulagen, ward kurz hintereinander von 1786 an, Kirchenrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und Oberschulrath, immer ohne sein Zuthun, da er Geradheit liebte, und das pulsare limina potentiorum ihm verhaßt war, obgleich er Geistesgewandtheit und Lebensart genug dazu besaß. Alle seine Aemter verwaltete er mit der pünktlichsten Ordnung und Gewissenhaftigkeit. In den letzten Jahren wurde ihm mehrmals auf Befehl des Königs die Revision der Schulen in Südpreussen und den angrenzenden Provinzen aufgetragen, und er war eben von einer sehr beschwerlichen Reise dieser Art, die er schon mit sehr geschwächter Gesund-

heit wider den Rath seiner Freunde angetreten hatte, zurückgekommen, als ihn ein bösartiges Fieber befiel, welches am 24. Sept. 1800 seinem Leben ein Ende machte.

Meierotto war groß von Person und verhältnißmäßig stark gebaut. Seine Miene war zwar in der Regel ernst, aber dabei einnehmend und häufig freundlich. Er hatte eine deutliche wohltönende Stimme, die er oft mit Nachdruck zu brauchen wußte. Sein ganzes Aeußeres hatte etwas Gefälliges und Angenehmes, und war von aller Pedanterie weit entfernt; feine Sitten waren bei ihm mit einem gewissen Ernst und einer anständigen Würde verbunden, vermöge derer er sich zwar nichts vergab, aber sich doch auch sehr häufig äußerst zuvorkommend benahm.

Alle Eigenschaften ohne Ausnahme, die den eigentlichen Werth des Menschen bestimmen, waren in seinem Charakter vereinigt. Unerschütterliche Redlichkeit, Festigkeit der Grundsätze, die er einmal als richtig anerkannt hatte, Freimüthigkeit, die keine Menschenfurcht kennt, seltene Religiosität, Thätigkeit ohne Grenzen, pünktliche Ordnungsliebe, hohes Pflichtgefühl, Menschenliebe, Wohlthätigkeit im höchsten Grade, Edelmuth, Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, feine, zarte Empfindung, Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe, Gefühl für Freundschaft und die zärtlichste Liebe zu den Seinigen machten die Grundzüge davon aus.

Er war ein vielseitig gebildeter, und bei einem seltenen Umfange der ungleichartigsten Kenntnisse, doch sehr gründlich gelehrter, rastlos thätiger Mann. Das, was er wußte, hatte er sich nicht sowohl durch ein schnelles und glückliches Eindringen des Genies, als durch hartnäckige Anstrengung und durch eine kluge, stets fer=

tige, Anwendung aufs wirkliche Leben erworben. Es tragen daher auch seine literarischen und deutschen Schriften mehr das Gepräge des tiefen Forschers, als des genialischen, seine Gegenstände leicht auffassenden, und fließend darstellenden Schriftstellers. Er besaß eine tiefe, grammatische und historische Kenntniß der alten Sprachen, besonders der lateinischen, wovon theils seine lateinische Grammatik, und besonders ein kritischer Brief an Heyne sehr einleuchtende Beweise ablegen. Das Werk, wodurch er zuerst seinen Ruf als Gelehrter gründete, war die vortreffliche Schrift über Sitten und Lebensart der Römer, in verschiedenen Zeiten der Republik, 1776, die auf immer unter den Schriften über diesen Gegenstand einen vorzüglichen Werth behauptet.

Meierotto hatte große praktische Erfahrungen über die besten Methoden des Unterrichts, und die zweckmäßigste Abstufung desselben gemacht. Beweise davon sind seine Gelegenheitsschriften über die sokratische Methode, und eine neue Ausgabe der Sulzerischen Vorübungen, die er ganz umarbeitete, und in drei Theilen, so wie sie stufenweise nach einander gebraucht werden können, von 1779 bis 1781 herausgab, auch endlich noch mit einem vierten Theile, der die Methodik für die Lehrer enthält, vermehrte. Physikalische und gäologische Untersuchungen gehörten zu seinen Erholungen von schwerern und mühsamern Berufsarbeiten. In der kleinen Schrift: Gedanken über die Entstehung der beltischen Länder, liegt ein Schatz neuer Ansichten und sinnreicher Muthmaßungen über die Revolutionen unserer Erde, und das Zurücktreten des Meeres in diesen nördlichen Breiten. Durch die-

selbe Veranlassung, welcher jene Schrift ihre Entstehung zunächst verdankt, entstand auch noch eine zweite, welche auch ins Holländische und Dänische übersetzt worden ist, und sich auf eine Menge eigener und fremder Erfahrungen gründet: Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner zu Rath und Hülfe in Gefahr und mannigfaltigen Fällen, 1790. Schon durch dieses Noth- und Hülfsbüchlein allein hätte sich der edle Mann eine Stelle unter den Wohlthätern seiner Nation erworben. Auch war die Sprache überhaupt oft ein Gegenstand seiner Forschung, wovon sich eine Probe in den Sammlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren thätiges Mitglied er war, unter dem Titel findet: wie die Sprache eines Volks dessen Denkart schildere.

Wenn ein Schulmann, gleichweit entfernt von Pedanterie und Neuerungssucht, die solideste Kenntniß alter und neuer Sprachen besitzt, die Philosophie in wahrer Aufklärung findet, Sachkenntniß mit Geschichte und Philologie verbindet, und dieß alles so vorträgt, daß er, ohne zu ermüden, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln weiß; wenn er mit gründlicher Beurtheilungskraft nur das, was sie brauchen können, aus dem großen Schatz seiner Gelehrsamkeit heraushebt, und ihnen den Weg der Wissenschaften, so viel möglich, von beschwerlichen Dornen reinigt, ohne sie jedoch auf lauter Rosenpfaden zu führen; dann verdient er wohl den Namen eines sehr vorzüglichen Schulmannes. Sein Verdienst ist aber noch größer, wenn er zugleich ein guter Erzieher ist, und wenn sein Beispiel den Gehalt seiner Lehren bestimmt; wenn er mit diesen Eigenschaften noch unermüdete Thätigkeit verbin-

det, und sich seinem Berufe ganz hingiebt. Dieß ist ein Bild von Meierotto. Da er selbst in allem, was er unternahm, durch eiserne Anstrengung viel leistete, so verlangte er auch von seinen Schülern die nemlichen Eigenschaften. Nie half er eher, als bis er wirklich sah, daß man der Hülfe bedurfte. Vortrefflich war seine Art zu examiniren; er vermied alles zweckwidrige Dociren mit vieler Sorfalt, und verstand die Kunst, durch planmäßige Sprünge in seinen Fragen, das Wissen eines Andern gar bald und doch genau zu erforschen. Das Mechanische in seiner schriftlichen Korrektur eines Aufsatzes war so eingerichtet, daß er dem eigenen Forschen nicht leicht vorgriff, sondern dasselbe nur zu leiten suchte. Das Fehlerhafte in einzelnen Wörtern oder Redensarten deutete er fast immer durch Unterstreichung derselben an; selten schrieb er den richtigen Ausdruck darüber. Fehler in den Ideen, in der Anordnung, rügte er am Rande des Blattes durch Striche, Frage- und Ausrufungszeichen; selten schrieb er eine kurze Bemerkung daneben. Den Privatfleiß suchte er vornemlich dadurch zu befördern, daß er dem Schüler durch seinen trefflichen Unterricht Geschmack am Studiren einflößte, und in seiner Methodik ihm zugleich eine zweckmäßige Richtung dieser Privatstudien angab. Seine Stimmung während des Unterrichts war stets ernst, aber nicht finster. Witzige Einfälle und Scherze hörte man höchst selten aus seinem Munde. Wer ein sittlich guter Mensch war, und seinen Unterricht genoß, oder einst genossen hatte, konnte sicher darauf rechnen, in dem biedern Lehrer auch einen biedern Freund zu besitzen.

Gottlob Nathanael Fischer.

Konsistorialrath und Rektor in Halberstadt.

Nicht nur durch den weitesten Umfang seiner Kenntnisse, sondern auch durch vorzügliche Güte des Herzens, machte sich **Fischer** allen, die nah und fern mit ihm in Verbindung standen, theuer und unvergeßlich. Deutschland würde ihm manches klassische Werk zu danken haben, wenn er nicht seine meiste Zeit der journalistischen Schriftstellerey gewidmet hätte, die ihm ein treffliches Vehikel ward, Licht und Wahrheit zu verbreiten. Nicht glänzen, sondern nützen war seine Sache.

Er war der Sohn eines Predigers zu Graba, bei Saalfeld, und am 12. Jan. 1748 geboren. Unter mehreren Geschwistern, von denen zwei Brüder als Schriftsteller bekannt sind, war er das älteste. Die erste Bildung erhielt er von seinen Aeltern, und als sein Vater am 16. Jun. 1761 gestorben war, kam er in die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle, wo er sich die glücklichsten Fortschritte und durch einen unermüdeten Fleiß ganz vorzüglich auszeichnete. Ungefehr ums Jahr 1766 verwechselte er sie mit der Akademie, auf der er sich der Theologie, und vorzüglich dem Studium der ältern Literatur widmete. Bald dar-

auf suchte er auch durch seine erworbenen Kenntnisse, andern nützlich zu werden, ertheilte deshalb Unterricht in der lateinischen Schule, und wurde 1769 als ordentlicher Lehrer am Pädagogium in Halle angestellt. Sechs Jahre nachher erhielt er den Ruf als Rektor der Raths- und Martinsschule zu Halberstadt. Sein Wirkungskreis war zwar hier sehr klein, indessen hatte er doch die Freude, manchen brauchbaren Mann zu bilden, und manche nützliche Einrichtung zum Besten der Jugend zu machen. In einem weitern Kreise konnte er Nutzen stiften, als ihm 1783 das Rektorat der Domschule übergeben wurde, dem er 17 Jahre lang vorstand, bis ihn am 20. März 1800 der Tod ereilte. Kurz zuvor war ihm die Würde eines Konsistorialraths ertheilt worden.

Fischer war einer der gründlichsten Gelehrten, und die Masse seiner Kenntnisse war überaus groß. Es gab fast kein Fach des menschlichen Wissens, in dem er ganz Fremdling gewesen wäre. Theologie, Philosophie, Mathematik, Astronomie, Natur- besonders Pflanzenkunde, Geschichte mit allen ihren Nebenzweigen, Poesie, Sprachkunde, Physik, Baukunst, Politik, Gesetzkunde und Technologie — kurz alles, was wissenswürdig und gemeinnützig war (und er verstand alles dazu zu machen), umfaßte er mit gleicher Liebe, und hatte die Gabe, alles gerade von der Seite darzustellen, wo es am interessantesten war.

Als Jugenderzieher machte er sich vielfach verdient, und die Schriften, in welchen er seine Schulanstalten beschrieb, (von der Halberstädtischen Domschule, sieben Stücke 1783 — 1790) zeugen durchaus von gereiften Einsichten. Die Grundlage der gelehrten Bildung junger Leute war ihm die alte Literatur, und, selbst Kenner

der-

derselben, trug er sie mit Geist und Liebe vor; aber er drang zugleich auf eine möglichst allseitige Ausbildung aller Vermögen des Geistes, und verstattete allen den wissenschaftlichen, historischen und andern Kenntnissen, die zu jenen Zwecken mitwirken, den Eingang in seine Anstalt. Nicht im Geiste der neuern Pädagogik, aber aus sehr guten Gründen, nahm er sich der lateinischen Poesie als Lehrer an, und gab auch eine lateinische Blumenlese heraus, Florilegium latinum 1785), worin er neuere lateinische Gedichte aufnahm, und selbst schätzbare Beiträge mittheilte. Seine vielseitige Geistesbildung und sein gereinigter Geschmack bewahrte ihn vor aller Einseitigkeit, und ließ ihn vorzüglich auch auf die ästhetische Ausbildung hinarbeiten. Er selbst behauptete einen ehrenvollen Rang unter Deutschlands Dichtern. Sein Gestirnter Himmel (Deutsches Museum 1780), seine Jahresfeyern, seine Hymnen auf Friedrich den Einzigen und seine Nachfolger, werden so lange geschätzt und mit Vergnügen gelesen werden, als deutsche Dichtkunst überhaupt geschätzt bleiben wird.

Die Liebe, mit der er alles umfaßte, was gut ist und glücklich macht, trieb ihn an, zur religiösen Aufklärung seiner Zeit auf mancherlei Art mitzuwirken, unter andern durch die Beiträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes, die er mit Hermes und Salzmann gemeinschaftlich herausgab. Seine öffentlichen Religionsvorträge, die der mit Arbeit ohnehin schon belastete Mann dennoch sehr oft willig übernahm, wurden von Vielen gern gehört, da er auch hier die Kunst verstand, den Gelehrten sowohl als den Ungelehrten zu befriedigen. Uebrigens ließ er

sich aus einem sehr feinen Gefühle für Schonung und Billigkeit nur ungern in Gespräche über theologische Materien ein, und hütete sich, seine Ueberzeugungen überall zur Schau zu tragen.

Die Philosophie, welche Fischer lehrte und übte, war die schönste Lebensphilosophie, fern von allen Sophismen, so rein und lauter, wie sein Herz. Er hat sie in sehr vielen Aufsätzen, welche die von ihm herausgegebenen Zeit- und Wochenschriften enthalten, zur Genüge dargestellt. Seine Beiträge zu Bode's Jahrbüchern, zu Zachs Ephemeriden, und vor allem seine Vorlesungen über die Astronomie in der deutschen Monatsschrift zeigen, wie viel er in dieser von ihm mit so viel Vorliebe getriebenen Wissenschaft geleistet haben würde, wären seine übrige Arbeiten weniger lastend, und seine Zeit eben dadurch weniger begrenzt gewesen.

Die Journale, denen er viele Jahre lang den größten Theil seiner Muße widmete, und durch deren Herausgabe er sehr viel zum Nutzen und Vergnügen eines großen Theils der deutschen Lesewelt beigetragen hat, waren: Fliegende Blätter für Freunde der Toleranz, Aufklärung und Menschenverbesserung (Dessau 1783 — 1784), Berlinisches Journal für Aufklärung (gemeinschaftlich mit A. Riem 1788—1790); Deutsche Monatsschrift (1790—1795); und besonders die Halberstädtischen gemeinnützigen Blätter, die er (vom Jahr 1785 an bis an seinen Tod) im Namen der literarischen Gesellschaft, deren Direktor er 15 Jahre hinter einander war und blieb, besorgte. Wie viel Gutes wirkte er nicht zunächst dadurch für die Provinz und für die Stadt, der er angehörte. Wie begierig ergriff man nicht an jedem Sonnabende das neu er=

schienene Blatt, weil man wohl wußte, daß Fischer nichts schlecht machen konnte, und daher immer etwas durchaus Gemeinnütziges erwarten durfte. Unermüdet dachte er darauf, diese Blätter stets zweckmäßiger einzurichten, was ihm auch bei seinem eisernen Fleiße und bei der ihm eigenen Gabe, allem, selbst dem, was klein und geringfügig zu seyn scheint, irgend eine interessante Seite abzugewinnen, nicht schwer wurde.

Durch die Halberstädtischen Blätter brachte Fischer zuerst den großen Plan der Blattern-Ausrottung in Umlauf. Er reiste im Frühjahr 1797 selbst nach Bückeburg, um Faust's persönliche Bekantschaft zu machen, betrieb seit der Zeit die Anlegung eines Isolirhauses, mit vielem Enthusiasmus, und konnte daher schon am 17. Jul. 1797 zu demselben 200 Rthlr. bei der Bank niederlegen. So verschieden indeß dieser Plan in der Nähe und in der Ferne beurtheilt wurde, so unverkennbar ist doch der Geist der reinsten Humanität, der Fischer'n, wie überall, so auch hier, leitete, und der von allen vorurtheilsfreien Beurtheilern desselben so laut anerkannt wurde.

Offenheit und unbestechliche Redlichkeit war mit Fischer's Charakter auf das innigste verwebt — ein wahrer Nathanael, in dessen Herzen kein Falsch war. Fern von Egoismus, wozu ihm die allgemeine Verehrung seiner Zeitgenossen so leicht hätte verleiten können, zeigte er überall jene Anspruchlosigkeit, durch die er die Herzen Hoher und Niederer gewann, mit welchen ihn Beruf oder Zufall in Verbindung setzten. Freude und Wohlseyn zu verbreiten, überall frohe, zufriedene Menschen um sich zu sehen, war sein ununterbrochenes Bestreben. Wo er rathen, helfen, unter-

stützen konnte, wo er durch Bitten und Fürsprache andern nützlich zu werden wußte, da konnte man sicher auf seine bereitwillige Thätigkeit rechnen. Er war Patriot im eigentlichsten und edelsten Sinne des Wortes. Obgleich ein Ausländer, lag ihm doch das Wohl und Wehe der preußischen Staaten außerordenlich am Herzen, und so kamen ihm an reiner Vaterlandsliebe Wenige gleich, Niemand übertraf ihn. Davon zeugen unter andern die patriotischen Hymnen, die er so oft anstimmte, als sich ihm Gelegenheit dazu anbot.

Johann Samuel Ernst Stosch.

Königl. Preuß. Konsistorialrath.

Alle Sprachforscher kennen Stosch als einen Gelehrten, der besonders über die sinnverwandten Wörter der deutschen Sprache ungemein lehrreiche und gründliche Untersuchungen anstellte. Er stammte aus dem alten adelichen Geschlechte derer von Stosch in Oberschlesien. Der Zweig desselben, zu welchem er gehörte, hatte bereits seit dem 16ten Jahrhundert den Adel nicht mehr geführt, dessen sich aber einige der Nachkommen, welche zu bedeutenden Militair- und Civilposten gelangt waren, wieder bedienten. Sein Vater war 7 Jahre Prediger zu Liebenberg in der Mittelmark, wo unser Stosch den 18. Sept. 1714 geboren wurde, kam dann als Hofprediger nach Potsdam, starb aber sehr früh, und hinterließ fünf unerzogene Kinder, für die König Friedrich Wilhelm der Erste großmüthig sorgte.

Unser Stosch, der älteste unter den Söhnen, kam auf das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin, in seinem 18ten Jahre bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder, und schon im 21sten erhielt er die Predigerstelle zu Lino bei Rheinsberg. Die Kolonisten, welche die Gemeinde daselbst ausmachten, waren in dem Rufe der Starrköpfigkeit und der Unverträglichkeit mit ihren

Predigern. Das machte dem jungen Manne keine geringen Bedenklichkeiten, er fand jedoch bald, daß dieser Sinn nicht allgemein war, und was er von den Ausbrüchen desselben erfahren mußte, überwand er bald durch die ihm eigene Leutseligkeit und Gabe — überzeugend zu sprechen. Gemeine und Prediger waren durchaus mit einander zufrieden; er ward erst als Freund geliebt und dann als Vater geehrt, weil er als Lehrer und Seelsorger das war, was er seyn sollte.

Nie bestieg Stosch die Kanzel ohne tagelange sorgfältige Vorbereitung. Er verstand sich herabzustimmen zu den Geisteskräften und Bedürfnissen der Dorfbewohner, wußte aber auch den Ton zu treffen, der dem Gebildeten genügt. Daher ließ der Prinz Heinrich ihn sehr oft vor sich und seinem Hofe in Rheinsberg den Gottesdienst halten. Er predigte dann, wie es verlangt ward, in deutscher oder französischer Sprache. Zu einer Zeit, da die Verbesserung der Landschulen noch kein Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit und Betriebsamkeit war, lag ihm die Bildung der Jugend auf seinen Dörfern sehr am Herzen. Lehrer und Kinder waren gewohnt, ihn häufig in ihrer Mitte zu sehen; und erstere hatten außer dieser Aufmunterung noch den Vortheil, daß er sie öfters zu sich kommen ließ, um sie über Methode, zweckmäßige Unterweisungsmittel und Behandlungsart ihrer Schüler zu belehren. Seine Katechisationen waren faßlich, vollständig, und ganz auf Beförderung der Moralität gerichtet, und so hatte er die Genugthuung, aus dem jüngern Geschlechte verständige und religiöse Gemeindeglieder hervorwachsen, und diesen Geist unter seinen Pfarrkindern verbreitet zu sehen, der sich noch unter ihnen erhält.

Zu seinen Nebenbeschäftigungen machte Stosch die Anbauung und Bepflanzung der verschiedenen großen Gärten, die der Pfarre zugegeben sind, und sehr verwahrlost waren. Er besetzte sie mit Fruchtbäumen, die er von Hamburg kommen ließ, und gewann dadurch die schönsten und besten Arten von Obst in großer Menge. Zugleich fesselte ihn die Blumenliebhaberey, und in seinem Blumengarten prangten bald die auserlesenſten Hiacinthen, Tulpen, Aurikeln und Nelken, welche die Bewunderung der Kenner und Dilettanten in der ganzen Gegend erhielten. In der Folge forderte die Erziehung der heranwachsenden Kinder seine unbesetzten Stunden. Er unterzog sich dem wissenschaftlichen Unterricht seiner Söhne und Töchter ganz und allein. Alle lernten unter seiner Anleitung nicht nur die Anfangsgründe nützlicher Kenntnisse aller Art, sondern machten auch darin nicht gemeine Fortschritte. In der französischen Sprache erhielten sie durch seine Bemühungen eine seltene Fertigkeit, so daß sie dieselbe richtig zu schreiben und zu sprechen verstanden. Die Söhne konnten, durch ihn vorbereitet, in den mittlern Klassen des Joachimsthalischen Gymnasiums ihre Plätze einnehmen. Gefällige Sitten, Tugend und vernünftige Andacht lehrte er sie mit seinem Exempel.

Die Nähe der Stadt Rheinsberg war für Stosch eine Quelle vieler Aufheiterungen, und gewährte ihm einen sehr angenehmen Umgang. Der Geschmack an Wissenschaften, und der bessere Ton in Gesellschaften, den er und seine Gattin sich zu eigen gemacht hatten, und auch ihren Kindern mittheilten, zog die Bewohner des Schlosses von Zeit zu Zeit nach dem Pfarrhause in Lino, nnd bewirkte öftere Einladungen an den Hof. In

den ersten Jahren lebte hier Friedrich der Große als Kronprinz, der Natur, den Musen und der Freundschaft. Jordan, Dechamp und andere Vertraute des Thronfolgers, suchten und liebten den klugen und redlichen Geistlichen. Sein Zuspruch war ihnen stets willkommen, und manchen halben Tag brachten sie wiederum höchst zufrieden mit der Unterhaltung in seinem Hause zu. Bei der Thronveränderung ersetzte ihm der Hof des Königl. Bruders die Entfernung seiner Freunde. Auch hier fand er edle Menschen, die ihn schätzten, und deren Gesellschaft ihm mannigfaltiges Vergnügen gab.

Ein Zufall führte ihn auf die Bahn, auf der er als Schriftsteller berühmt wurde. Als er einst (ums Jahr 1765) Girards französische Synonymen las, kam er auf den Gedanken, ein ähnliches Werk für seine Muttersprache zu verfertigen. Die Uebung in dem Zerlegen und Absondern der Begriffe bei gleichbedeutend scheinenden Wörtern, geschah anfangs gewöhnlich Abends bei der Mahlzeit, wo er gern von 8 bis 10 Uhr verweilte. Hier brachte er dann mehrere Wörter zum Vortrag, forderte das Gutachten seiner erwachsenen Kinder, und hielt nicht selten ihre Meinungen des Benutzens werth. Auf seinen Reisen nahm er seine Aufsätze mit, und legte sie seinen Freunden zur Beurtheilung vor. Da verfloß manche Stunde unter freundschaftlichem Streit über die eigentliche bestimmte Bedeutung dieses oder jenes Worts; und recht sehr freute er sich über jeden Aufschluß, den ihm eine solche Auswechslung der Meinungen gab. Andere Hülfsmittel fehlten ihm damals beinahe gänzlich. Die gute Aufnahme, welche der erste Versuch, als er aus dem

Druck kam, erhielt, gab ihm Muth, auf der betretenen Bahn weiter fortzuwandeln, und besonders auch in der Geschichte der Sprache, und nach dem Ursprunge der Ausdrücke und Redensarten mehr zu forschen. So entstanden bald die folgenden Theile seines Versuchs in richtiger Bestimmung der gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, die übrigen kleinern Schriften und Aufsätze über die deutsche Sprache in der berlinischen Monatsschrift, und lehrreiche Recensionen von Schriften, die zu diesem Fache gehören, in der allgemeinen deutschen Bibliothek. Auch seine andern Schriften und Aufsätze, die deutsche Sprache betreffend, verrathen den fleißigen und kritischen Forscher.

Im Jahr 1769 kam er als Prediger nach Lüdersdorf, und nach 13 Jahren gieng er als Konsistorialrath, Hofprediger und Inspektor nach Küstrin. Auch jetzt wirkte er, obwohl dem Greisenalter nahe, mit unverminderter Kraft, zu großer Zufriedenheit seiner Gemeinde und aller, mit denen seine Aemter ihn in Verbindung setzten. Er sah sich auch hier bald in dem Besitz allgemeiner Hochachtung und Liebe, die einem Manne von seinem Biedersinne nirgends fehlen konnten. Die Kanzelvorträge, die er hielt, und deren eine gute Anzahl gedruckt ist, ließen nichts weniger als den lange verwöhnten Landprediger, durchblicken, trugen vielmehr unverkennbare Merkmale sorgsamer Ausarbeitung, wie des Fortschreitens mit dem guten Geschmack im Predigen an sich.

Im Genuß einer dauerhaften Gesundheit feierte Stosch im Jahr 1785 sein Amtsjubelfest. Nur das Oede in seinem Hause, nach dem Tode seiner Gattin,

erweckte in ihm den Wunsch, den Rest seiner Tage im Schooße der Seinigen verleben zu können. Bald ward dieser Wunsch völlig gerechtfertigt, indem ein durchaus geschwächtes Gedächtniß, und die Einbüßung des halben Zeigefingers an der rechten Hand, welches ihn am Schreiben hinderte, ihn außer Stand setzten, seine Aemter ferner zu verwalten. Mit Beibehaltung der meisten Einkünfte seiner Stelle, zog er 1791 zu seiner ältesten Tochter und deren Kindern nach Berlin, und wohnte daselbst in dem Hause seines Sohnes. Seine Zeit verwendete er theils aufs Lesen, theils auf seine Lieblingsbeschäftigung. Noch immer von eigentlichem Kranksein befreit, und zum Frohsinn gestimmt, nahm er gern Theil an den Gesellschaften, welche der Zirkel seiner Verwandten und Freunde ihm darbot. Den Tod erwartete er mit der Ruhe und Gelassenheit eines christlichen Weisen, der auf das bald vollendete Tagewerk ohne bittere Reue hinschauen durfte. Ein langwieriges Fieber verzehrte allmählich seine Kräfte, und am 27sten Jun. 1796 starb er. Das theilnehmende Wesen, und der Sinn für Gefälligkeit verließen ihn in der Krankheit und auf dem Sterbelager so wenig, als seine Gleichmüthigkeit und Freundlichkeit.

Friedrich Karl Fulda.

Pfarrer zu Ensingen im Würtembergischen.

Einer der ersten Sprach- und Geschichtforscher Deutschlands, dem selbst sein unsterblicher Zeitgenosse Klopstock, das ehrende Zeugniß ertheilte: „er habe viel von ihm gelernt!“ Der Ruhm, den der bescheidene Mann erlangt hat, steht in richtigem Verhältniß mit seinen Talenten und gelehrten Bemühungen. Tiefes, geduldiges, unermüdetes Forschen, verbunden mit großer Belesenheit, mit seltenem Scharfsinn, und mit reifem, unbefangenem Urtheil, gab seinen Untersuchungen die Subtilität, seinen Ausarbeitungen die Gründlichkeit, seinem Ausdruck die Präcision, die Energie, aber auch die etwas schwerfällige Kürze, welche das eigenthümliche Gepräge seiner Schriften ist.

Fulda war in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Wimpfen am 13. Sept. 1724 geboren. Sein Vater war daselbst Diakonus, starb aber schon zwey Monate vor der Geburt dieses Sohnes. Der ververwaiste Knabe wurde zu den Wissenschaften bestimmt, wozu er auch entschiedene Talente besaß, und nachdem er sich auf dem Stuttgardter Gymnasium gehörig vorbereitet hatte, bezog er die Akademie zu Tübingen,

und wurde ein Zögling des dasigen theologischen Stifts. Das Schicksal wollte, daß er von seinen eingesammelten Kenntnissen zuerst außerhalb seines Vaterlandes Gebrauch machen sollte; er erhielt in seinem 24sten Jahre eine Feldpredigerstelle in Holland. Doch nicht lange blieb er bei dieser Stelle, denn sein Regiment wurde abgedankt, und er bereiste nun mehrere deutsche Provinzen, verweilte aber am längsten in Göttingen, und benutzte diesen Aufenthalt sorgfältig zur Vermehrung seiner Kenntnisse. Nach seiner Rückkunft erhielt er 1751 die Stelle eines Garnisonpredigers auf der würtembergischen Festung Asperg; im Jahr 1758 kam er als Pfarrer nach Mühlhausen an der Ens, und hier blieb er bis zum Jahre 1787, wo ihm die einträgliche Pfarrstelle zu Ensingen, eine Stunde vom letztern Orte, zuerkannt wurde. Er konnte aber das neue Amt nicht lange verwalten, denn schon am 11. Sept. 1788 erfolgte sein Tod, in einem Alter von 64 Jahren.

Von Jugend auf verrieth Fulda einen denkenden, systematischen Kopf. Schon in seinen jüngern Jahren gewöhnte er sich, durch die Methode seines ehemaligen Lehrers, des verdienten Stuttgardtischen Rektors Göriz geleitet, die Gegenstände seines Wissens durch Skiagriphien sich nahe zu halten und zu versinnlichen. Bei reiferem Alter entwarf er einen illuminirten Stammbaum aller Wissenschaften, Professionen, Künste und Handwerke. Er brachte besonders die Theologie und mehrere andere Disciplinen in das Schema eines Familien-Stammbaumes. Auf ähnliche Art bildete sich bei ihm schon ein Stammbaum der Sprachorgane und des Ursprungs der menschlichen Sprache und Begriffe. Es war übrigens ein zufälliger Umstand, der seine Auf-

merksamkeit vorzüglich auf Sprach-Untersuchungen hinlenkte, die er dann mit so viel Scharfsinn verfolgte. Da er nemlich einst (es war im Jahr 1762) Popowitschens deutsche Grammatik zu Gesichte bekam, entdeckte er in derselben sogleich viele Unrichtigkeiten, und fieng nun an, ernstlicher über seine Muttersprache nachzudenken. Es wurde ihm aber äußerst schwer, auf diesem Wege bedeutende Fortschritte zu machen, da er selbst nur wenige Bücher besaß, und keine großen Bibliotheken benutzen konnte; allein keine Schwierigkeit war im Stande, ihn abzuschrecken. Desto origineller wurden dann auch seine Forschungen, weil sie zum Theil unabhängig von den Werken und Untersuchungen anderer angestellt waren.

Als tiefer, origineller Sprachforscher trat Fulda zuerst öffentlich auf mit der Preisschrift über die beiden Hauptdialecte der deutschen Sprache, welche von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Jahr 1771 gekrönt worden ist. Die Ausführung der Hauptsätze und der tiefen Ideen, die in dieser Schrift liegen, folgten nach einigen Jahren in dem wichtigsten seiner Werke, in dem Germanischen Wurzel-Lexikon. Wenn ihm wegen dieses Werks, worin er den ersten Versuch gemacht hat, die einförmige Bildung der Wurzellaute aus ihren bedeutenden Organen zu erweisen, die Philosophie über die Elemente unserer sowohl, als die Kunde ihres Alterthums und ihrer reichen Schätze, sehr viel zu danken hat; so hat auch die Wichtigkeit und Bestimmtheit unserer Sprachlehren durch den deutschen Sprachforscher, den er mit Nast herausgab, nicht wenig gewonnen. Dieses Werk enthält nicht

sowohl Regeln der deutschen Sprache, nicht sowohl Aufzählung dessen, was Sprachgebrauch ist, als vielmehr Nachspürung der Entstehung desselben bis zu den ersten Quellen. Der Eifer der Herausgeber erregte einen kleinen Krieg, weil diese beiden philosophischen Grammatiker die Oberherrschaft der Sachsen in Sprachsachen zu bezweifeln die Kühnheit hatten, sogar behaupteten, die Sachsen haben von den alten Schwaben, den Voráltern der jetzigen, das Hochdeutsche empfangen, und jenen Sprachfehler vorrückten. So sehr sie in manchen Stücken recht hatten, stießen sie doch durch ihre ganz schwäbische Rechtschreibung an, und giengen in einigen Punkten zu weit. Gewiß aber hatte keiner ihrer Gegner die Sprache der Nation so tief studirt, als Fulda, wovon auch sein Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung (Berlin 1788) nicht wenige Beweise enthält. Als ein Anhang zu seinem Wurzelwörterbuche ist die natürliche Geschichte der deutschen und der menschlichen Natur anzusehen, die Gräter 1795 der Presse übergab, und erst zehen Jahre später gelang es dem patriotischen Prediger Zahn zu Delitz bei Weißenfels, Fulda's Bearbeitung der Evangelien-Uebersetzung des Ulphilas, der ältesten Urkunde unserer Sprache, dem Publikum mitzutheilen — ein wichtiges Werk für das Studium der Quellen unserer Sprache.

Nicht nur aus diesen größern Schriften Fuldas, sondern auch aus den kleinern Aufsätzen, und aus den zerstreuten Rhapsodien, die er größtentheils ins Schwäbische Magazin eingerückt hat, leuchtet sein philosophischer Tiefsinn, seine ausgebreitete Kenntniß der Spra-

chen und der Geschichte, und der mühsamste Fleis im Durchforschen alter germanischer Sprachurkunden hervor, so wie darin auch das Resultat weitläuftiger und trockener Untersuchungen und lange durchgedachter Erfahrungen in der gedrungensten, oft beinahe räthselhaften, und nur dem Kenner und Denker sich enthüllenden Kürze vorgelegt ist. Daher aber auch bei ihm der freie, feste Ton seiner Behauptungen, selbst da, wo er etwas Neues sagte, und gleichwohl nur Fragmente von Beweisen gab. Daher bei andern die Schwierigkeit, sich in seine Gedankenreihe hinein zu arbeiten, und die oft absichtlich von ihm gelassenen Lücken zu ergänzen. Kein Wunder, wenn man manche seiner Sätze für willkührlich ansah, die er als erwiesen betrachtete; und wenn man manche seiner Untersuchungen und Entdeckungen, die ihm nützlich und wichtig dünkten, in die Klasse der Mikrologien verwies.

Von einem so gelehrten Sprachforscher ließen sich auch gründliche Erläuterungen historischer und antiquarischer Gegenstände erwarten. Fulda gab hiervon Proben in einzelnen Abhandlungen, die er in verschiedene Sammlungen einrücken ließ. Das vorzüglichste Denkmal seines großen und wohlgeordneten Reichthums von historischen Kenntnissen, seines scharfen, weitreichenden Ueberblicks über die Weltgeschichte, und seiner sinnreichen Erfindungskunst, eine solche synchronistische Ueberschauung auch andern zu erleichtern, hat er in seiner Geschichtkarte (in 12 großen illuminirten Blättern, Basel 1782) hinterlassen. Daß sie nicht so viel nützte, oder nicht gebraucht wurde, wie sie sollte, ist vielleicht bei hundert Lehrern der Mangel des Blicks Ursache, den nicht jeder über das ganze Bild so werfen

kann, wie der Verfasser. Es ist auch Schade, daß seine Erklärung (Ueberblick der Weltgeschichte 1783) eben so gedrängt und gedankenreich ist, wie die Charte selbst.

Merkwürdig ist es, daß der abstracte, trockene Sprachforscher auch so viel praktisches Genie hatte, und sich mit Dingen abgab, die man von ihm nicht erwartet hätte. Die Fenster- und Bettvorhänge, deren er sich bediente, waren von seinem Zuschnitte. Zur Verfertigung der Franzen an denselben hatte er nicht nur eigene Werkzeuge erfunden und gemacht, sondern sie auch selbst gewürkt. Die Tische, Stühle, Sophas waren von seiner Erfindung. Bei allen diesen Beschäftigungen des Geistes und des Körpers unterrichtete er seinen Sohn und einige andere Knaben, und verfaßte die Lehrbücher, deren er sich bediente, selbst schriftlich. Im Umgange war er angenehm, lebhaft, freimüthig, höflich und witzig. In Entdeckung seiner Privatmeinungen war er äußerst behutsam. Er warf, wenn er die Geister prüfen wollte, von Zeit zu Zeit Angeln aus, um zu sehen, ob man anbeißen werde; machte aber dabei das Wasser so trübe, daß man die Angeln nicht gewahr werden konnte. Fand er aber Empfänglichkeit, so entdeckte er sich mit einer Ehrlichkeit und Offenherzigkeit, die ganz für ihn einnahm. Er konnte schlechterdings nicht unthätig seyn, und nannte seine Spatziergänge Verweisungen von der Arbeit.

Karl Ludwig Bauer.

Rektor zu Hirschberg in Schlesien.

Ein gelehrter Schulmann, der, seiner Schwächen ungeachtet, doch unter uns fortzuleben verdient. Sein Lebensweg war sehr einfach. Er war der Sohn eines öffentlichen Notars zu Leipzig, wo er am 18. Jul. 1730 das Weltlicht erblickte. Gut vorbereitet, kam er in seinem 12ten Jahre auf die Thomasschule, und genoß nun eine lange Reihe von Jahren Ernestis Unterricht, erst als Schüler, in der Folge als akademischer Bürger, und dankte diesem großen Philologen und Exegeten fast ausschließend seine Bildung zum gelehrten Schulmanne. Im 21sten Jahre fieng er an, öffentlichen und Privatunterricht über griechische und römische Autoren zu ertheilen, erwarb sich einen großen Ruf als Philolog, kam 1756 als Rector nach Lauban, 1766 nach Hirschberg, und starb hier am 3ten Sept. 1799 am Schlage, nachdem er fast immer einer dauerhaften Gesundheit genossen hatte.

Bauer besaß eine unglaubliche Stärke in Sprachen. Schon die Anzahl derselben war groß. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Rabinisch, Französisch, Italienisch, Englisch, Spanisch und Deutsch.

Hierzu half ihm sein außerordentliches Gedächtniß, das äußerst schnell faßte, und auf immer festhielt. Latein war ihm wie Muttersprache, im Schreiben, Lesen und Sprechen. Wären alle Lexica auf einmal verbrannt, er hätte aus seinem Kopfe ein ziemlich vollständiges schreiben können. Den Horaz und Livius wußte er fast ganz auswendig, und aus vielen andern klassischen Autoren sehr große Stücke. Im lateinischen Style war Livius sein vornehmstes Muster. Lateinische Gedichte diktirte er nicht viel langsamer als einen Brief, denn aus allen Dichtern von Bedeutung standen ihm beständig Ausdrücke, Redensarten, Wendungen rc. zu Gebote. Da er aber das Korrigiren nicht liebte, so war sein Vortrag in Prosa und in Versen manchmal ziemlich verworren. Die Sprache der Griechen hatte er ebenfalls ganz inne, und unter ihren Autoren schätzte er hauptsächlich den Homer, Thucidydes, Xenophon und Theodoret. Er sprach nicht nur Griechisch, sondern auch Hebräisch, und wußte auch in der letztern Sprache große Stücke der Bibel auswendig, besonders aus den Psalmen, der Genesis und dem Jesaias. Das Französische, Italienische und Englische sprach und lehrte er mit Nutzen. Die spanische Sprache hatte er ums Jahr 1770 in vier Wochen von selbst so weit erlernt, daß er einen in dieser Sprache geschriebenen Brief verstehen und spanisch beantworten konnte. Sein deutscher Styl war in der Regel schwerfällig, wie sein Latein, das man auch oft nur für schön hielt, weil man es nicht verstand. Im Grunde war sein Styl, bei allen schönen einzelnen Ausdrücken, bei aller grammatikalischen Korrektheit, in jeder Sprache schwer und verworren.

Die alte Dogmatik hatte an Bauern einen großen Vertheidiger, und er war mit jeder dogmatischen, polemischen, kirchengeschichtlichen Kleinigkeit, Spitzfindigkeit und Anekdote wohl bekannt. Dabei war er doch ziemlich tolerant gegen Andersdenkende; aber die Socinianer und Neologen hatte er doch Lust, ein wenig zu verdammen, weil diese das Licht haben konnten, und aus Herzens-Härtigkeit sich selbst verfinsterten, — wie er glaubte. Aeltere Kirchen- und Gelehrtengeschichte gehörte mit zu seinen Lieblingswissenschaften; weniger war er in den neuern, und am wenigsten im letzten halben Jahrhunderte zu Hause. Die ihm gleichzeitigen Männer beurtheilte er selten richtig, besonders wenn sie bei ihm im Geruch der Heterodoxie standen, wie Teller, Semler, Bahrdt u. a., gab sich auch aus Vorurtheil nicht die Mühe, sie zu studiren, oder nur durchzulesen. In der Geschichte, Geographie, und Mythologie war er zwar allenthalben bekannt, aber am besten im alten Griechenland und Italien. Ueberhaupt war er nur ein Leser der Alten, ja sogar in der Kritik der alten Autoren war ihm nur das recht bekannt, was bis auf Ernesti geschehen war. Die kritische Philosophie hielt er für eine bloß veränderte Terminologie, deren Erfindung er dem Professor Kant sehr verdachte. Die neuere deutsche Poesie konnte er nicht gut leiden. Klopstock war ihm zu hoch, und, wie er es nannte, zu überspannt dunkel; und im Messias hatte er zu viel hinzu gedichtet. Wieland war ihm zu verliebt, und Göthen verzieh er nie Werthers Leiden. Es kam ihm nicht darauf an, beide Narren zu nennen. Er selbst glaubte ein Redner zu seyn, allein von rednerischer Ordnung, Lebhaftigkeit,

von eigentlichem Schwunge war in seinen öffentlichen Vorträgen nichts zu finden. Uebrigens war er in seinem Fache das lebendige Lexicon seiner Schüler, Freunde, und in gewisser Art für Stadt und Gegend, und würde es auch auf einer Universität gewesen seyn.

Die größten Verdienste erwarb sich Bauer als Schulmann, ob er gleich nicht genug Aeußeres hatte, um jungen Leuten durch Person und Anstand Ehrfurcht einzuflößen. Selbst sein Benehmen in manchen Fällen konnte den Schülern nicht als Muster vorgestellt werden. Er war oft zu kleinlich, zu ängstlich, zu pedantisch. Seine Schulzucht war zu hart und zu gelinde zugleich; im Ganzen zu streng, zu einseitig und sich nicht gleich. Im Unterrichte selbst versah er es durch allzugroße Weitschweifigkeit. Indessen gebührt ihm doch das Verdienst, daß er in der Hirschbergischen Schule, und dadurch fast für Schlesien zuerst, ein kritisches, in Ernestischer Manier gründliches, philologisches Studium, ohne Affektation und ohne bloße Floskelnsucht, in Gang und Aufnahme brachte. Seine Schüler konnten, wenn sie nur wollten, sehr viel von ihm lernen, und die Fleißigen brachten aus seinem Unterrichte einen Schatz von gründlicher antiquarischer Gelehrsamkeit mit auf die Akademie. Vom kursorischen Lesen der Autoren hielt er nichts, und er selbst mag wohl in seinem ganzen Leben mit keinem Schüler nur eine Seite kursorisch gelesen haben.

Merkwürdig ist die Leichtigkeit, mit der Bauer lehrte. Selten hatte er nöthig, eigentlich scharf nachzudenken oder sich auf etwas zu besinnen, weil ihm sein bewundernswürdiges Gedächtniß nie einen Dienst versagte, und der große Vorrath seiner Kenntnisse

machte wieder, daß er auf alle Fälle gefaßt war. Das Unterrichten war ihm daher nichts, als ein Diskuriren über die vorkommenden Materien, und die ganze Anstrengung betraf blos die Lunge, da er immer viel und ziemlich schnell, auch nicht eben leise sprach. Manchen Tag lehrte er öffentlich und privatim 8 bis 9 Stunden, und in der übrigen Zeit arbeitete er am Pult; eine andere Erholung kannte er die ganze Woche hindurch nicht. Von Vorbereitung hatte er gar keinen Begriff, denn er meinte, „der Lehrer müsse immer vorbereitet seyn, auch wisse er nicht, wie er sich vorbereiten solle. Den Autor ꝛc. verstehe er, und den müsse der Lehrer verstehen; was ihn aber der Schüler fragen, und worauf man beim Unterricht nach und nach kommen könne, wäre ja unmöglich vorauszusehen, daher er sich auch darauf nicht vorbereiten könne.“ Selbst seinen Schülern widerrieth er die Vorbereitung, weil sich leicht falsche Ideen bei ihnen festsetzten, desto dringender aber empfahl er die Wiederholung. Alle seine Schüler, wessen Söhne sie auch seyn mochten, redete er von Sekunda herab, mit Du, alle Primaner mit Er an. Sonst war er gegen gute Schüler sehr leutselig, empfahl sie bei jeder Gelegenheit an Gönner, sagte eher zu viel als zu wenig Gutes von ihnen, wenn es auf eine Beförderung oder sonst einen Vortheil der Schüler angesehen war. Gieng er mit ihnen manchmal spatzieren, so nahm ers in verschiedenen Stücken sehr genau, z. B. daß der Schüler ihm immer zur linken Hand blieb, beim Weggehen von Hause den Hut auf der Straße nicht eher aufsetzte, bis er es ihm hieß, da er selbst oft weit Chapeau-bas gieng, und daß der Schüler in seiner Gegenwart nicht Taback rauchte. Die Pünkt-

lichkeit, mit der er alle seine Amtsverrichtungen verwaltete, gieng fast bis ins ängstliche; sogar mit Privatstunden. Es traf sich wohl, daß er Besuch von Männern vom Stande bekam, zu einer Zeit, da er eben eine Privatstunde halten sollte. Er, der sonst viel Achtung für Rang und äußere Standesverhältnisse hatte, nahm sich's dann nicht übel, einem solchen Manne mit aller Höflichkeit zu sagen, daß er jetzt um Verzeihung bitten müsse, weil er Stunde zu halten habe, und sie nicht gut frei geben könne.

Bauer war auch ein sehr schätzbarer Schriftsteller, man nehme dieß nach der Bogenzahl, oder nach der Menge der Werke, oder nach der Leichtigkeit, mit der er eine Menge von Ideen, bei jeder Gelegenheit, so zu sagen hinwarf. Fast alles, was er schrieb, war philologischen oder theologischen Inhalts, und das wichtigste Geschenk für die gelehrte Welt, das noch keiner übertroffen hat, ist sein Deutsch-Lateinisches Lexikon, von dem 1799 eine zweite Auflage erschien. Unter seinen exegetischen Werken zeichnet sich die Philologia Tucydideo-Paulina, 1773, aus. Seine Anleitung zum richtigen und guten Ausdrucke in der lateinischen Sprache, 1775, war zu seiner Zeit eines der brauchbarsten Bücher. Das Glossarium Theodoretum Baueri, 1775, wird von allen Kennern als ein ganz vortreffliches Werk gerühmt. Man hielt Bauern fast für den einzigen damals lebenden Gelehrten, der es in solcher Vollkommenheit zu liefern vermochte. Auch ein Uebungsmagazin zum Lateinschreiben in drei Theilen, Excerpta Liviana, ebenfalls in drei Theilen, eine ganz umgearbeitete Ausgabe von Sanctii Minerva, eine Ausgabe des Tucydides, die er aber unvollendet

hinterließ, und mehrere andere philologische Schriften hat man von ihm. Weit weniger Werth, als die philologischen Arbeiten, haben Bauers kleine deutsche Schulschriften, (z. B. Beantwortung der Frage: warum jetzt weniger gut vorbereitete junge Leute von Schulen auf die Akademien gehen, 1781.) Sie sind in einer weitschweifigen, schleppenden und verwirrten Schreibart geschrieben; die dadurch noch unangenehmer wird, daß der Verfasser zuweilen sogar eine Art von Witz und Laune affektiren zu wollen scheint. In seiner sonst sehr schönen Denkschrift auf Ernesti (Formulae ac disciplinae Ernestianae indoles, 1782) urtheilt er über deutsche Sprache und Literatur auf eine Art, die hinlänglich beweist, daß er mit ihr und ihren Schätzen gar nicht bekannt war.

Als Mensch verdiente Bauer die Achtung aller, die ihn kannten. Er hatte wenig oder gar keine Leidenschaft, lebte mit jedermann im Frieden, und konnte Beleidigungen leicht verzeihen. Er konnte sehr vergnügt seyn; und dann war er in seiner Art recht angenehm und äußerst scherzhaft, auch unter nicht gelehrten Personen. Wenn ihm eben die Lust ankam, war er im Stande, eine Gesellschaft einen ganzen Abend mit Anekdoten aus der alten und neuen Geschichte zu unterhalten. Zuweilen machte er den Reimer; dann war er im Stande, einen Abend hindurch fast auf alles zu reimen. Selten kam er in Verlegenheit. Er konnte mit den Vornehmsten und Geringsten umgehen, nur gegen jene bückte er sich oft mehr, als nöthig war, und gegen die letztern desto weniger, nicht aus Stolz, sondern mehr aus Gewohnheit. Seine Lebensweise war ziemlich einförmig. Er stand jeden Morgen gegen

6 Uhr, im Winter etwas später auf, kleidete sich an, arbeitete durch Informiren und Schreiben bis Mittag, aß um 12 Uhr, und arbeitete dann wieder fort, bis auf den Abend um 9 auch 10 Uhr. Es mußte seine besondern Ursachen haben, wenn er von dieser Ordnung abgehen sollte. Der einzige Sonntag nach 4 Uhr war zu seiner eigentlichen Erholung bestimmt. Er war ein sehr religiöser Mann, und hielt dabei sehr viel auf das Aeußere des Gottesdienstes. Nicht leicht versäumte er eine Predigt oder Katechismuslehre, und ohne die höchste Noth arbeitete er des Sonntags wohl schwerlich. Des Abends legte er sich nie zu Bette, als bis er förmlich sein Gebet verrichtet hatte. Mit häuslichen Angelegenheiten konnte er sich gar nicht abgeben; sogar mit dem Gelde wußte er nicht recht umzugehen. Von Krankheiten hörte er nicht gern viel reden, und noch viel weniger vom Sterben. An Musik fand er ein großes Vergnügen, besonders an vollstimmigen Sachen, die gearbeitet waren, oder die er doch dafür hielt; er selbst spielte gern in der Kirche die Orgel zum Choralgesange. Andere Vergnügungen kannte er nicht; Spiele aller Art haßte er.

Friedrich Wolfgang Reiz.

Professor der Dichtkunst in Leipzig.

Windsheim in Franken war der Geburtsort dieses trefflichen Philologen; sein Vater war daselbst Prediger, und dieser Sohn wurde ihm am 2. Sept. 1733 geboren. Die Anfangsgründe der Sprachen und Wissenschaften erlernte er in seiner Vaterstadt, und schon hier zeichnete er sich durch Fleiß und Geschicklichkeit aus. In Leipzig setzte er seit dem Jahre 1753 seine Studien fort, und bildete sich in Christs und Ernestis Schule zu einem unserer geschmackvollsten Philologen und lateinischen Dichter, ob er gleich den größern Theil seines Lebens hindurch mit bitterer Armuth zu kämpfen hatte. Diese bedrängte ökonomische Lage, die aber die Zufriedenheit des genügsamen Mannes keinesweges störte, war Ursache, daß er erst im J. 1757 Magister werden, und nur neun Jahre darauf sich habilitiren konnte. Seinen Unterhalt in dieser Zeit gewann er durch den Unterricht in verschiedenen Familien, und durch die Aufsicht über den Druck verschiedener Werke in der Breitkopfischen Offizin.

Im Jahr 1775 erhielt er endlich eine außerordentliche Lehrstelle der Philosophie, 1782 das Lehramt der

griechischen und lateinischen Sprache und 1785 der Dichtkunst. Alle Vorschläge von Verbesserungen an auswärtige Orte schlug er sogar damals aus, da er sich noch in Leipzig kümmerlich behelfen mußte, blos weil es ihm hier gefiel, und weil er die Stadt, der er eigentlich seine gelehrte Erziehung zu danken hatte, nie verlassen wollte. Nur ein einigesmal in seinem Leben entfernte er sich auf einige Zeit von ihr, um das französische Münz- und Alterthümer-Kabinet zu ordnen, über dessen Münzen und Gemmen er auch den Katalog (Musei Francici descriptio. Pars I. 1781) besorgte.

Reiz gehörte nicht zu der großen Menge von Gelehrten, welche ihr Gedächtniß mit vielen griechischen und lateinischen Wörtern und Redensarten vollgepfropft haben, und mit dem Genius beider Sprachen völlig unbekannt sind. Ihm war es nicht blos um Worte und Redensarten, sondern um eine philosophische Kenntniß der alten Sprachen zu thun, und er drang in die tiefsten Subtilitäten und Feinheiten derselben ein. Tagelang konnte er über die Stellung eines einzigen Wortes grübeln, und konnte nicht begreifen, wie ein Mann, wie der Philologe Schurzfleisch, einen so abscheulich klingenden Namen habe beibehalten können, den kein Grieche, Römer und Franzose auszusprechen im Stande sey. Allgemein hielt man ihn für den größten und gründlichsten Metriker seiner Zeit. Mit der gründlichsten Kenntniß des Griechischen und Lateinischen verband er die Kenntniß der neuern Sprachen, Chronologie, Geschichte, Archäologie, Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, und alles dessen, was mit seinem Hauptstudium in Verbindung stand; ja, selbst in der neuesten Literatur der Deutschen war er nicht

fremd. Er war innig vertraut mit der spekulativen Philosophie, gab ehemals Unterricht in der Logik, und hatte im Sinne, eine Geschichte dieser Wissenschaft zu schreiben. Das Interesse seines Herzens sowohl, als seines Kopfes, hatte ihm das Studium der Moral wichtig gemacht, und jede seiner Aeußerungen in Reden und Thaten bewies, daß er sich hierüber ein festes System durch Lektüre und eignes Nachdenken gebildet hatte. Sein lateinisches Gedicht: Saeculum ab inventis clarum, welches die Haupterfindungen unsers Zeitalters aufzählt, zeigt, daß ihm das Kleinliche seines Hauptstudiums den Blick nicht abgestumpft hatte, um den großen allgemeinen Fortschritt seiner Zeit nicht zu sehen und gehörig schätzen zu können.

Auf dem Katheder zeichnete sich Reiz nicht durch vorzügliche Rednergaben aus. Sein Vortrag war nicht fließend, und der Fortgang der Worte wurde zuweilen mitten in der Periode durch einiges Innehalten unterbrochen, weil er immer den passendsten Ausdruck zu der Idee, die ihm selbst vorschwebte, suchte, und im Reden seine Gedanken noch prüfte. Dieß, nebst dem Tiefsinn und der Subtilität seiner Vorlesungen, schreckte den großen Haufen ab, und nur ein kleines, auserwähltes Häufchen blieb ihm treu. Sein Unterricht war in der That mehr für solche, die schon merkliche Fortschritte gemacht hatten, am nützlichsten; doch war er weder unfähig, noch unwillig, sich zu der Fassung und den Kenntnissen dessen, der in den alten Sprachen noch sehr weit zurück war, herunter zu lassen. Er konnte sich besser und geschwinder im Lateinischen als im Deutschen ausdrücken, und schrieb daher auch lieber in der erstern Sprache. In vertrauten Unter-

redungen konnte er oft den deutschen Ausdruck nicht finden, und endigte alsdann die deutsch angefangene Periode lateinisch; auch antwortete er in dieser Sprache selbst denjenigen Gelehrten, die zuerst deutsch an ihn geschrieben hatten.

Bei der Sorgfalt, mit der Reiz jedes Wort wog, ehe er es zu Papiere brachte, konnte er freilich kein fruchtbarer Schriftsteller werden; dagegen ist alles, was er schrieb, bis zur Bewunderung genau, und hat einen bleibenden Werth. Von seinen grammatischen Einsichten zeugen besonders seine Abhandlungen de prosodiae graecae accentus inclinatione, welche Wolf nach des Verfassers Tode zusammen drucken ließ. Seine hellen Blicke in der dunkeln Materie von den Sylbenmaaßen der alten Komiker beurkundet er in seinen letzten Schriften: Burmannum de Bentleji doctrina, metrorum Terentianorum judicare non potuisse, 1787 und in seiner kritisch-metrischen Ausgabe von Plautus Rudens 1789. Die kleinen Ausgaben einzelner Schriften der Alten, die er zum Behufe seiner Vorlesungen herausgab, wie Aristoteles Rhetorik 1772, Poetik 1786, Persius 1789, haben alle kritischen Werth. Hätte er seinen Herodot vollendet, wovon 1778 der erste Band erschien, so würden wir an ihm das Muster einer vortrefflichen und genauen Herausgabe besitzen. Die Zahl seiner Schriften beläuft sich überhaupt nur auf 12, und unter diesen sind viele kleine akademische Abhandlungen, ein Gelegenheitsgedicht und eine Vorrede. Gewiß der einleuchtendste Beweis, daß zum berühmt werden nicht hilft schnell seyn, und zur Unsterblichkeit, nicht jede Messe einen Autor übersetzen oder ediren.

Die Achtung, die sich Reiz als einer der gründlichsten Philologen erwarb, wird noch sehr erhöht, wenn man einen Blick auf sein Privatleben und auf seinen vortrefflichen Charakter wirft. Ein Mann, der so viel wußte, als Reiz, der eine unendliche Menge Kenntnisse, die alle sehr gut geordnet waren, sich gesammelt hatte, konnte allerdings einen gewissen Stolz äußern, welcher dem Bewußtseyn größerer Fähigkeiten und ausgebreiteter Kenntnisse oft so eigen ist. Allein er war weit entfernt von diesem Fehler, und äußerte vielmehr bei jeder Gelegenheit die liebenswürdigste Bescheidenheit. Sein Herz war ganz ohne Falsch, und seine Aeußerungen quellen so recht unmittelbar und mit einem gewissen Ungestüm aus seiner Seele hervor; und doch hatten diese Eigenschaften nichts von jener beleidigenden Rauhigkeit zum Gefolge, mit der man sie so oft verbunden antrifft. Seine Aufrichtigkeit war so wohlwollend, als sein Wohlwollen aufrichtig war; er sprach mit jedermann liebreich und freundlich, weil er von und gegen jedermann liebreich und freundlich dachte; und wenn er einen Irrthum rügte, so geschah es zwar mit der größten Freimüthigkeit, aber sicher ohne Eitelkeit und beleidigende Anmaßung. Sittliche Verirrungen der Menschen konnten ihn lebhafter zum Unwillen reizen; aber die Selbstgewalt der Weisen hielt die Aeußerungen des Zorns zurück, und das Wohlwollen des Menschenfreundes bannte jede Möglichkeit von Rache oder Tücke aus seinen Gedanken. Gleichwohl war sein Urtheil und sein Betragen unbestechlich, und kein äußerer Vortheil konnte ihn bewegen, das an andern als Verdienst zu preisen, was keines war, und das zu loben, was Tadel oder höchstens Entschuldigung verdiente.

Dienstfertiger konnte niemand seyn, als Reiz. Andern eine Bitte, die er gewähren konnte, abzuschlagen, schien bei ihm unmöglich zu seyn; oft genug kam er ihnen selbst mit dem Anerbieten entgegen. Dem Bestreben, andern nützlich zu seyn und besonders ihre gelehrten Arbeiten zu sichten; der Bereitwilligkeit, für andere, die durch konventionelle gelehrte Verhältnisse in Verlegenheit gesetzt waren, solche Arbeiten in Geheim ganz zu übernehmen, opferte er Gewinn, Ruhm, Bequemlichkeit, Gesundheit, und selbst seine Wirksamkeit für das größere Publikum auf. Fähigen Köpfen, die kein Vermögen hatten, gab er den Unterricht ganz frey, selbst noch Unterstützungen dazu, wo er nur konnte. Ob er gleich kein eigenes Vermögen hatte, so nahm er doch seine Besoldung als Bibliothekar nicht an, sondern schenkte sie zur Vermehrung der Bibliothek.

Einfach und anspruchlos war sein Aeußeres; in sich gekehrt sein Blick; unverdrossenes Nachdenken verkündigte seine gefaltete Stirn, rastlosen Fleiß sein gekrümmter Körper; aber Offenheit lag in seiner Miene, Heiterkeit und Zutraulichkeit in seinem Auge; lieblich und mit Salz gewürzt war seine Rede, herzlich sein ganzes Betragen. Auch unter den körperlichen Leiden, die seine letzten Jahre trübten, erhielt er sich jenen Gleichmuth und jene Zufriedenheit, die, bei einem lebhaften und empfindlichen Temperament, unter solchen Umständen nur allein von dem wahren Weisen nicht entfliehen. Er entschlummerte am 2. Febr. 1790.

Richard Bentley.

Königlicher Professor der Theologie zu Cambridge.

Unter Kritik verstand man im Anfange des vergangenen Jahrhunderts noch etwas anderes, als zu Ende desselben ein bekannter Hause darunter verstehen wollte. Allen vorhergehenden Zeiten gemäß, nannte man mit diesem Wort die Wissenschaft und Kunst, Schriften, insonderheit älterer Zeiten und fremder Sprachen genau zu verstehen und zu beurtheilen: denn Kritik heißt Kunst der Beurtheilung. In welche Zeiten und welchem Verfasser ein Buch gehöre? ob es ganz und richtig zu uns gekommen? wie seine Schreibfehler zu verbessern? welche der Lesearten zu wählen? welchen Werth das Buch habe? Dieß waren die Fragen, deren thätige Auflösung man von einem Kritiker begehrte; und wenn man hiebey Real= und Verbal=, höhere und niedere Kritik unterschied, so wollte man deshalb keine von der andern sondern. Vielmehr ist die sogenannte höhere Kritik nur die geistigere, feine; ohne die wörtliche findet sie nicht statt, ohne den zeitmäßigen, örtlichen Verstand der Worte geht sie gar in der Irre und träumet. Beide vereint sind Seele und Körper.

Bentley steht billig unter den Kritikern des 18ten Jahrhunderts oben an. Er war der Sohn eines

Gerbers oder Grobschmidts zu Wackefield, in dem mitternächtlichen Theile der Grafschaft York, und wurde im Jahr 1662 geboren. Schon in einem sehr zarten Alter machte er außerordentliche Fortschritte in der Kenntniß der gelehrten Sprachen, und neben der Theologie widmete er ihnen seinen ganzen Fleiß in den Jahren, da er die Akademie Cambridge besuchte. Noch ehe er 24 Jahr alt war, hatte er mit eigner Hand eine Art von Hexapla aufgesetzt, die einen starken Quartband ausmachte, in deren ersten Kolumne alle Wörter der hebräischen Bibel in alphabetischer Ordnung gesetzt, in fünf andern Kolumnen aber die verschiedenen Uebersetzungen dieser Wörter in der chaldäischen und syrischen Uebersetzung, in der lateinischen Vulgata, den 70 Dolmetschern, dem Aquila, Symmachus und Theodotion, gegenüber geschrieben waren. Diese Arbeit hatte er zu seinem eigenen Gebrauche verfertigt, um das Hebräische nicht aus den spätern Rabbinen, sondern aus den alten Uebersetzungen zu erlernen. Er mußte also schon damals — das Arabische, Persische und Aethiopische ausgenommen — die ganze Polyglotte durchlesen haben. Seiner Polyglotte fügte er eine Sammlung Lesearten und Verbesserungen des hebräischen Textes, einen zweiten Theil zu Capells Critica sacra bei. Leider ward er verhindert, sich auf dieser Laufbahn öffentlich zu zeigen.

Nachdem er einige Zeit die Studien eines Jünglings aus einem angesehenen Hause geleitet, und denselben nach Oxford und Cambridge begleitet hatte, wurde er Hauskappellan bei dem Bischoffe Edward zu Worcester. Er war der erste, der nach der Stiftung des Ritters Robert Boyle, die acht Predigten gegen die

die Atheisten zu London hielt, die dafür bestimmten 50 Pfund Sterling zog, und sich seinen ersten gegründeten Ruhm erwarb.

Im Jahr 1693 wurde er königlicher Bibliothekar zu St. James, und bald nachher bekam er eine gelehrte Fehde mit dem jüngern Boyle, nachherigen Grafen Orrery, über die Aechtheit der Briefe Phalaris. Dieser Streit über ein Stück der Gelehrsamkeit, das an sich so trocken und geringfügig ist, ward von beiden Theilen mit so viel Witz, so lebhaften Einfällen und einer solchen Erbitterung geführt, daß die deshalb geführten Streitschriften überall mit dem lebhaftesten Interesse gelesen wurden. Boyle behauptete die Aechtheit der Briefe des Phalaris; Bentley verneinte sie. Das war wenigstens der äußere Vorwand des Streits; der eigentliche Grund war wohl ein persönlicher Haß, der in der That beiden wenig Ehre machte. Da Bentley sich von Boyle beleidigt glaubte, so ergriff er mit Freuden die erste ihm angebotene Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, und Phalaris Briefe gaben das Signal. Das Unglück plagte Boylen, daß er antwortete, und, weil er die Lacher sowohl, als die vornehme und artige Welt auf seiner Seite hatte, an diesem Riesen der Gelehrsamkeit zum Ritter werden wollte. Bentley gab nun seine Abhandlung über die angeblichen Briefe Phalaris neu heraus, begleitete sie aber mit den gehörigen Erklärungen und Bestätigungen seiner Behauptung, mit scharfer Fehde, Schimpfen und Schelten auf seinen Gegner, und mit einer sehr langen Vorrede. Daß diese Schrift recht viel philologische Gelehrsamkeit und feine, gute Kritik enthält, und daß Bentley

gewiß in der gelehrten Streitfrage Recht hatte, indem er alle diese Briefe für unächt erklärte, das ist bekannt. Aber eben so gewiß ist auch, daß erstaunlich viel Stolz und Zanksucht darin herrscht, und daß er seinem Gegner mit viel Bitterkeit, Hitze und Rechthaberey begegnete.

Der scharfe Kritiker wurde im Jahr 1700 Vorsteher des Dreieinheits-Kollegium zu Cambridge — eine sehr wichtige Stelle, die jährlich an die 1000 Pf. Sterling eintragen soll. Auch hier gab es des Haders viel, und Bentley entzweite sich mit allen Gliedern des Kollegiums. Sie beschuldigten ihn der schlechten Verwaltung und Verschwendung der Güter des Kollegiums, und verklagten ihn deswegen bei dem Bischoff von Elz. Die Sache war sehr ernsthaft und hatte einen langen Schriftwechsel zur Folge. Bis zum Jahr 1728 wurde der Prozeß, mit großen Kosten des Kollegiums, fortgesetzt, da er durch den Tod des Bischoffs unterbrochen, aber bald mit neuer Lebhaftigkeit wieder angefangen, und bald in den geheimen Rath, bald in das Oberhofgericht, bald in das Oberhaus und bald wieder vor dem Bischof gespielt ward, bis endlich die Krone dem Streit ein Ende machte.

Bentley war im Jahr 1716 königlicher Professor der Theologie geworden, und schon im folgenden Jahre lag er mit der ganzen Universität in Streit, weil er bei den Doktorpromotionen vier Guineen von jedem Kandidaten verlangte, welche ihm nicht zukamen. Da er sich dabei ungebührlich gegen den Vicekanzler verhielt, so wurde er nicht allein mit Arrest belegt, sondern auch von allen seinen Würden suspendirt, und da er sich nicht unterwerfen wollte, so entsetzte man ihn

aller seiner Vorrechte und Würden. Bentley wandte sich 1718 an den König, der die Sache an das Oberhofgericht verwies, welches endlich im Jahr 1728 den Ausspruch that, daß Bentley in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt werden sollte, welches auch geschah.

Während dieser Fehden verschaffte er seinem Namen die höchste Celebrität, und man erkannte ihn nicht allein für den ersten Kenner der alten Sprachen, sondern auch, was selten beisammen zu seyn pflegt, für einen gründlichen und tiefsinnigen Philosophen. Nachdem er in seinen kritischen Anmerkungen über den griechischen Geschichtsschreiber Malala einen Schatz von Gelehrsamkeit und Alterthumskunde mitgetheilt, und die Fehde mit Boyle durchgekämpft hatte, gieng er an die zwei ersten Lustspiele des Aristophanes; dann züchtigte er le Clerks Ausgabe der Reste Menanders und Philemons, unmenschlich hart und grob, aber lehrreich. Endlich kam seine langerwartete Ausgabe des Horaz heraus, in welchen er diesen Dichter nicht sowohl erläutern, als seinen Text herstellen wollte; ein Unternehmen, das er in vielen Stellen glücklich bestand, obwohl er in andern sich äußerst geschmacklos zeigte und sich auch hiebei die bittersten Kritiken zuzog: denn die Schaar der Halbgelehrten haßte den gelehrten Bentley, nicht nur seiner Uebermacht, sondern auch seiner Härte, seines Stolzes wegen, in welchem er sich dreist als den gelehrtesten seiner Zeit, der er auch wohl seyn mochte, geachtet haben soll. Eben dieser Haß der Gelehrten und die Furcht der Geistlichen vor ihm war Ursache, daß seine angekündigte Ausgabe des neuen Testaments nicht zu

Stande kam; man besorgte, daß er mit diesem Text, wie mit Horaz umgehen würde.

Die andern Klassiker, auf die Bentley fürs Publikum Fleiß gewandt hat, sind Kallimachus, Terenz, Phädrus; beim zweiten ward er der Wiederhersteller der Terenzischen Versart und überhaupt der Metrik der Alten. Auf seinen Schultern standen die Kritiker nach ihm. Ueber viele Autoren, z. B. über Manilius, Cicero, Hesychius, Lucrez u. s. sind späterhin seine Anmerkungen benutzt worden; und überhaupt sollte kein Wort, das Bentley in irgend einem Fach des Alterthums und der Kritik schrieb, unbenutzt bleiben. Zuletzt wagte er sich an eine Ausgabe von Miltons verlornem Paradiese, die aber wenig Beifall fand, obwohl er seine Verbesserungen nicht wie bei Horaz in den Text rückte. In spätern Ausgaben findet man sie hie und da angeführt und meistens — widerlegt.

Traurig, daß ein so seltener Mann, von dem man jeden Federzug auskaufen möchte, über Prozessen und Streitigkeiten Jahre verlor! Bei allem Aerger, der indeß ihm nicht schadete, lebte er 80 Jahre. Seine kurze Grabschrift in der Kapelle des Dreieinigkeits-Kollegiums zu Cambridge ist:

H. S. E.

Richardus Bentleius

S. T. P. R.

Obiit XIV. Jul. 1742.

Aetatis 80.

John Zephaniah Holwell.

Gouverneur in Indien.

Indiens Reichthümer haben seit der Entdeckung der neuen Welt, und der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Schaaren von Europäern dorthin gelockt, um diese mit den Eingebornen zu theilen. Es gab unter ihnen aber immer auch Männer, die edlere Zwecke verfolgten, ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen bereicherten, und das Gebiet des menschlichen Wissens erweiterten. Holwell, dieser um die Alterthümer der Hindus so sehr verdiente Gelehrte, gehört in diese Zahl.

Er war der Sohn eines Holzhändlers zu London, und ein Enkel John Holwells, der sich gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts durch mehrere mathematische Schriften bekannt machte. Geboren wurde er zu Dublin am 11. Sept. 1711. Nachdem er einige Zeit in einer lateinischen Schule seines Vaterlandes Unterricht genossen hatte, wurde er nach Holland geschickt, um dort die Handlung zu erlernen. Als er sich einige Zeit in einem Institute zu Yſſelmonde auf die neue Bestimmung vorbereitet hatte, kam er in das Haus eines Rotterdamer Bankirs, der ein Freund seines Vaters

war, mit der Bedingung, nach fünf Jahren als Kompagnon Theil an den Geschäften zu nehmen. Aber die ungewöhnlich starken Komtoir-Arbeiten schwächten seine Gesundheit bald so, daß selbst der Beistand eines Boerhaave ihn nur auf kurze Zeit wieder herstellen konnte, und er die Nothwendigkeit fühlte, diese Geschäfte ganz aufzugeben. Er gieng nach Irland zurück, und dann nach London. Hier übergab ihn sein Vater dem Wundarzte Forbes als Zögling. Allein Vater und Lehrer starben bald darauf, und ersterer hinterließ so wenig, daß der Sohn alles der Mutter überließ, und nun um so mehr dahin arbeitete, als Wundarzt sein Glück zu machen.

Nachdem er sich noch einige Zeit im Grey's Hospital in seiner Kunst geübt hatte, gieng er als Unter-Schiffswundarzt im Jahr 1731 nach Bengalen. Hier wurde er zum Wundarzte einer der Kompagnie gehörigen Fregatte ernannt, die nach dem persischen Meerbusen segelte. Auf dieser Reise erlangte er einige Kenntniß der arabischen Sprache. Nach seiner Rückkehr verwendete er seine Mußestunden zu Calcutta auf das Studium der Maurischen und gemeinen Hindu Sprachen, so wie der lingua franca der Portugiesen.

Eine neue Reise machte er im Januar 1733 als Schiffswundarzt nach Surate. Nach der Rückkehr von dort wurde er zum Oberwundarzt der Patua Division ernannt, die gewöhnlich aus 400 Mann europäischer Infanterie besteht, welche jährlich die Waaren der Kompagnie zu Ende Septembers nach der Faktorey Patua begleitet. Seine nächste Reise gieng nach Mocha und Judda im arabischen Meerbusen. Während seines dortigen Aufenthalts bemächtigte er sich der arabischen

Sprache so, daß er sie bei seiner Rückkehr nach Calcutta ziemlich fließend redete. Nach einem zweiten Besuche zu Patua war er dieses wandernden Lebens überdrüßig, und erhielt durch den Einfluß einiger Freunde die Stelle eines Wundarztes auf der Faktorey von Decca. Dort war er unermüdet damit beschäftigt, sich in der maurischen und hindostanischen Sprache zu vervollkommnen, deren erstere dort sehr rein gesprochen wird; auch begann er hier seine Untersuchungen über die Theologie der Hindus.

Zu Ende des Jahres 1736 kehrte er nach Calcutta zurück, und verwaltete hier verschiedene Aemter, bis er 1746 Oberarzt des Hospitals und Wundarzt der Präsidentschaft wurde. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn, im Sept. 1749 nach England zurück zu kehren. Auf dieser sechsmonatlichen Reise hatte er Muße, seine Materialien über die Theologie der Braminen in Ordnung zu bringen, und einen Plan zur Abhülfe der Mißbräuche in dem Zemindary Court zu Calcutta zu entwerfen, den er in London den Directoren der Kompagnie vorlegte. Diese genehmigten den Plan, der bedeutende Vortheile versprach, und sandten Holwell 1751 mit Vollmachten nach Calcutta zurück. Sobald er hier angekommen war, begann er die Ausführung seines Reformations-Systems, und zwar so sehr zur Zufriedenheit der Directoren, daß sie ihm 1000 Rupeen Gehalt beilegten, und ihm höhere Beförderung versprachen.

Ein unvermutheter Zufall störte im Jahr 1756 die Ruhe in Calcutta, und verbreitete plötzlich Tod und Verwüstung. Der Nabob von Bengalen, Surajah Dowlah, überfiel nemlich die Stadt mit einer starken Heeresmacht. Eingenommen von seiner eigenen Wich-

tigkeit, den hohen Vorzügen seiner Würde, dem Reichthum seiner Hülfsquellen, und der Ohnmacht seiner Feinde, überließ sich dieser grausame Despot seinen Launen, und handelte bloß nach abwechselnden Leidenschaften. Ueber die Engländer in Calcutta war er längst erbittert, und sein Haß gegen diese, durch kaiserliche Privilegien begünstigten Fremden vermehrte sich, weil sie einen reichen Indier gegen seine Gewaltthätigkeiten in Schutz genommen hatten, und die Schanzen von Calcutta ausbessern ließen, welches er für Eingriffe in seine Hoheitsrechte, und unbefugte Vertheidigungsanstalten auf seinem Gebiete erklärte. Er überfiel daher die in seinen Ländern zerstreuten englischen Niederlassungen, plünderte ihre Waarenlager, und zog mit einer großen Macht nach Calcutta. Da der Gouverneur und die Senioren des Nachts geflohen waren, so wählten die übrigen Mitglieder nebst den Einwohnern und Truppen Holwell zum Gouverneur und Oberbefehlshaber des Forts und der Präsidentschaft. Noch hielt das Etablissement, von einigen tapfern Freunden und dem Reste einer schwachen Besatzung vertheidigt, die äußerste Noth aus; aber diese Vertheidigung konnte eben so wenig einen unhaltbaren Platz schützen, als einen ungroßmüthigen Feind rühren. Die Einwohner, welche sich vorher geflüchtet hatten, wurden gefangen genommen, und aller ihrer Habseligkeiten beraubt. Von diesen Unglücklichen wurden 146 in ein enges dumpfiges Loch, späterhin unter dem Namen der schwarzen Höhle berüchtigt, eingesperrt, wo sie kaum athmen, geschweige die Länge ausdauren konnten, so daß in einer Nacht alle bis auf 23 vor Hitze, Durst und Mangel an Lebensluft verschmachteten.

Holwell war einer der Wenigen, die dem augenscheinlichen Tode in dieser greuelvollen Nacht entgiengen. Bei seiner Befreiung aus dieser schrecklichen Lage wurde er gefesselt nach Mupatabad geführt, bald darauf aber entlassen, und zwar auf Verwendung der Großmutter des Surajah Dowlah, die zu dieser mitleidigen Handlung durch die Nachrichten von Holwells gelindem Betragen gegen die Eingebornen bewogen wurde. Er vereinigte sich bald darauf mit den traurigen Resten der Kolonie zu Fultah. Im folgenden December wurde die Präsidentschaft wieder vom Viceadmiral Watson und dem Obersten Clive übernommen, die den ehemaligen Gouverneur und Rath von neuem einsetzten.

Bei seinem damals kläglichen Gesundheitszustande gieng er mit Depeschen für die Kompagnie nach England auf einer Schaluppe von nur 80 Tonnen Last, und langte im Februar 1757, nach einer sehr gefährlichen sechsmonatlichen Reise (wovon er eine Nachricht herausgab) in England an. Hier wurde er wegen seiner großen Dienste, vorzüglichen Fähigkeiten und seiner Rechtschaffenheit, von den Directoren mit 15 Stimmen gegen 9, als Nachfolger des Lord Clive im Gouvernement ernannt; da er aber diese Ernennung aus Bescheidenheit ablehnte, zum zweiten Mitgliede des Raths gewählt. Ehe er aber nach Indien zurückkehren konnte, wurden andere Directoren erwählt, die jenen Beschluß zu seiner Beförderung zurücknahmen. Bei seiner Ankunft in Bengalen fand er sich jedoch, durch den Abgang einiger älterer Mitglieder, zur vierten Stelle, und 1759 bei einem ähnlichen Falle zur zweiten Stelle erhoben, und in demselben Jahre übernahm er aus

Lord Clives Händen das Gouvernement, das ihm bereits 1756 in der Zeit der Noth übertragen worden war. Er behielt aber dieses Amt nicht lange; denn schon im folgenden Jahre erhielt er einen Nachfolger, und sah sich durch seine Gesundheit genöthigt, alle Dienste bei der ostindischen Kompagnie aufzugeben, und nach England zurückzukehren, wo er von dieser Zeit an in Ruhe und Eingezogenheit seines Wohlstandes genoß, den er seinem Fleiße zu danken hatte. Die Ostindische Kompagnie belohnte seine großen Dienste, durch welche ihre Einkünfte auf die rechtmäßigste Weise vermehrt worden waren, nicht so, wie man erwarten durfte. Er starb am 5ten Nov. 1798 zu London, in einem Alter von 87 Jahren.

Holwell besaß eine lebhafte Einbildungskraft, und viele Kenntnisse, auch außer der Geschichte, die sein Lieblingsstudium war. Er war der erste Europäer, der der Hindus Alterthümer studirte; und ungeachtet er, durch den Mangel an Kenntniß der Sanscrit Sprachen, die später zuerst Wilkins und dann Jones u. a. mit Erfolg studirten, zu einigen Irthümern verleitet wurde, so gebührt ihm doch das Verdienst, den Weg gebahnt zu haben. Seine Sitten waren mild, und zeugten von einem redlichen und wohlwollenden Herzen.

Ritter William Hamilton.

Englischer Gesandter am Neapolitanischen Hofe.

Allen Freunden der Kunst ein rühmlich bekannter Name, dem besonders seine antiquarischen Bemühungen ein ehrenvolles Andenken sichern. Zwar gehörte er nur in die zweite oder dritte Ordnung der verarbeiteten Köpfe, die auf eigentliche Originalität nie Ansprüche machen sollten; aber auch so trug er durch den Standpunkt, auf welchen ihn ein freundlicher Kunstgenius gestellt hatte, und durch den rastlosen Eifer, seiner Natur- und Kunstbeobachtungen, durch Beihülfe guter Köpfe und durch Aufopferung großer Summen, die möglichste Würdigung zu verschaffen, viel dazu bei, daß ein besserer Geschmack durch die Antiken gebildet, und dem englischen Kunstfleiß Musterformen zu Theil wurden, die nun in allen edlen Geschirrfabriken Europens gleichsam stehend geworden sind. Künstler und Kunstgenossen waren ihm stets willkommen, und wenn unter den Künstlern, die er ermunterte, und durch Darbietung reichlichen Stoffs zu ihren Kunstunternehmungen unterstützte, auch nur ein Morghen und ein Tischbein gewesen wären, so mußte doch auch dieß schon als ein wahrer und großer Gewinn für die ganze Kunstwelt gelten.

Hamilton war ums Jahr 1731 geboren. Er stammte von einem Zweig der großen Schottischen Fa-

milie Hamilton ab, der eben nicht sehr reichlich mit Glücksgütern versehen war, und sah sich dazu verurtheilt, wie er oft später selbst zu erzählen pflegte, mit einem großen Namen und tausend Pfund seinen Weg durch die Welt zu machen. Der fast allen Schotten tief eingepflanzte Erwerbtrieb weckte in ihm früh eine merkantilische Spekulation, die ihn auch dann nicht verließ, als seine Umstände sich sehr verbessert hatten. Durch seine erste Gattin, die er im Jahr 1755 heyrathete, erhielt er 5000 Pfund jährliche Einnahme, und eben dadurch die Mittel, einen Gesandtschaftsposten zu bekleiden, dessen Aufwand nur allzuoft durch eigene Mittel bestritten werden muß. Er kam wirklich im Jahr 1764 als englischer Gesandter nach Neapel, und verlebte hier an der Seite seiner liebenswürdigen Gattin unter Kunst- und Naturforschungen die glänzendste und glücklichste Periode seines Lebens. Sein Haus war fast 30 Jahre lang, denn so lange bekleidete er seinen Gesandtschaftsposten in Neapel, der Mittelpunkt aller gebildeten und bildungslustigen Reisenden aus dem nördlichen Europa.

Die Ankunft Hamiltons in Neapel fällt mit den eifrigen Anstalten, die schon früher entdeckten unterirdischen Städte Pompeji, Stabiä und Herculanum in der Nachbarschaft von Neapel wieder aufgraben zu lassen, fast in einer Jahrzahl zusammen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Hamiltons Gegenwart in Neapel zur Belebung der Herculanischen Akademie unter Carcani, und zur Förderung des antiquarischen Werks, das unter dem Titel: Pitture d'Ercolano, bekannt genug ist, nicht wenig beitrug. Es bedurfte auch solcher Antriebe aus der Fremde in einem Lande, wo man sogar von den, nur wenige Tagreisen von Neapel liegenden großen Ruinen von Pästum

seit undenklichen Zeiten nichts wußte, und diese erst durch den Parmesanischen Grafen Gazola, der General der neapolitanischen Artillerie war, im J. 1753 gleichsam entdecken, und durch den Pariser Baumeister Soufflot, der zuerst Plane davon bekannt machte, kennen lernen mußte.

Hamilton erwartete außerordentlich viel von den Ausgrabungen zu Pompeji und Herculanum, und gab davon die erste ganz befriedigende Nachricht in einer Abhandlung, die mit 13 schönen Kupferstichen im 4ten Theil der Archaeologia Britannica abgedruckt steht, und mit Winkelmanns Sendschreiben lange Zeit die einzige Quelle gewesen ist, woraus man in ganz Europa über die Wichtigkeit dieser Untersuchungen sein Urtheil gebildet hat. Alle hier zu Tage geförderten Alterthümer wurden in das königliche Museum zu Portici gebracht, und dieß machte nun auch einen Hauptgegenstand von Hamiltons Aufmerksamkeit aus. Vor allem interessirten ihn die 800 verkohlten Papyrus-Rollen, die in einem unterirdischen Gange bei einander gefunden waren, außerordentlich. Der gelehrte Assemanni in Rom hatte einen Piaristen, den Pater Antonio Piaggi, zum Aufwickeln dieser Rollen empfohlen, der auch eine eigene Abwickelungsmaschine zu diesem unglaublich mühsamen Geschäfte erfand. Die Resultate dieses Entwickelungsprocesses sind zum Theil in der Papiri d'Ercolano oder in den Schriften des Philodemus der Welt neuerlich vor Augen gelegt worden. Allein Hamilton brannte vor Ungeduld, dieß wichtige Geschäft von der Regierung selbst so weniger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen. Er besaß unter seinen Papieren mehr als 50 Vorstellungen des Paters Antonio an den damaligen Premierminister Marquis von Sambuca, die aber alle ohne die geringste Ant-

wort blieben. Eben so fruchtlos waren diese Bemühungen bei verschiedenen andern Personen im Dienste des Königs, und so entschloß sich der fromme Pater, einen heimlichen Vertrag mit dem Ritter Hamilton zu schließen, nach welchem dieser dem Pater Antonio jährlich eine Pension von 600 Dukati zusicherte, und dafür jede Woche einen Bogen Nachrichten von den neu entdeckten Alterthümern und dem Erfolg der Abwicklungen erhielt, wobei zu desto größerer Sicherheit für alle Mittheilungen die Chiffersprache beliebt wurde. Diese Mittheilungen dauerten bis an den Tod des Priesters im Jahr 1798 regelmäßig fort, und befriedigten den Ritter so sehr, daß er dem treuen Korrespondenten noch eine zweite Pension vom Prinzen von Wales, gleichfalls von 600 Dukati, auswirkte. Dieß erwarb ihm die Dankbarkeit des Geistlichen so sehr, daß er seinem großen Gönner Hamilton bei seinem Tode auch noch alle seine übrigen schätzbaren Handschriften vermachte.

Hamilton hat eine eigene Klasse von Alterthümern gleichsam erst erschaffen, die Kunde der alten Vasengemälde. Er kaufte im Jahr 1765 die prächtige Vasensammlung des Senators Porcinari in Neapel, und in eben dem Jahre erschien auch der erste Theil der sogenannten Antiquités Etrusques tirées du Cabinet de Mr. Hamilton, die der Abentheurer d'Hancarville mit großer Erwartung, und nur mit Hamiltons Unterstützung unternahm. Nach und nach erschienen bis zum Jahr 1775 vier Bände im größten Folio, mit vorgeblich treu nachkolorirten Abbildungen. Dadurch, daß in diesem (mit unverständiger Pracht überladenen und der ganzen Anlage nach äußerst verfehlten) Werke zugleich die Formen und Maaße der schönsten Vasen angegeben, und die Zeichnungen selbst

nebst den Arabesken-Einfassungen in farbigten Abdrükken bekannt gemacht wurden, kam zuerst der sogenannte Geschmack à l'Etrusque in die europäische Modewelt, und als nun wenige Jahre darauf die Sammlung selbst von der englischen Nation fürs brittische Museum gekauft, und dort aufgestellt wurde, erhielt der erfindungsreiche Wedgewood für die Kunstfabriken seiner Etruria willkommene Musterformen, die sich bald durch diesen Kanal über eine Menge ähnlicher Fabriken in Europa ausbreiteten, aber für die basaltischen Produkte Wedgewoods bei weitem immer am einträglichsten wurden. Hamilton sammelte nach dem Verkauf der ersten Sammlung eine zweite noch vollständigere, und überließ diese dem Direktor der Kunstakademie des Königs von Neapel, Wilhelm Tischbein, um sie in wohlfeilen Umrissen bekannt zu machen. Auch hievon erschienen nach und nach 4 Foliobände, jeder mit 60 Kupferplatten. Dem ersten Theil setzte Hamilton selbst eine interessante Einleitung vor, worin er über die Auffindung und den Kunstwerth der Vasen sehr nützliche Anmerkungen und Nachrichten ertheilt.

Um die Naturkunde sind seine Verdienste entschieden. Die Lehre von den Vulkanen verdankt ihm die wesentlichsten Aufklärungen, und alles, was Dolomieu, Faujas und die deutschen Geologen darüber bemerkt haben, gründet sich zunächst auf Hamiltons 20jährige Schildwache am Vesuv. Seine erste Schrift, die dann bei neuen Ausbrüchen des Vesuvs mehrere Zusätze erhielt, seine Observations on Mount Vesuvius (1772), und dann das Prachtwerk der phlegräischen Gefilde, wozu der Künstler Fabris die frappanten Gemälde entwarf, die sich in spätern Zeiten bis auf die Frauenzimmer-Fächer verirrt haben, sind ihm, wie es ein englischer Lobredner ausdrückte, zwei unver-

löschliche Fackeln des Ruhms, die glänzender flammen, als jene, welche Ceres auf dem Aetna anzündete.

Im August 1782 verlor Hamilton seine liebenswürdige Gattin, und 1784 gieng er mit Urlaub in sein Vaterland zurück, das er seit 20 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Hier band er sein Herz und sein Schicksal an eine schöne Tänzerinn, die anfänglich als Miß Harto, bald aber als Lady Hamilton, in Neapel durch alle Reize eines hundertfach belebten Kunstgebildes und in den bezauberndsten Stellungen, von welchen uns Rehberg 12 berühmte Proben gab, den älternden Antiquaren ergötzte. Ihr Ebenbild umgab ihn in den verschiedenartigsten Abbildungen; sie war seine modernste und theuerste Antike. Als er endlich im Jahr 1800 von seinem Gesandtschaftsposten abgerufen wurde, widmete er den Rest seiner Tage ganz der Zusammenordnung und öffentlichen Mittheilung wichtiger Papiere für die Alterthumskunde, die auch nach seinem Tode nicht verloren sind, da sie Hamilton einem alten und gelehrten Freunde zur Bekanntmachung übergeben hat. In einem Alter von 74 Jahren, starb er zu London am 6. April 1803. Wohl mit Unrecht hat man ihn einer kleinlichen Knickerey beim Einkauf und Verkauf seiner Kunstschätze beschuldigt. Er hat Tausende bei manchen seiner Kunstunternehmungen gutmüthig aufgeopfert, und als er starb, war sein Vermögen so geschmolzen, daß nur durch den Zutritt seines unzertrennlichen Freundes, des Admirals Nelson, das Aergerniß eines öffentlichen Bruches vermieden werden konnte. In seinem Charakter war eine gewisse Weichheit, die ihm das Horazische Beiwort uxorius (Weibermann) auflud.

Jo-

Joseph Niklas, Ritter von Azara.

Spanischer Gesandter am päbstlichen Hofe.

Azara wurde im Jahr 1731 zu Barbunales, unweit Balbastro in Aragonien geboren. Er begann seine Studien auf der hohen Schule von Huesca, und setzte dieselben zu Salamanca mit solchem Ruhme fort, daß er die Aufmerksamkeit des Don Richard Wall, Ministers Ferdinand des Sechsten auf sich zog. Dieser Minister, der das völlige Zutrauen des Königs besaß, bot dem Ritter Azara eine Dienststelle bei der Regierung, bei der Armee, oder in dem Departement der auswärtigen Geschäfte, nach eigener Auswahl an. Don Niklas wählte die letztere Laufbahn, und erhielt im Jahr 1765 seine Ernennung als Agent am päbstlichen Hofe. Bald zeigte sich sein Genie im glänzendsten Lichte, und in wenig Jahren gelangte er zu einem Ansehen, dem man Gelehrte, Künstler, große Herren, Kardinäle, und selbst Monarchen huldigen sah. So schien Joseph der Zweite, während seiner ersten Reise im Jahr 1769 von der Weisheit, den Einsichten und den Wissenschaften des Ritters Azara ganz eingenommen zu seyn. Bei seiner zweiten Reise im Jahr 1783 wollte der Kaiser niemand sehen und zu Rathe ziehen, als den Ritter Azara.

Die Händel mit dem Hofe zu Parma, die Aufhebung des Jesuiterordens, der Tod Clemens des Vierzehnten, die Wahl Pius des Sechsten boten ihm die ersten Anlässe dar, seine Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Bei den Zwistigkeiten des päbstlichen Stuhls mit den geistlichen Churfürsten, bei der Fehde mit dem neapolitanischen Hofe, eben so wie bei einigen Umständen in Beziehung auf die Ernennung der vornehmsten Minister des römischen Hofes, benahm sich der Ritter Azara auf eine Weise, die ihn bald sehr gesucht, bald gefürchtet machte, aber stets die allgemeinste Hochachtung ihm erwarb.

Die kritische Periode der französischen Revolution gab dem gewandten Staatsmanne reiche Gelegenheit, dem römischen Hofe nützlich zu werden. Zwar verkannte man ihn anfangs, als einen Philosophen, besonders in den Streitigkeiten, wo die Religion und ihr zartestes Interesse gefährdet zu seyn schien. Als aber im Jahr 1796 die Franzosen mit Heeresmacht das nördliche Italien überfielen, und im Begriff waren, auf Rom los zu ziehen, war die Fürsprache Azaras bei dem General Bonaparte die einzige Zuflucht des Pabstes, dessen flehendliche Bitten so dringend waren, daß der Minister nicht widerstehen konnte, sich mitten durch ein Heer von insurgirten Bauern nach Mayland zu begeben. Bonaparte würdigte, wie einst Joseph der Zweite, auf der Stelle die Talente Azaras, und hörte, von dieser Zusammenkunft an, nicht auf, den Mann zu bewundern, der so tiefe Eindrücke auf ihn gemacht hatte. Indeß gelang es Azara'n nicht ganz, das Ziel zu erreichen, das er sich als Unterhändler gesteckt hatte. Was er bewirkte, reichte zwar zum Wohle Roms hin, aber

doch schien dieß den eigenommenen Köpfen um einen zu theuren Preis erkauft zu seyn. Nur mit Undank lohnte man den Eifer und den Muth des einzigen aufrichtigen und nützlichen Freundes, den der römische Stuhl in jenen unglücklichen Zeiten hatte.

Rom war ruhig, sobald die französischen Armeen irgend einen Erfolg erkämpften; erlitten sie aber einen Unfall, so gerieth dort alles in Bewegung. Unter diesem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung ward Azara abwechselnd von seiner Stelle abgerufen, und obgleich die letzte Hoffnung jederzeit auf ihm beruhte, so war er doch beständig ein Gegenstand des Mißtrauens. Endlich bewog ihn die Ermordung eines französischen Generals, und die daraus erfolgte Vernichtung der päbstlichen Regierung, sich nach Florenz zurück zu ziehen. Nicht ohne tiefes Leidwesen sah er sich genöthigt, den Gewohnheiten zu entsagen, die ihm während eines 33jährigen Aufenthalts theuer geworden waren. Er begab sich nach Paris, in der Hoffnung, hier am ehesten für so manche Entbehrungen entschädigt zu werden. Künstler, Weise, Gelehrte, Staatsmänner, jeder beeiferte sich, ihm mit der Verehrung zu huldigen, die seinen Verdiensten gebührte. Allein der spanische Hof glaubte Ursache zu haben, mit seinem Benehmen nicht ganz zufrieden zu seyn, und verwies ihn deswegen nach Barcellona. Als bald nachher ein Wechsel im Ministerium eintrat, kam er wieder in Gnade; aber kaum kehrte er nach Paris zurück, und er war von neuem die Zielscheibe des Mißvergnügens seines Hofes. Indessen gieng diese zweite Ungnade wie die erste vorüber; nur beim drittenmal ward ihm die Gesandtenstelle gänzlich entzogen. Hiemit endigte sich seine diplomatische

Laufbahn, und auch sein Leben, denn er starb zu Paris am 5ten April 1804. Er war seinem Vaterlande außerordentlich zugethan; allein, wie man versichert, so soll seine Freimüthigkeit manchmal, wo nicht die Grenzlinien der Mäßigung, doch diejenigen der Klugheit überschritten haben.

So bekannt Azara's Name unter den einsichtsvollsten Staatsmännern seiner Zeit ist, eben so rühmlich zeichnet er sich unter den Beförderern der Künste und Wissenschaften aus, die er mit Einsicht und Eifer pflegte. Die Gesellschaft der Künstler gewährte ihm die seligsten Genüsse, er nahm sie in seinen Schutz, der in Spanien schon viel vermochte, aber zu Rom allvermögend war; er verschaffte ihnen Zutritt zu den Kunstschätzen, die Rom in sich faßt; er stellte sie gegen die Verfolgungen sicher, denen sie ausgesetzt waren; er war ihnen zu Erhaltung von Arbeit oder einer Anstellung behülflich, und um theils ihre Absichten, theils ihre Lage näher kennen zu lernen, zog er sie alle Mittwoche an seine Tafel. Den vertrautesten widerfuhr dieselbe Ehre an den Freitagen; überhaupt überhäufte er alle Fremde, welche die Liebe zu den Künsten nach Rom hinführte, und ihm vorgestellt wurden, mit Merkmalen von Auszeichnung und Wohlwollen. Er war kein Freund der Jesuiten, aber denjenigen von ihnen, die sich in den schönen Künsten und Wissenschaften berühmt machten, ließ er Unterstützung und Schutz angedeihen. Mengs war viele Jahre sein vertrautester Freund, und nur Azara's Verwendung verdankte es dieser, daß ihm der König von Spanien erlaubte, zu Rom bleiben zu dürfen, und daß er dennoch den Gehalt von 6000 Piastern, den er als erster Hofmahler genoß,

beibehielt. Nach dem Tode dieses Künstlers sorgte er als Vater für seine hülflose Familie, und ehrte das Andenken seines Freundes durch eine schätzbare Biographie desselben.

Azara hatte seinen Kunstgeschmack durch langes Studiren und anhaltende Forschungen in den Tiefen der Wissenschaften gebildet. Mit dem Prinzen Santa-Croce veranstaltete er Nachgrabungen zu Tivoli in dem Boden der Pisonischen Villa, vermittelst welcher sie so glücklich waren, eine Anzahl Brustbilder von berühmten Männern zu entdecken, womit bekanntlich die alten Römer ihre Lusthäuser auszuschmücken pflegten. Noch wenige Tage vor seinem Tode beschäftigte er sich lebhaft mit dem Gedanken einer nahen Reise nach Tivoli, und mit den Nachsuchungen, die er dort aufs neue zu veranstalten gedachte. Ein gleich flammender Eifer beseelte ihn für die Wissenschaften. Er besaß wirklich sehr schätzbare naturhistorische und chemische Kenntnisse; er hatte sich sogar mit dem berühmten Kupferstecher Volpato, in der Verfertigung des Porzellans und der Vervollkommnung der Glasur desselben versucht. Die neuere Geschichte, besonders der diplomatische Theil derselben, war ihm ganz geläufig, und in der spanischen sowohl allgemeinen als besondern Geschichte konnte man kaum tiefer bewandert seyn, als er. Die Sprachen Griechenlands und Roms waren ihm genau bekannt; seine Muttersprache schrieb er mit Grazie und Nachdruck; auch das Italienische und Französische schrieb er, ohne daß es ihm einige Anstrengung kostete.

Als Schriftsteller betrachtet, kennt man von dem Ritter Azara kein anderes eigenthümliches Werk, als das Leben Cicero's, welches er nach dem englischen

Original von Middleton auf spanischen Boden verpflanzte, mit gelehrten Noten bereicherte, und zugleich mit mehrern in Kupfer gestochenen Denkmälern verzierte, die größtentheils die Bildnisse der berühmten Personen darstellen, von denen in dem Werke Erwähnung geschieht. Die Uebersetzung selbst ist besonders durch den Adel und die Korrektheit des Styls merkwürdig. Mehrere schätzbare Aufsätze über Begebenheiten seiner Zeit, eine Uebersetzung vom 6ten Buch des Plinius, in Bezug auf die Künste, einige Fabeln in spanischer Sprache, u. a. m. hat er handschriftlich hinterlassen.

In Rücksicht der körperlichen Bildung hatte die Natur den Minister Azara eben so sehr begünstigt, als das Schicksal ihm von Seiten der Glücksumstände gewogen gewesen ist. Er war von mittlerer Größe, aber seine Gesichtszüge interessirten durch ihre Regelmäßigkeit und den Ausdruck von gebieterischem Ansehen, der die Aufmerksamkeit erweckt, und die Ehrerbietung aufruft. Die Thätigkeit seines Geistes reichte zu allem hin. Weniger ernsthaft, als ihn sein Gesicht bei der ersten Ansprache ankündigte, hat er, besonders in seiner Jugend, die Zerstreuungen und die Vergnügungen, niemals aber den Müßiggang geliebt. In seinen Ideen und Ausdrükken herrschte eine seltene Präcision. Er hatte überhaupt eine vorzügliche Naturanlage zur Wortmahlerey, wenn auch nicht mit einem brillantnen Kolorit, doch wenigstens mit starken Tinten. Michael Angelo und Raphael scheint er sich zu Vorbildern genommen zu haben. In allen Gattungen war Stärke und Richtigkeit der Wahlspruch seiner Schule. Was nur vollendet und manierirt war, in was immer für einer Gattung es seyn mochte, konnte bei ihm keine Gnade finden. Durch sei-

nen langen Aufenthalt in dem Vaterlande der schönen Künste, durch seine fortgesetzten Verhältnisse mit Künstlern und Kunstfreunden, durch die Wichtigkeit der Rolle, die er spielte, hatte er sich eine Art von Diktatur erworben, die er nicht ohne Anmaßung ausübte, der man sich aber willig unterwarf.

Unerschütterlich in seinen Gesinnungen, wie in seinen Neigungen, energisch manchmal bis zur Unbiegsamkeit, mehr herrisch als einnehmend, geschickter und geneigter zum Ueberzeugen als zum Ueberreden, aufgelegter zum Entscheiden als zum Erforschen, ließ er einen nicht zum Widerspruche kommen, oder schwächte doch wenigstens den Muth dazu. Uebrigens war er treu seinem Staate, seinen Freunden, seinen Worten, und wenn er auch gleich einigemal diejenigen streng behandelte, die sich ihm hingaben, so hat er doch nie weder eine Verrätherei an ihnen begangen, noch sie verlassen. Er unterhielt einige Verbindungen in Spanien, die sich von mehr als 40 Jahren herschrieben. Niemand konnte undurchdringlicher seyn, wenn es die Noth erforderte, als er; zurückhaltend mit der Miene der Hingebung, durchdringend unter dem äußerlichen Scheine der Freimüthigkeit, kann er dennoch nicht mit Recht der Falschheit beschuldigt werden. Er war fein genug, um sich verstellen und jemand ausforschen zu können; aber nie hat er seine Feinheit bis zum Betrug getrieben. Welche geheime Meinungen er auch gehabt haben mag, sein äußeres Betragen war immer tadellos. Nie hat er der Würde seines öffentlichen Charakters, noch den Gesetzen der Religion, in welcher er geboren ward und gestorben ist, Abbruch gethan.

Gabriel Lancilotto Castello di Torremuzza.

Fürst in Sizilien.

Wer die Wissenschaften aufrichtig liebt, wer von ihrer Nothwendigkeit zur wahren, menschlichen Ausbildung wirklich überzeugt ist, der findet auch in einem Leben, das viele Jahre hindurch in öffentlichen Geschäften verlebt wird, noch immer Zeit genug, den Musen zu opfern, und gerade dadurch den Dienst, den er dem Staate leistet, zu veredlen und zu verschönern. Einzelne Beispiele aus der Geschichte unserer Zeit beweisen es; ja man darf sagen, daß es ein Hauptvorzug unserer Zeiten zu werden anfängt, die Wissenschaften aus den Schulen und Museen allmählig wieder in das geschäftige Leben zurück zu führen. Bei dem gelehrten sizilianischen Fürsten Torremuzza ist diese Verbindung zwischen einer brennenden Liebe zu den Wissenschaften, und einer unermüdeten Thätigkeit zum gemeinen Besten vorzüglich sichtbar. Nicht seine erhabene Geburt, sondern vornemlich seine ausgezeichneten Talente, und seine vortreffliche Denkungsart, durch die er sich den Beifall der Edlen unter seinen Zeitgenossen zu erwerben wußte, machen seinen Namen unsterblich. Er bediente sich des hohen Ranges und

des großen Einflusses, den ihm das Schicksal verliehen hatte, sich wie ein Weiser desselben bedienen muß; um nemlich Wissenschaften und Tugend unter denjenigen Menschen zu befördern, die seiner Führung zunächst anvertraut waren, um Arme zu unterstützen und Thränen zu trocknen. Die Wissenschaften erreichten an ihm ihren höchsten Zweck, sie verschönerten sein eigenes Leben, und lehrten ihn zugleich, mit Einsicht und auf die edelste Art Gutes zu thun.

Der Fürst von Torremuzza ward zu Palermo am 21. Jan. 1727 geboren. Seine Aeltern waren Carlo Girolamo Marchese di Motta, und Susanna Giglio, aus dem Hause der Fürsten von Torretta. Von Kindheit an zeigte er viele Geistesfähigkeiten und ungemeine Liebe zu den Wissenschaften.

Als die Zeit gekommen war, eine Wahl zu treffen, und sich einem gewissen Zweige der Gelehrsamkeit vorzüglich zu ergeben, entschied seine Neigung vorzüglich für Naturkunde, Botanik und Chemie; durch einen Zufall aber wurde er in die Laufbahn geführt, in welcher er sich einen Ruhm erworben hat, den er vielleicht in der erst gewählten nicht erlangt haben würde. In der Gegend der Herrschaft Motta, wo er wohnte, waren Ruinen der vor etwa 1000 Jahren durch Erdbeben zerstörten, ehemals in der griechischen und römischen Geschichte berühmten Stadt Alesa. Sie war dem Erdboden gleich; zuweilen aber brachte der Pflug einige Bruchstücke hervor, und da im Jahr 1746 ein Bauer ungefähr 200 Münzen von Erz fand und sie dem jungen Fürsten brachte, wurde in diesem die Lust erweckt, sie erklären zu können. Mit den klassischen Lateinern war er schon gut, obwohl nicht sehr gründlich bekannt;

in andern Kenntnissen, die zu seiner Befriedigung erfordert wurden, fühlte er sich noch schwächer. Er gieng daher nach Palermo, um sich im Umgange mit gelehrten Männern und Schriften zu berathen, studirte mit dem anhaltendsten Fleiße die lateinischen und griechischen Klassiker, nebst andern Quellen der Alterthumskunde unter Anführung des Kanonikus Schiavo und des berühmten Benediktiners Blasu, und hatte, ehe noch 3 Jahre verflossen waren, in diesen Studien es schon so weit gebracht, daß er eine Abhandlung über eine in den Feldern von Alesa gefundene alte Bildsäule, und ein Sendschreiben über die Ueberbleibsel von Soluntus herausgab. Der Stadt Alesa aber widmete er hernach eine eigene Geschichte, in welcher er alles, was er dieselbe betreffend aufgefunden hatte, umständlich beschrieben hat; ein Werk, das ihm als einem jungen Manne von 26 Jahren viel Ehre machte, ob er gleich selbst in der Folge dasselbe nebst einigen andern Schriften, die wir übergehen, unter seine unvollkommenen jugendlichen Versuche zählte.

Torremuzza, von gleicher Liebe für sein Vaterland und für die Alterthümer beseelt, fuhr nun fort, dieser doppelten Neigung ohne Unterlaß anzuhängen: und da Sizilien ein Land ist, wo man keinen Schritt thun kann, ohne auf klassischen Boden zu treten, so bemühte er sich, die großen Lücken, welche ein Panvinius, Gualtieri, Paruta, Haverkampp u. a. in Beschreibung der sizilianischen Denkmale der Bildhauer- und Baukunst, Münzen und Inschriften, alten Werkzeuge und dergleichen übrig gelassen hatten, auszufüllen. Weil aber ein so vielumfassendes Unternehmen nicht von Einem Manne allein

ausgeführt werden konnte, so lud er andere Gelehrte ein, sich zu diesem Zwecke zu vereinigen. Dieß war die Absicht seiner im Jahr 1764 herausgegebenen: Idea di un Tesoro, che contenga una Generale Raccolta delle Antichita di Sicilia; doch erreichte er diese Absicht nicht, ob er schon ihnen mit seinem Beispiele vorgieng, und das schwerste der Arbeit, nemlich die Erläuterung der Inschriften und Münzen, auf sich nahm. Ueber die erstern erschien sein berühmtes Werk: Siciliae et adjacentium Insularum veterum Inscriptionum nova Collectio. (Panormi 1769. 4.) Es wurde allgemein von den Kennern bewundert, indem es noch weit mehr gelehrte und glückliche Untersuchungen enthält, als der Titel verspricht, und machte sich bald so selten, daß, wenn der Verfasser nicht durch eine lange sehr gefährliche Krankheit wäre abgehalten worden, er die zweite vermehrte Ausgabe schon früher als 1784 würde an das Licht gestellt haben.

In der Erläuterung der sizilianischen Münzkunde zeigte sich der Fürst von Torremuzza nicht weniger groß. Von dem ersten Minister March. Tanucci ermuntert, und von der Freigebigkeit seines Königs unterstützt, gab er 1781 das kostbare Werk: Siciliae Populorum et Urbium, Regium quoque et Tyrannorum veteres Nummi, Saracenorum epocham antecedentes, in der königlichen Druckerei zu Palermo heraus, in welchem er die auserlesenste Kritik und große Gelehrsamkeit zeigte. Zusätze zu diesem Werke, welche vortreffliche unbekannt gewesene sizilianische Münzen enthalten, hat er 1789 und 1791 in den Druck gegeben.

Als würdiger Geschäftsmann und guter Bürger zeichnete sich der Fürst von Torremuzza nicht weniger zum Ruhme und Nutzen seines Vaterlandes aus. Mit dem seiner Freundschaft so würdigen und unter uns gleichfalls berühmten Fürsten von Biscari hatte er die Aufsicht über die Alterthümer des Valdi Mazara und über die königlichen Schulen (sie waren Custodi delle Antichita etc. und Deputati de Regj Studj): vor der Zerstörung der Zeit bewährten sie die Ueberbleibsel von Selinut, der Tempel zu Segestus, die alten Bäder und Katakomben zu Palermo; und in dieser volkreichen Stadt setzten sie in allen Gattungen von Wissenschaften Lehrer an, die keinen Anlaß gaben, die Jesuiten, mit welchen bis zu ihrer Aufhebung alle Lehrstühle besetzt gewesen waren, zurück zu wünschen. Eine Zeichenschule, eine ausgesuchte Bibliothek, eine herrliche versehene Sternwarte, ein an seltenen und nützlichen Pflanzen reicher potanischer Garten, zeugen ebenfalls von Torremuzza's unermüdetem Eifer: und um sich noch mehr um sein Vaterland verdient zu machen, hat er nicht nur den potanischen Lehrsaal mit zwei sehr schönen Statuen beschenkt, sondern auch seine vortreffliche ihm so lieb gewesene Bibliothek in seinem Testamente der Universitätsbibliothek vermacht; nur mit Ausnahme der Dubletten, welche er dem Senate hinterlassen hat. Am Eingange der Bibliothek ist ihm durch sein in erhabener Arbeit verfertigtes und mit einer Inschrift begleitetes marmornes Bildniß ein Denkmal der Dankbarkeit gestiftet worden.

Der Fürst von Torremuzza hatte noch andere Aemter, als die vorgedachten, bei der Leihbank, dem großen Krankenspital, der Armenherberge, der Kom-

merzkammer und der Münze, die er alle mit gleicher Gewissenhaftigkeit versah, und dabei noch als Schriftsteller sich auszuzeichnen Gelegenheit nahm, indem er in verschiedenen Jahren die Notizia dell' origine, Fondazione ed instituto della Compagnia de Bianchi della Citta di Palermo — die Notizia storica dell' Albergo Generale de proveri und die Memoria delle Zecbe di Sicilia e delle Monte in essa in vasj tempi coniate herausgab. Diese letztere Schrift, welche auch Ausländern mehr als die zwei ersten brauchbar seyn kann, ist mit solcher Genauigkeit abgefaßt, daß sie öfters in der Auslegung der Gesetze der Provinz, und in den Urtheilen der Magistratspersonen den Ausschlag giebt.

Im Auslande waren Torremuzza's Verdienste um die gelehrte Welt durch seine Aufnahme in die Gesellschaft der Alterthumskenner zu London und in die königliche Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris vorzüglich belohnt; der vielen Gelehrten, die seinen Briefwechsel suchten, oder ihn in ihren Schriften lobten, nicht zu gedenken. Im gemeinen und häuslichen Leben war er ein frommer und umgänglicher Mann, treuer Gatte und sorgfältiger Vater. Als christlicher Philosoph verabschiedete er sich von den Seinigen in einem sanften und rührenden Ausdrucke, mit den Worten: a rivederci in Paradiso. Er entschlief am 27. Febr. 1794.

Christian Wernicke.

Dänischer Resident in Paris.

Wernicke gehört mit zu den vorzüglichsten Wiederherstellern des guten Geschmacks unter den Deutschen, und es gereicht ihm zum großen Ruhme, daß er Muth genug hatte, gegen den unnatürlichen Schwulst und den Flitterputz der Lohensteinianer in seinen Sinngedichten zu Felde zu ziehen, und in untergesetzten Anmerkungen die Thorheit jenes Geschmacks mit Gründen zu beweisen. Die übertriebene Bewunderung und Nachahmung neuerer italiänischer Dichter tadelte er bey jeder Gelegenheit. Die allzuhäufige Einmischung französischer Wörter, die damals Mode war, hat er durch Sinngedichte und Anmerkungen in ihrer Abgeschmacktheit dargestellt. Patriotisch zieht er einigemal gegen den Pater Bouhours los, der den Deutschen alles Genie abgesprochen hatte.

Er war der väterlichen Abkunft nach ein Sachse, von mütterlicher Seite ein Engländer, und von Geburt ein Preuße; Jahr und Ort derselben sind unbekannt. Die Universität Kiel besuchte er im Jahr 1685, und hier war der berühmte Polyhistor Morhof sein vornehmster Lehrer, unter dessen Vorsitz er auch eine lateinische

Dissertation von der kleinen und großen Welt verthei=
digte. Seine poetische Ader ergoß sich schon damals
in mehreren Epigrammen; weil Morhof einst die
Bemerkung gemacht hatte, daß sich noch kein Deut=
scher in der epigrammatischen Poesie ausgezeichnet hätte.
Er fieng damit an, daß er lateinische Epigramme ins
Deutsche übertrug, um sich vornemlich in der Kürze
des Ausdrucks zu üben, die dem Epigramm wesentlich
und, wie Morhof bemerkte, im Deutschen schwer
zu erreichen ist.

Als Wernicke die akademische Laufbahn vollen=
det hatte, suchte er sein Glück an einem deutschen Ho=
fe zu machen — allein seine Bemühungen hatten den
erwünschten Erfolg nicht. Dagegen erwarb er sich bei
diesen Bewerbungen die Gunst einer angesehenen Dame,
die eine Freundin der Dichtkunst war, und die einige
seiner Sinngedichte gelesen hatte. Er huldigt ihr in
seinen Poesien unter dem Namen Amaryllis. Drei
Jahre lang lebte er in der Gegend, wo sie sich aufhielt,
und des Sommers mußte er sie immer auf ihr Land=
haus begleiten. Diese Verbindung war der Entwicke=
lung seiner dichterischen Talente ungemein förderlich,
und erzeugte immer bessere Früchte seines Geistes, die
um so schätzbarer waren, da die vaterländische Poesie
damals in tiefem Verfall lag. Oefters gab ihm seine
Gönnerin mancherlei Themata auf, worüber er seine
Gedanken in Sinngedichten sagen mußte. Die histori=
schen Epigramme, welche sich in der Sammlung sei=
ner Werke befinden, sind meistens Jugendfrüchte; die
satyrischen stammen aus einer spätern Periode. In
der Jugend verfolgte er die Laster eifrig, und gleichsam
mit der Peitsche in der Hand, in reiferem Alter spot=

tete er der Thorheit der Welt mit lächelndem Munde. Denn, sagt er, eine gute Erziehung reicht schon hin, dasjenige zu erkennen, was man hassen, aber, was man verspotten soll, lehrt nur vieljährige Erfahrung.

Wernicke unternahm, da er noch immer keine Anstellung erhalten hatte, eine Reise nach Frankreich und den damit benachbarten Ländern. Nach Verfluß einiger Jahre wandte er sich an den englischen Hof, weil ihm hier Aussichten zu einer glänzenden Versorgung gemacht worden waren, die aber wieder vereitelt wurden, als er sie schon erreicht zu haben glaubte. Er hatte seine Hoffnung auf eine Menge geleisteter Dienste gegründet, und nicht seine Schuld, sondern die List heimlicher Feinde zernichtete sie. In England erwarb er sich die große Kenntniß der englischen Sprache, die aus vielen Noten zu seinen Sinngedichten hervorleuchtet, und die, wie er selbst sagt, damals in Deutschland noch sehr selten war. Von seiner Stärke in ausländischen Sprachen überhaupt hat er mehrere Beweise gegeben. Daß er die französische Versification als Kenner beurtheilen konnte, sieht man aus den Reflections d'un Allemand sur les desfauts de la versification Françoise, die er geschrieben haben soll.

Aus England kehrte Wernikke wieder zu der Dame zurück, die seiner Muse so hold war, und wählte dann Hamburg zum Orte seines Aufenthalts. Endlich erkannte man doch seine Fähigkeit zu öffentlichen Geschäften. Der König von Dänemark ernannte ihn zum Staatsrath, und sandte ihn nach Paris, wo er auch in dem Charakter eines Residenten im dritten Decennium des 10ten Jahrhunderts gestorben ist.

Wernicke

Wernicke gab seine Sinngedichte zuerst unter dem Titel: Ueberschriften oder Epigrammata (Amsterdam 1697) heraus, und nach wenig Jahren in einer zweiten Ausgabe (Hamburg 1701); die erste bestand aus 6, die zweite aus 8 Büchern, zu welchen noch 4 Schäfergedichte kamen, die Wernicke bei eben so viel Gelegenheiten gemacht hatte; denn um jene Zeit war es Mode, daß die deutschen Dichter in ihren Gelegenheitsgedichten allegorische Wesen aus der Hirtenwelt rc. aufführten, unter welchen man die besungenen Personen und ihre Eigenschaften verstehen sollte; und diese frostigen Allegorien nannten sie Schäfergedichte.

Ein komisch = satyrisches Heldengedicht, Hans Sachs betitelt, schrieb Wernicke, um den hamburgischen Poeten Postel lächerlich zu machen, der ohne Geist und Geschmack, und doch nicht ohne großen Beifall, Epopöen und Opern in dem schwülstigen Styl Lohensteins schrieb. Der alte reimreiche Schuster tritt darin auf, sucht sich unter den Poeten Deutschlands einen würdigen Nachfolger, und erklärt endlich den Stelpo, das ist Posteln, dazu; denn, sagt er:

Mein Stelpo zeigt allein mein Bild an seiner Stirne,
Und unzertheilte Dünst' umnebeln sein Gehirne;
Selbst seine Amme faßt' in der Geburt ihn um,
Weissagt und segnet ihn mit diesem Wunsch: Sey dumm!

Dieser Gebrauch der Satyre, die Afterpoeten seiner Zeit zu züchtigen, gehört nicht zu den kleinsten Vorzügen unsers Dichters. Wernicke, der durch eine

vertraute Bekanntschaft mit den französischen und englischen Dichtern seinen Geschmack gereinigt hatte, und viel kritischen Scharfsinn besaß, war fast der erste, der sich von dem Bombast und Unsinn der sogenannten lohensteinischen Schule losriß, und Lohensteinen selbst und seine Nachahmer verlachte. — Um Posteln an Wernicken zu rächen, schrieb Georg Siegmund Hunold, bekannter unter dem Namen Menantes, der seiner unzüchtigen Reimerey wegen auch schon Wernickens epigrammatische Geißel gefühlt hatte, den thörichten Pritschenmeister, ein Pasquill auf unsern Dichter; doch dieser rächte sich durch noch beissendere Sinngedichte, in welchen er Hunolden den Namen Mävius gab. Die letzte Ausgabe seiner Werke ließ Wernicke im Jahr 1704 drucken.

Der gute Geschmack hatte damals in Deutschland so wenig Verehrer, und die Afterpoeten waren so sehr im Besitz des Beifalls der Lesewelt, daß die scharfen Pfeile, die Wernicke aus seinem epigrammatischen Köcher abgeschossen hatte, nicht mehr geachtet wurden. Bodmer erwarb sich das Verdienst, das Publikum wieder auf diesen Epigrammatisten aufmerksam zu machen; ihm verdankt man eine vollständige Ausgabe seiner Werke (Zürich 1749 und 1763), und Ramlern einen Auszug (Leipzig 1780), worin nur die bessern Epigramme aufgenommen, und der Sprache mehr Politur und Richtigkeit gegeben worden war. Denn eine harte, oft grammatisch = unrichtige Sprache ist der Hauptfehler der Wernickischen Sinngedichte, die sonst dem Witz, dem Scharfsinn und der Beobachtungsgabe des Dichters so viel Ehre machen, ob sie gleich an munterer Laune, Naivität des Witzes und Klarheit des Ausdruckes den

Logauischen nicht gleich kommen. Hagedorn hat ihn in folgendem Epigramm ganz treffend geschildert:

Wernicke.

Wer hat nachdenklicher den schweren Witz erreicht,
Und eher aufgehört, durch Wortspiel uns zu äffen?
An Sprach und Wohllaut ist er leicht,
An Geist sehr schwer zu übertreffen!

Ob der Sinn des scharfen Wernicke (wie ihn Bodner nennt) unter der scharfen ramlerischen Feile nicht manchmal gelitten habe, indem der Dichter an Wohllaut gewann, und um ein Jahrhundert jünger wurde, möchte fast zu bezweifeln seyn. Die sogenannten Schäfergedichte hat Ramler weggelassen, und von Hans Sachs nur eine Stelle mitgetheilt, die er für die beste hielt. — Uebrigens könnten sich junge Dichter diese ramlerische Ausgabe zur Uebung ihres Geschmacks freilich wohl zu Nutze machen; indem sie die Originalausgabe damit vergleichen; aber die rechte Methode, wornach man einen alten, zumal klassischen Schriftsteller herausgeben sollte, dürfte eine solche Bearbeitung wohl schwerlich seyn.

Christian Felix Weisse.

Kreis-Steuer-Einnehmer in Leipzig.

Als Schriftsteller und Mensch gehört Weisse zu den würdigsten und wirksamsten, die in der deutschen Kulturgeschichte des 18ten Jahrhunderts genannt werden können. In allen Fächern der Literatur, denen er seinen Fleiß schenkte, hat er mit Glück und Beifall gearbeitet. Betrachtet man ihn als lyrischen Dichter, als Dramatiker, als Kunstrichter, oder als den Lehrer der Jugend, so findet man, wie glücklich sich sein Geist allen diesen Zweigen der Literatur anschmiegte, und mit welchem allgemeinen Beifall seine dahin gehörigen Arbeiten aufgenommen wurden. Er ist mit unserer Literatur aufgewachsen, er kannte sie in ihrer Minderjährigkeit, und verließ sie nicht in reifern Jahren.

Geboren wurde Weisse zu Annaberg im Erzgebirge am 8ten Februar 1726. Sein Vater war damals Rektor der dasigen Schule, kam aber in der Folge als Direktor an das Gymnasium nach Altenburg. Hier sammelte Felix die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse ein, und auf der Akademie zu Leipzig baute er auf den gut gelegten Grund fort. Im Jahr 1750 wurde er Hofmeister eines excentrischen, aber geistreichen säch-

fischen Grafen, dessen Vormund ihm dann (im Jahr 1762) die geruhige Kreis=Steuer=Einnehmerstelle in Leipzig verschaffte.

Früh schon lernte Weisse in heimischen und ausländischen Kreisen vieler Länder und Menschen Eigenheiten kennen, und fühlen, was unserer Literatur in Vergleichung mit der Literatur der früher gebildeten Nationen noch abgehe, nemlich Urbanität im Urtheile, und eine natürliche Grazie im Schreiben und Leben, die sich auf keiner Studierstube erhaschen läßt. Uebersetzungen aus gelesenen englischen und französischen Schriftstellern wurden seine Vorübungen, und süße anakreontische Tändeleyen waren die Erstlinge seiner Muße. Der Inhalt seiner Lieder ist Freude, Scherz, oder kleine Satyre; die anakreontischen sind voll lachender Anmuth, andere haben die schöne Nachläßigkeit und den epigrammatischen Witz der französischen Liebesdichter, mehr gressetsche Leichtigkeit, als horazisches Feuer. Wenn er bis zur Höhe dieses Römers aufzuklimmen strebt, erliegt er dem Feuer. In den Amazonenliedern erreichte er oft die völlige Wärme der Sappho, und geht oft glücklich vom Zärtlichen und Schwermüthigen zu Gemählden kriegerischer Auftritte und zu Ausbrüchen des Heldenmuthes über; männlicher Geist und schwärmerische Liebe beseelen seine Amazone durchgehends. Seine Elegie auf Gellerts Tod hat außer manchen andern Vorzügen auch den, daß Weisse durch vieljährigen Umgang mit dem Charakter des verdienstvollen Mannes, den er besang, vertraut bekannt, durch sein Beispiel selbst immer mehr gebildet, und mit ihm zu sanften, feinen und edlen Empfindungen sehr harmonisch gestimmt war.

Leipzig hatte damals das belobteste Theater, und Weisse bemühte sich mit dem glücklichsten Erfolg, es von den Gottschedtischen Wasserfluthen zu befreien. In kraftvollern, harmonischern Alexandrinern bildete er seine Trauerspiele den Franzosen und Engländern nach, und suchte die Regelmäßigkeit und weise Vertheilung des Plans mit der hohen Stärke und Eindringlichkeit wahrhaftig tragischer Situationen zu verbinden. Sein Richard der Dritte ist, selbst nach Lessings Urtheil, eins von unsern beträchtlichsten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugsam zeigen, daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich diese Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen. Im Lustspiele näherte sich Weisse mehr der englischen Dreistigkeit, als dem gezierten Witz der meisten Franzosen, hin und wieder hat er ächten deutschen Humor, besonders in seinen Originalcharakteren aus den mancherlei Ständen des bürgerlichen Lebens. Mit Hillern verbunden, wurde er Schöpfer der deutschen Operette. Jahrzehende lang machte seine Jagd, sein Erndtekranz, sein Dorfbarbier, Lottchen am Hofe ꝛc. die Lust der musikalischen Welt, und sehr vieles davon gieng in die Gesänge des Volkes über. Freilich konnte es seine Absicht nicht seyn, daß der Uebelstand des blos gesprochenen Dialogs zwischen den Arien auf unserer Bühne immer fortdauern sollte. Aber er berechnete auch hier die vorhandenen Kräfte, und es wäre undankbar gegen die Vortheile, welche sein Muster schaffte, und gegen das Vergnügen, welches die Vorstellung seiner komischen Arbeiten so oft gewährte, wenn man sie jetzt ganz bei Seite legen, und dem wandelbaren Ei-

gensinne des Zeitgeschmacks aufopfern wollte. Plan und Ausführung haben in den meisten überaus viel Werth, und seine Amalie ist noch immer eins unserer besten rührenden Lustspiele.

Die schönsten Blumen in Weisse's bescheidenen Schriftstellerkranze sind seine allgelesenen Jugendschriften. Durch sie wurde der Mann, der weder an Geist noch Gelehrsamkeit mit den Genanntesten seiner Zeitgenossen wetteifern konnte, doch bei weitem der nützlichste aller deutschen Autoren. Denn er wirkte in mannigfaltigen Formen und Einkleidungen drei Jahrzehende hindurch mehr, als sich je berechnen läßt, auf die deutsche Jugend. Er besaß alle die Eigenschaften, die einen guten Kinderschriftsteller charakterisiren. Alle Vorfälle des menschlichen Lebens wußte er für die Kindersphäre zu benutzen, und so darzustellen, daß sie Kindern nicht blos angenehm, sondern auch nützlich werden. Wissenschaftliche Gegenstände behandelte er mit einer Faßlichkeit und Anmuth, die wenig mehr zu wünschen übrig läßt. So sehr er sich auch zu der Fassungskraft der Kleinen herabzulassen wußte, so geschah es doch mit einer gewissen Würde, und einem verständigen Ernst. Er war reich an sinnreichen Erfindungen, um die Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln. Auch die unbedeutendsten Veranlassungen gaben ihm Gelegenheit, nützliche, historische, geographische, naturhistorische und moralische Wahrheiten vorzutragen und der jugendlichen Seele spielend einzuprägen. Er lehrte unsere Kinder die ersten Buchstabenlaute (sein A B C-Buch war lange Jahre das zweckmäßigste) die ersten Gedanken in Kindlichkeit und Fröhlichkeit. Seine Lieder für Kinder verdienten, mit

Hillers trefflichen Melodien verbunden, sowohl wegen ihres trefflichen Inhalts, als auch wegen ihrer Naivität und des glücklich herabgestimmten Tons, von allen Kindern auswendig gelernt zu werden.

Mit dem Leipziger Wochenblatte fieng Weisse an, die Kinder wöchentlich mit Erzählungen, Allegorien, Fabeln, Gesprächen, die theils die Bildung des Herzens und der Sitten, theils die Aufklärung des Verstandes durch Kenntnisse aus der Naturhistorie, der Geschichte und dem gemeinen Leben zum Gegenstande haben, eben so angenehm als nützlich zu unterhalten. Auf das Wochenblatt folgte der Kinderfreund und der Briefwechsel, und die 38 Bändchen dieser beiden letzten Schriften werden stets die Grundlage aller unserer, seitdem in die Tausende angeschwollenen Kinderbibliotheken ausmachen, und ein Theil der hier enthaltenen Aufsätze ist durch Uebersetzung fast in alle Sprachen Europa's übergegangen. Noch im hohen Alter hörte er nicht auf, den guten Kindern ein Weihnachtsgeschenk zu geben, oder sein Schreibpult zu öffnen, oder sonst aus englischen Quellen für sie zu schöpfen und für ihre Unterhaltung zu sorgen.

Neben diesen Originalprodukten beschäftigte sich der rastlos arbeitsame Mann viel mit Uebersetzungen gemeinnütziger Schriften, vornemlich aus dem Englischen, und die alte Bibliothek der schönen Wissenschaften hatte an ihm in einer langen Reihe von Jahren einen eben so einsichtsvollen als thätigen Mitarbeiter. Auch an der neuen Bibliothek hatte er theilnehmende Freude, ob er gleich den schneidenden Ton, den das mündigere Zeitalter gewissermaßen zu fordern schien, nie mit seiner sanften, friedlichen Denkart vereinigen konnte.

falsch

falsch

Um mit seiner ganzen Denk- und Studirart aufs innigste vertraut zu werden, darf man nur Graves Briefwechsel mit Weisse lesen, der in den Händen der Nation ist.

Durch Empfehlung brauchbarer Hauslehrer gründete Weisse das Glück sehr vieler junger Männer, und leistete nicht wenigen Familien in der Nähe und in der Ferne ungemein nützliche Dienste. Freilich konnte der liebreiche Besorgte, durch keinen Undank, keinen Fehlgriff, keine Unkosten des Briefportos und unsäglichen Zeitaufwandes zu ermüdende Mann der Nachfrage nicht immer die geprüftesten Subjekte entgegen stellen, und überhaupt, wie er sich wohl selbst auszudrücken pflegte, für jeden Topf nicht immer den Deckel finden; ja er wurde oft grausam betrogen. Allein ein gelungener Wurf entschädigte ihn für zehen mißrathene, und zehen gelangen, ehe einer mißrieth. Ueberhaupt aber war er eine Zierde und Stütze der Stadt, die auf ihn ein halbes Jahrhundert lang stolz war. Zu ihm wallfahrteten alle Fremden und Durchreisenden, und nie ermüdete seine Geduld dabei, jedem wußte er etwas zu sagen und etwas zu seyn, ob er gleich bei der in ihm wohnenden Milde und Bescheidenheit fern von aller Gefallsucht und von dem eitlen Bestreben war, allen Alles zu seyn. Wahre Gastfreundlichkeit wohnte bei ihm. Die trauliche Linde auf seiner kleinen Villa Stötteritz, nach deren Schatten der edle Garve sich so oft sehnte, beschattete noch viele Edle, die meist auch schon heimgegangen sind. Als treuer Rathgeber, friedestiftender Vermittler, Helfer, Tröster, war er, unterstützt von einer sehr verständigen, ihm gleichen, Gattin, im engen und weiten

Kreise seiner Bekannten und Vertrauten immer der, auf welchen alle rechneten, auf dessen Urtheil alle erwartend hinsahen, von dem niemand unbefriedigt gieng.

Empfindliche Leiden trafen den ehrwürdigen Greis in der letzten Periode seines Lebens, aber er ertrug sie mit der heitersten Resignation. Ein Schlagfluß hatte ihn schon vor mehreren Jahren gestreift, und er konnte seit dieser Zeit nur mit sehr zitternder Hand seine Buchstaben mahlen, deren er doch selbst seinem bürgerlichen Berufe nach so viele schreiben mußte, und zu seiner Erquickung auch als Schriftsteller und Freund, bis wenige Monate vor seiner Auflösung, so viele und so geistreiche schrieb. Im Sommer 1804 nahmen seine Kräfte, die geistigen wie die körperlichen, sichtbar ab, und am 16ten Dec. entschlummerte er sanft im 79sten Lebensjahre. Die Stadt, deren Zierde er war, ehrte ihn durch ein feierliches Leichenbegängniß. Rath, Kaufmannschaft und Universität gaben sich wechselseitig über seinem Sarge die Hand. Alle theilten den Verlust. Alle gelehrten und Bürgerschulen Leipzigs schickten ihre Zöglinge, die Aeltern der vornehmsten Stände schickten ihre Kinder zur Begleitung des Kinderfreundes. Viele der Angesehensten folgten der Leiche zu Fuß, ein unabsehbarer Zug von Kutschen trat in die Reihe, und eine stille, unaussprechliche Rührung erfüllte die Tausenden von Zuschauern.

Johann Gottfried Herder.

Oberkonsistorialpräsident und Oberhofprediger in Weimar.

Die neuere deutsche Literatur hat verschiedene Männer aufzuweisen, zu denen sich weder bei den Griechen noch Römern, noch bei den übrigen Gelehrten Nationen der neuern Zeit passende Seitenstücke finden lassen. Einer derselben war Lessing, ein anderer ist Herder. Seine Werke voll Einbildungskraft und philosophischer Ueppigkeit lassen sich mit den Platonischen vergleichen, die vielen literarischen, historischen und physikalischen Kenntnisse, die sich überall verrathen, erinnern an Aristoteles. In mancher Rücksicht fallen uns Hemsterhuis, Pope und Addison ein. Aber, wie gesagt, ihn vollständig zu vergleichen, ist nicht wohl möglich.

Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1741 zu Morungen in Preußen geboren. Weder der Stand, noch der Reichthum seiner Aeltern, konnten den jungen Herder zu der Hoffnung einer so glänzenden Laufbahn, als sich ihm in der Folge eröffnete, berechtigen. Allein Fleiß und Talente, vom Schicksale begünstigt, diese sichersten Führer zur wahren Ehre, führten ihn in der Folge auf eine Stufe von Rang und Ansehen, die seine spätesten Nachkommen noch verbindet, sich des Namens würdig zu machen, den er

ihnen erworben und hinterlassen hat. Herders Vater war ein ehrlicher Fleischer zu Morungen, das nicht gar weit von den Ufern der Ostsee, auf dem ebenen schmalen Landstriche liegt, der in frühern Zeiten einen Kopernikus und Hevel, und in neuern die gefeierten Namen der beiden Forster, Kants, Reichards, Kleists, Ramlers, Hippels, Chodowiecky's und anderer hervorbrachte. Den ersten Unterricht erhielt er in der Stadtschule zu Morungen, auch war er zu gleicher Zeit einige Jahre bei dem Diakonus Trescho in Morungen zur Gesellschaft, nutzte dessen Bibliothek, und übte sich selbst in Sprachen, besonders im Griechischen, und war unermüdet im Lesen und Nachdenken. Trescho entdeckte, daß er eine Thränenfistel hatte, die ihm das Studiren erschweren würde, und rieth ihm deswegen, eine andere Lebensart zu wählen.

Herder gieng, den Vorstellungen seines Freundes gemäß, im Jahr 1762 mit einem russischen Regimentschirurgus nach Königsberg, weil sich dieser erboten hatte, ihn nach Petersburg mitzunehmen, seinen Schaden am Auge zu heilen, und ihn unentgeldlich die Chirurgie erlernen zu lassen. Bald aber wandte er sich in Königsberg wieder zu den Wissenschaften, und benutzte die öffentlichen Vorlesungen, besonders Kants, der zur Ausbildung seines Geistes das meiste beitrug. Herder sagt in den Briefen zur Beförderung der Humanität, über diesen unsterblichen Denker: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen kennen zu lernen, der mein Lehrer war. Er, in seinen blühendsten Jahren, hatte die Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirne, war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen, Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war

der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geiste, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte, und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen Emil und seine Heloise, so wie jede ihm bekannt gewordene Natur-Entdeckung auf, würdigte sie, und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur, und auf moralischen Werth des Menschen. — Menschen- Völker- Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namenehrgeiz hatte jemals für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf, und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüthe fremd. Dieser Mann, den ich mit größester Hochachtung und Dankbarkeit nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir." —

In den Jahren 1764 und 1765 war Herder, obgleich eifriger Hörer in den akademischen Hörsälen, zugleich Lehrer der ersten philosophischen und der obern zweiten lateinischen Klasse im Fridericianischen Kollegium. Noch im Jahr 1765 gieng er nach Riga, als Lehrer an der Domschule, und bekleidete außer seinem Lehramte zuletzt daselbst auch noch eine Predigerstelle. Kaum waren aber drei Jahre verflossen, so erhielt er den Ruf als Reiseprediger des jungen Prinzen von Holstein-Eutin, welchen er auch annahm, ob man ihn gleich in Riga zu behalten wünschte, und ihm Hoffnung zur künftigen Beförderung in eines der wichtigsten geistlichen Aemter machte. Nachdem er mit dem Prinzen einen Theil von Deutschland und Frankreich durchreist, und sich besonders zu Strasburg einige Zeit aufgehalten

hatte, wurde er als Gräflich Schaumburg-Lippischer Konsistorialrath nach Bückeburg berufen. Bald nachher wurde ihm eine Professorstelle in Göttingen angetragen; da er aber während der Zeit, daß er seinen Entschluß bekannt machen sollte, einen andern Antrag nach Weimar als Generalsuperintendent, Oberkonsistorialrath, Oberhofprediger, Kirchenrath und erster Pastor erhielt, so nahm er diesen letztern an, und gieng 1776 nach Weimar.

Jetzt stand Herder auf dem Posten, wo er nicht allein seinen literarischen Ruhm immer mehr begründete, sondern auch durch wohlthätige Reformen in geistlichen Angelegenheiten den Weimarischen Landen unmittelbar auf mannigfaltige Art nützte. Er wurde in der Folge Oberkonsistorialpräsident, und Baierns erhabener Churfürst Maximilian Joseph der Erste, dieser große Freund und Beförderer des Lichts und wahrer Aufklärung, erhob ihn und seine Familie nicht gar lange vor seinem Tode in den Reichsadelstand. Er beschloß seine irdische Laufbahn den 18ten December des Jahres 1803, im 63sten Jahre seines Lebens. Er hinterließ eine Witwe und 7 Kinder, 6 Söhne und eine Tochter. Am 21sten Decemb. wurde er beerdigt. Vikarien der Landprediger trugen seine Leiche. Die Ersten vom Adel wohnten dem Zuge bei, der Abends um 9 Uhr begann. Eine Stunde vorher war der Verstorbene im priesterlichen Gewande, die Bibel in der Hand, ausgesetzt. Unter feierlichem Geläute gieng der Zug nach der Hauptkirche in Weimar, St. Peter und Paul, wo Herder selbst mehrere 20 Jahre gearbeitet hatte. Hier liegt er begraben, rechts neben der Orgel, nicht weit vom Taufsteine.

Wir haben von Herdern herrliche Denkmale, in welchen er sich als Theolog, als Philosoph, Geschichts- und Alterthumsforscher, als Dichter und

Uebersetzer bleibenden Ruhm erworben hat. Als Theolog drang er tief in den Geist und die Sprache des Morgenlandes, indem er nicht blos bei der historischen und grammatikalischen Kenntniß beider stehen blieb, sondern Geschichtsphilosophie, mehr als einer vor ihm, zu Hülfe nahm. Sein Geist der hebräischen Poesie, seine Lieder der Liebe, und Maran Atha (Uebersetzungen des hohen Liedes und der Offenbarung Johannis), ja auch seine christlichen Schriften geben laute vollgültige Beweise hievon. Denn seine Ansichten giengen auch in das Studium des neuen Testaments über, und verbreiteten manches Licht. Freilich muß man gestehen, daß es nicht jedem gleich leicht ist, in Herders Vorstellungsarten einzudringen, und seinem Ideengange nachzufolgen. Auch seine Briefe über das Studium der Theologie, die Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle, die funfzehn Provinzialblätter an Prediger, mehrere heilige Reden, und selbst Luthers Katechismus mit Erläuterungen von ihm, zeichnen Herder als einen verdienten Theologen aus.

Als Philosophen beurkunden ihn: seine Preisschrift über den Ursprung der Sprache; seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, die Gespräche: Gott, worin seine humane Tendenz, einen oft verkannten ältern Forscher (Spinoza) in ein besseres Licht zu stellen, unverkennbar ist; ferner viele Aufsätze in den zerstreuten Blättern, in den Briefen zur Beförderung der Humanität rc., Aufsätze in den Horen, der deutschen Monatsschrift von Genz, den Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften rc. Fast in allen diesen Schriften zeigt sich Herder auch als ei-

nen tiefdenkenden Aesthetiker (im ältern Sinne dieses Wortes) als Kritiker und Literator. Man lese unter andern in den zerstreuten Blättern seine Briefe: Wie die Alten den Tod gebildet; Ob Mahlerey oder Tonkunst mehr Wirkung gewähre; Nemesis; über Bild, Dichtung und Fabel; Persepolis rc.; und gewiß jeder wird dem scharfblickenden Beurtheilen, dem rührenden Darstellen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine kritischen Schriften über die schöne Literatur, so wie überhaupt seine Urtheile, die man in eigenen oder in periodischen Schriften von ihm zerstreut findet, fielen größtentheils in einen Zeitraum, wo es mehr elende Praktiker, als gute Theoretiker gab, und haben das Verdienst, mit zu denjenigen zu gehören, die mit andern vereint, den heilsamsten Einfluß auf die Bildung unsers Geschmacks gehabt haben.

Bei allen Untersuchungen begleitete Herdern das Princip der Humanität, alles zeugt von dem großen Geiste, der in allen seinen Studien weht. Er will die Fäden suchen und zeigen, an welchen die bessere Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenhängt: er will die vernünftige Wirklichkeit entdecken, die den Träumen früherer Jahrhunderte zum Grunde lag. Ueberhaupt erkannte Herder fast allgemein das ältere Verdienst; sein Lessing; sein Denkmal Ulrichs von Hutten; Andenken an ältere deutsche Dichter rc. liefern deutliche Beweise hiervon. Valentin Andreä, Jakob Balde rc. erstanden gleichsam durch ihn im verklärten Gewande aus dem Staube der Vergessenheit.

Als Dichter zeigte sich Herder nicht blos durch die lebendige Phantasie, und die blühende bilderreiche Sprache in vielen seiner Schriften, sondern besonders auch in eigenen Gedichten, z. B. Bilder und Träume, in den zerstreuten Blättern, vielen andern in seinen übrigen

übrigen Schriften, der Terpsichore, Kalligone rc., Schillers Musenalmanachen rc. Als Uebersezzer verpflanzte er die holdesten Blüthen des Morgenlandes, des Hellenenlandes, und selbst neuerer Dichter Brittanniens rc. auf deutschen Boden. Das schönste Denkmal für ihn wird die vollständige Sammlung seiner sämmtlichen Werke seyn, zu deren Herausgabe sich mehrere berühmte Gelehrte vereinigt haben.

Als Mensch wurde Herder öfters verkannt und unrichtig beurtheilt. Wenn man aber von seinem Charakter absondert, was seiner Krankheit angehört (er litt viele Jahre hindurch an Zufällen der Leber), so sind die zurückbleibenden Grundzüge: Größe der Denkart, idealische Stimmung, Kindlichkeit des Gemüthes, Fröhlichkeit des Geistes, ein hohes für Gott und Menschheit mit reinstem Wohlwollen glühendes Herz. Bei so vielen Vorzügen mag es leicht seyn, für Verirrungen, die in denselben edlen Anlagen seines Geistes ihren Ursprung haben, ein Wort der Entschuldigung zu finden. Eben die rege Begeisterung, die ihn für alles Schöne und Gute augenblicklich empfänglich machte, war es auch, die ihn zu oft einem augenblicklichen Irrthum aussetzte, indem sie ihn das Licht mit dem Schimmer verwechseln ließ. Möchte doch allen Freunden wie Feinden Herders dies Wort der Beherzigung gesagt seyn: Herder konnte irren, aber nicht fehlen!

Georg Christoph Lichtenberg.

Hofrath und Professor der Philosophie in Göttingen.

Unstreitig ein Mann von sehr originalem Kopfe und mannigfaltigen ausgezeichneten Verdiensten um die deutsche Literatur. Die Art von Talent, die er besaß, ist, so wie überhaupt, besonders unter uns Deutschen, selten: Witz und Laune mit Menschenkenntniß, philosophischer Geist mit Gelehrsamkeit, Scharfsinn mit Geschmack verbunden. In einer Gallerie großer Deutscher wird er immer mit Ehren eine Stelle behaupten.

Er wurde am 1. Jul. 1744 zu Ober-Ramstadt im Darmstädtischen geboren. Sein Vater war daselbst Prediger, ein rechtschaffener und gelehrter Theolog, der zugleich sehr gute mathematische und physikalische Kenntnisse besaß; die physikalischen Wissenschaften besonders liebte er mit einer Art von Enthusiasmus, und er pflegte auch wohl etwas Astronomie mit auf die Kanzel zu bringen, so viel nemlich seinen Zuhörern davon verständlich zu machen war. Als er dieß das erstemal that, verbreitete sich eine größere Stille in der Gemeinde, und die Bauern schickten darauf sogar einige ab, um ihn zu bitten, daß er doch bald wieder einmal von den Sternen predigen möchte. Dergleichen nützliche Kenntnisse von

der Einrichtung des Weltgebäudes und den Gestirnen pflegte er auch seinen Kindern mitzutheilen, und unser Lichtenberg rief sich noch im späten Alter die seligen Kinderjahre mit den Worten zurück: „Was für ein himmlisches Vergnügen gewährte mir nicht Astrognosie in meiner Jugend. Du gerechter Gott! ich kenne keine schönern Zeiten, es sind die vergnügtesten meines Lebens.“

Die Liebe zur Mathematik und Physik, die der Vater zuerst geweckt und genährt hatte, begleitete ihn auch auf das Darmstädtische Gymnasium, wo er sich zur Akademie vorbereitete, und in Göttingen genoß er vornemlich Kästners Unterricht. Er besuchte schon damals fleißig die Sternwarte, und stellte Beobachtungen an. Jedoch schränkte er sich nicht blos auf die mathematischen Wissenschaften ein, sondern sein für alles Wahre, Gute und Schöne empfänglicher Geist bildete sich vielseitig aus, sammelte aus allen Blumen Honig, und überließ sich in seinen Studien ganz seiner Neigung, ohne bestimmte Absicht.

Reisen ins Ausland waren unstreitig ein treffliches Mittel, den Geist eines jungen Mannes zur Reife zu bringen, in dem sich die herrlichsten Talente vereinigten. Lichtenberg hielt sich in den Jahren 1770, 74 und 75 in England auf, und hier ward er persönlich dem Könige als ein Mann von großen Talenten und Einsichten bekannt, und dieß bahnte ihm den Weg zu seinen weitern Beförderungen in Göttingen. Schon im Jahr 1770 war er daselbst zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden, und als er das letztemal aus England zurück kam, erhielt er eine ordentliche Professur, und wurde ein Mitglied der Societät der Wissenschaften. In seinen Lehrstunden beschäftigte er

sich vornemlich mit der Experimentalphysik; auch über Astronomie, mathematische Geographie, Theorie der Erde und Meteorologie hielt er Vorlesungen, und in frühern Jahren über reine Mathematik, Algebra ꝛc. Durch seine Gewissenhaftigkeit als Lehrer und durch den Geist, mit welchem er seine Wissenschaft vortrug, erwarb er sich unsterbliche Verdienste um die Akademie und um die Physik selbst. Desto mehr war es zu beklagen, daß seine Gesundheit viele Jahre lang so gebrechlich war. Eine Lungenentzündung machte am 24sten Febr. 1799, im 55sten Jahre, seinem Daseyn ein Ende.

Lichtenbergs geistige Organisation war ganz originell, und hieng sehr genau mit seiner körperlichen, und seinem höchst reizbaren, zerrütteten Nervensystem zusammen, welches sein Daseyn schmerzvoll machte, und den freien Aufflug seines Genius hemmte. Er hatte eine große Stärke im Kombiniren und im Auffassen von Aehnlichkeiten, eine Fülle von glücklichen Bildern, und witzigen, neuen frappanten Blicken, Ansichten und Einfällen, die sich ihm in seinen bessern Jahren ungesucht darboten. Scherz und Ernst, satyrische und gutmüthige Laune, Frohsinn und Melancholie, Humor und Sentimentalität waren bei ihm seltsam gemischt, und drückten allem, was er schrieb, that und sagte, das Zeichen der Eigenthümlichkeit auf. In seinen Schriften ist er Fielding ähnlicher als Sterne. Wo er rührt, war er selbst gerührt, und gieng nicht blos auf den durch Kunst zu bewirkenden Effekt aus; seinen Witz wußte er nicht immer in seinen Schriften zu zügeln und zu beherrschen; seine Originalität ward bisweilen Einseitigkeit; in allem, was er schrieb, verrieth er sich als den Mann von einem warmen Herzen,

und von regem, lebendigem Gefühl für Sittlichkeit und Religiosität.

Er hatte von jeher die Gewohnheit, alles aufzuschreiben, was ihm Merkwürdiges vorkam. Er las sehr viel; aber er dachte noch weit mehr. So, wie ihm etwas einfiel, schrieb er es nieder. Späterhin aber bekamen diese Papiere mehr die Form von Tagebüchern, und es giengen wenige Tage vorbei, wo er nicht etwas aufgeschrieben hätte. Auch wenn er über irgend eine Materie öffentlich schreiben wollte, trug er oft seine Gedanken über Zweck, Plan und Anlage des Ganzen, so wie über einzelne Theile desselben, vorher in diese Memorandum-Books, oder Sudelbücher, wie er sie zu nennen pflegte; oft mehrmals über die nemliche Sache, um sie von allen Seiten zu durchdenken und auf die schicklichste Weise auszudrücken.

Schade, daß wir nur Fragmente von der Selbstbiographie besitzen, die er herauszugeben Willens war. Er schildert sich darin mit der unbefangensten Aufrichtigkeit. „Von der Religion habe ich", sagt er unter andern, „als Knabe schon sehr frei gedacht, nie aber eine Ehre darin gesucht, ein Freigeist zu seyn, so wenig, als darin, alles ohne Ausnahme zu glauben. Ich kann mit Inbrunst beten, und habe den 90sten Psalm nie ohne ein erhabenes, unbeschreibliches Gefühl lesen können. E h e d e n n d i e B e r g e w u r d e n 2c., ist für mich unendlich mehr, als: S i n g, u n s t e r b l i c h e S e e l e 2c. Für Assembleen sind mein Körper und meine Kleider selten gut, und meine Gesinnungen selten . . . genug. — Von Musik verstehe ich wenig, spiele gar kein Instrument, außer daß ich gut pfeifen kann. Hievon habe ich schon mehr Nutzen gezogen,

als viele andere von ihren Arien auf der Flöte und auf dem Klavier. Ich würde es vergeblich versuchen, mich mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend: In allen meinen Thaten ꝛc. recht gut pfeife, und mir den Text dazu denke. Wenn ich an die Zeile komme: Hast du es denn beschlossen ꝛc., was fühle ich da für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott! Ich wollte mich in die See stürzen, und mit meinem Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtseyn einer einzigen guten That eine Welt nicht fürchten. — Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere, mir von Gott erwiesene Gnade ansah, und nicht anders erklären zu können glaubte. Bei meinem inbrünstigen Gebet sagte ich zuweilen: O lieber Gott, etwas aufs Zettelchen! — Ein großer Fehler bei meinem Studiren in der Jugend war, daß ich den Plan zum Gebäude zu groß anlegte. Die Folge war, daß ich die obere Etage nicht ausbauen konnte, ja, ich konnte nicht einmal das Dach zubringen. Am Ende sah ich mich genöthigt, mich mit ein paar Dachstübchen zu begnügen, die ich so ziemlich ausbaute, aber verhindern konnte ich doch nicht, daß es mir bei schlimmem Wetter nicht hinein regnete. So geht es manchen!“

Es fanden sich in seinem Charakter, neben den vortrefflichsten Eigenschaften, einige Schwächen, die sich mit der Helle seines Kopfes und der Stärke seines Geistes kaum vereinbaren lassen. „Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter“, sagt er, „ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Jedes Kriechen eines Insekts

dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik? Ist es aber nicht in der menschlichen Natur gegründet, und nur bei mir monströs geworden, ausgedehnt über die Proportion natürlicher Mischung, die an sich heilsam ist?"

Seiner zarten, gebrechlichen Gesundheit und seiner Berufsgeschäfte ungeachtet, fand er doch bei seinem stillen eingezogenen Leben, noch Muße genug, mancherlei Schriften und Aufsätze herauszugeben, von denen nach seinem Tode eine von dem Legationsrath L. C. Lichtenberg und Professor Kries veranstaltete Sammlung vorhanden ist, die sich jedem Freunde einer geistreichen Lectüre empfiehlt. Wie viel er zur Bestreitung und Niederschlagung herrschender Thorheiten und Moden, der Empfindsamkeit, der Geniesucht, des Mißbrauchs der Physiognomik und mancher Arten von Schwärmerey beigetragen hat, ist bekannt. Die verschiedenen Jahrgänge des von ihm herausgegebenen Göttingischen Taschenkalenders und des Göttingischen Magazins der Wissenschaften enthalten eine Anzahl der schätzbarsten und beliebtesten Aufsätze von ihm. Und hätten wir von ihm nur seine meisterhafte Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, so gebührte ihm schon darum eine der ersten Stellen unter den geistreichsten Humoristen. Tiefer ist noch kein Ausleger in Hogarths ganzen Künstlergeist eingedrungen; und so hat noch keiner den wahren, selbst Hogarthischen Ton getroffen, der für diese Erläuterungen unstreitig durch seine launige Schriften der angemessenste ist. Schwerlich kann man sich eine geistreichere und angenehmere Unterhaltung wünschen.

Ohne daß man sagen kann, daß **Lichtenberg** die Naturlehre mit großen Entdeckungen bereichert habe; hat er sich doch durch seinen Unterricht und durch seine einzelnen, dieser Wissenschaft gewidmeten, Schriften, als einen der scharfsinnigsten, geistvollsten Bearbeiter der Physik und der verwandten Wissenschaften bewährt; neue und fruchtbare Ansichten aufgestellt, und neue Aussichten, bald raisonnirend, bald ahndend, eröffnet. Unermüdet zu beobachten und Beobachtungen zu sammeln, vorsichtig beim Gebrauch der Hypothesen zu seyn, die oft nichts weiter, als täuschende Bilder wären, nicht zu voreilig mit dem Aufbau eines Systems zu verfahren, waren die Lehren, die er oft einschärfte, und die er selbst befolgte.

Johann Baptist von Alxinger.

Ritter des Heil. Röm. Reichs, und Sekretair bei der K. K. Hoftheatral-Direktion.

Als ein geschmackvoller Dichter, der die Periode der deutschen Poesie, in die sein Leben fällt, wirklich verschönern half, und der selbst in bis dahin wenig versuchten Gattungen mit dem besten Erfolg arbeitete — von dieser Seite ist Alxinger in ganz Deutschland bekannt. Sein Doolin von Mainz ist ein sehr schätzbarer Zuwachs auf dem Felde der deutschen Ritterepopoe. Der Ton des Zeitalters ist überaus richtig getroffen; die Poesie des Styls hat viel Verdienst; und die genaue Sorgfalt für Korrektheit der Sprache erhöht ihren Werth nicht wenig. Nie mit seinen Arbeiten zufrieden, führte Alxinger die Feile mit einer musterhaften Stetigkeit. Der sittliche Werth des Mannes trägt überdieß nicht wenig dazu bei, sein Andenken allen guten Menschen schätzbar zu machen.

Er wurde am 24. Jan. 1755 zu Wien geboren. Sein Vater war der Rechte Doktor und fürstlicher Passauischer Konsistorialrath. Die Humanioren studirte er bis in die vierte Klasse in dem damaligen Profeßhause der sogenannten obern Jesuiten, und vollendete

sie in dem Schulhause der unsern Jesuiten unter der Leitung des berühmten Numismatikers und nachmaligen Direktors des K. K. Münzkabinets, Abbe Eckhels. Das glückliche Talent Alxingers zeigte sich schon damals in einem hohen Grade. Seinem eigenen Geständnisse zufolge, flößte ihm besonders sein trefflicher Lehrer Eckhel jene feurige Neigung zur klassischen Literatur ein, in deren gründlicher Kenntniß er sich in der Folge unter den vaterländischen Gelehrten mit seinem Lehrer selbst, mit einem Denis, Locella und mehrern andern messen konnte. Er äußerte auch aus diesem Grunde bis an das Ende seines Lebens für seinen Freund Eckhel jene innige Dankbarkeit und Zuneigung, die er nicht nur der großen Gelehrsamkeit, sondern auch der rechtschaffenen und aufgeklärten Denkart desselben schuldig zu seyn glaubte. In der Folge widmete er sich mit eben so großem Eifer der Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, welche letztere er unter der Anleitung des K. K. wirklichen Staatsraths und ehemaligen Professors der Rechte, Freiherrn von Martini mit so gutem Erfolge betrieb, daß er von der K. K. Universität zu Wien die Doktorwürde erhielt.

Das ansehnliche Erbgut seiner Aeltern, die er frühzeitig verlor, versetzte ihn schon in der Blüthe seiner Jahre in eine glückliche Unabhängigkeit. Nichtsdestoweniger fuhr er in gründlicher Erlernung der praktischen Rechtskunde unermüdet fort, und erhielt, nach glücklich abgelegten Prüfungen, das Diplom eines K. K. Hofagenten, welches Amt er jedoch niemals zur Vermehrung seiner Einkünfte, sondern blos als ein wohlthätiger Vertreter dürftiger Partheyen, denen die Prozeßgebühren zu schwer fielen, ausübte.

Die Liebe zu den deutschen Musen machte ihn mit Riedeln und Haschka bekannt, wovon der erste im Jahr 1776 die literarischen Monate herausgab, eine Zeitschrift, woran Denis, Mastalier, Retzer u. m. a. Theil nahmen, in welche nun auch Alxinger seine ersten poetischen Versuche einrücken ließ. Der Enthusiasmus Alxingers für die Aufnahme der deutschen Literatur in seinem Vaterlande, machte ihm die Bekanntschaft mit Haschka, den er damals als den vorzüglichsten Beförderer desselben ansah, in dem Grade schätzbar, daß er ihm zum Beweis seiner Achtung 10,000 Gulden seines ererbten Vermögens schenkte, auf einige Zeit Kost und Wohnung mittheilte, und ihn überhaupt in den Besitz aller Bequemlichkeiten des Lebens setzte, die er selbst genoß. Troz der merklichen Verschiedenheit des Charakters beider Freunde, troz der ganz entgegengesetzten Richtung ihres dichterischen Geschmacks, blieb Alxinger nichts destoweniger bis an seinen Tod Haschka's inniger Freund, wenn ihm gleich, bei reiferem Geschmack, dessen poetische Querflüge eben so sehr als seine unaufgeforderte literarische Streitsucht mißfielen.

Im Jahr 1780 erschienen Alxingers Gedichte zum erstenmale in einer kleinen Sammlung zu Halle, vom Rath Riedel herausgegeben. Bald darauf machte er die Bekanntschaft anderer junger Männer, die sich durch ihre Dichtertalente in dem Wiener Musenalmanach auszeichneten, und lieferte nun alljährlich seine Beiträge zu denselben. Im Jahr 1784 erschien zu Leipzig die erste Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Schriften, zum Besten des Wiener Armeninstituts, welcher im Jahr 1787 sein

erstes episches Gedicht: Doolin von Mainz nachfolgte. Im Jahr 1789 veranstaltete er zu Klagenfurt die zweite, um vieles verbesserte und vermehrte Ausgabe seiner Gedichte in zwei Theilen, auf welche 1791 sein zweites episches Gedicht: Bliomberis, und dann 1792 zu Wien sein Numa Pompilius nach Florian in zwei Theilen folgte. Endlich sammelte er seine vielen Gelegenheitsgedichte, und gab sie mit noch andern, in der Zwischenzeit verfaßten Gedichten und Uebersetzung im Jahr 1794 zu Wien unter dem Titel: Alxingers neueste Gedichte, heraus. Seine beiden epischen Gedichte sah er immer als diejenigen Werke an, durch die er seinen Dichternamen gegründet zu haben glaubte. Er wandte daher auf die Verbesserung, ja man darf sagen, gänzliche Umbildung seines Doolin von Mainz eine so unermüdete Sorgfalt, daß er ihn wohl 16mal durchfeilte, und seine verbessernde Hand noch in den letzten Tagen seines Lebens nicht davon abzog. Sein letzter Wunsch auf dem Krankenbette war, dieselbe Sorgfalt auf den Bliomberis und eine Auswahl seiner kleinern Gedichte wenden zu können, die er sich bereits aufgezeichnet hatte, und die er sämmtlich in einem Bande herauszugeben gedachte. Im Manuscripte hinterließ er nichts, als eine treffliche Nachahmung der ächten Satyre Juvenals.

Im Jahr 1793 unternahm Alxinger die Herausgabe der Oestreichischen Monatsschrift, zu welchem Journale nachher noch vier seiner Freunde Schreyvogel, von Ehrenberg, Leon und von Schwandner als Mitherausgeber beitraten. Der Endzweck dieser Zeitschrift war, bei den politischen Er-

eignissen in Frankreich nicht nur den Geist des Publikums zum wahren Interesse für seinen Landesfürsten und sein Vaterland anzueifern, sondern auch im Fache der deutschen Literatur und des Theaters in seiner Vaterstadt den bessern Geschmack auszubreiten. Obschon diese patriotischen Gesinnungen auf jedem Blatte dieser Monatsschrift deutlich genug hervorleuchteten, so wurden dennoch seine und seiner Freunde Bemühungen von arglistigen Gegnern geflissentlich mißverstanden, und dieses Journal mußte, als ein dem Staat verdächtiges Produkt, mit der ersten Hälfte des zweiten Jahrganges aufhören. Als Sekretair bei der Direktion des K. K. Hoftheaters, war Alxinger seit seiner Anstellung im Jahre 1794 unermüdet thätig, und fuhr darin fort, bis am 1sten May 1797 ein Nervenfieber seinem Leben ein Ende machte.

Alxinger besaß alle die Kenntnisse, zu denen der Name eines Gelehrten berechtigt. Seine Belesenheit in römischen und griechischen Klassikern war so groß, daß man nur einen Vers oder den Anfang einer Periode angeben durfte, um ihn sogleich den Verfasser, das Buch und oft sogar die Seite seiner Handausgabe nennen, und die längsten poetischen und prosaischen Stellen herdeklamiren zu hören. Homer und Virgil waren besonders seine Lieblinge. Den letztern wußte er beinahe ganz auswendig. Er war nicht minder vertraut mit allen klassischen Werken der Franzosen, Italiäner und Engländer. Seine Muttersprache hatte er aber in solchem Grade inne, daß er nicht allein bei vorgelesenen Aufsätzen jede Unrichtigkeit im Reime und im Ausdrucke auf der Stelle rügte, sondern auch im freundschaftlichen Umgange jeden Sprachfehler anzeigte, und

aus seinem Liebling Adelung den Beweis führte. Gegen seine eigenen Arbeiten verfuhr er hierin mit einer Strenge, die bis zur Uebertreibung gieng. In dieser Rücksicht war er auch das allgemeine Orakel seiner literarischen Freunde. Er stand fast mit allen inländischen Gelehrten in einer genauen Verbindung. Unter den Gelehrten des Auslandes waren Wieland, Geßner, Uz, Ramler, Gleim, Göckingk, Nicolai in Berlin und der Dichter Nicolay in Petersburg, Adelung, Hayne, Biester u. m. a., die ihm ihre Achtung für sein Talent in freundschaftlichen Zuschriften bezeugten. Er war ein Mitglied der deutschen Gesellschaft in Mannheim, und seit dem Jahr 1781 Mitarbeiter in der allgem. Literaturzeitung in Jena.

In der Freundschaft war Alxinger ein Enthusiast, konnte leicht aufgebracht, aber sogleich wieder besänftigt werden. Sein glückliches, immer jovialisches Naturell machte ihn zum angenehmsten Gesellschafter; daher er überall beliebt und willkommen war. Die Munterkeit seiner Laune verließ ihn erst bei seiner gänzlichen Entkräftung auf dem Krankenbette. Schade, daß er der Festigkeit seines Körpers zu sehr vertraute, und im Genuß des Lebens nicht immer Maaß und Ziel hielt! Für Arme und Nothleidende war er gefühlvoll: er übte manche Wohlthat im Stillen, wobei die Dankbarkeit umsonst auf ihren Urheber rieth. Noch wenige Tage vor seinem Tode zeigte er sich in einem Briefe an einen Freund als den edelsten Staatsbürger; und doch konnte man bisweilen die Lauterkeit der Gesinnungen eines Mannes anschwärzen, der sie durch so viele patriotische Gesänge an den Tag legte.

Joseph Addison.

Großbrittannischer Staatssekretair.

Keinem, der mit der neuern schönen Literatur der Engländer nur irgend bekannt ist, kann der große und verdienstvolle Antheil fremd seyn, den Addison an ihrer Verfeinerung, und vorzüglich an der Ausbildung der prosaischen Schreibart hatte. Er wirkte aber nicht blos auf sein Vaterland, sondern mittelbar auch auf Deutschland und andere europäische Länder, und noch immer verdienen seine Schriften in den Händen aller derer zu seyn, die eine geistreiche und geschmackvolle Unterhaltung lieben. Was er schrieb, widersteht dem Strome der Zeit, der so vieles mit sich fortreißt.

Schon sein Vater Lancelot Addison, der 1703 als Archidiakonus zu Conventry starb, war ein gelehrter Mann, der sich durch mehrere historische und theologische Schriften vortheilhaft bekannt machte. Diesem wurde am ersten May des Jahres 1672 zu Milston sein in der Folge so berühmter Sohn Joseph geboren. Man hielt es für nöthig, mit der Taufe des Kindes zu eilen, weil man an seinem Leben verzweifelte. Indessen erholte er sich, übertraf schon im Knabenalter die Erwartungen seiner Lehrer, und erhielt bereits im 17ten Jahre wegen seiner Geschicklichkeit eine halbe Kollegiatur im Magdalenen-Kollegium zu Oxford. Von Ju-

gend auf widmete er sich dem Studium der klassischen Schriftsteller, die seinen Geschmack und seinen Styl bildeten, und in dem Alter, wo Knaben gewöhnlich erst anfangen, ihre Muttersprache richtig schreiben zu lernen, hatte er sich schon eine elegante lateinische Schreibart zu eigen gemacht. Dieß beweisen die lateinischen Gedichte, die er im Jünglingsalter schrieb, und die von seinen Lehrern, als seltene Phänomene in ihrer Art, zum Druck befördert wurden. Jeder, der sich auf Schätzung des Talents verstand, war seines Lobes voll; nur Addison selbst dachte sehr mäßig von sich. Seine Geschicklichkeit wurde von nichts übertroffen, als von seiner Bescheidenheit. Er war 22 Jahr alt, als er die ersten Verse in seiner Muttersprache drucken ließ, die schon so korrekt und vollendet waren, als alles, was er hernach herausgab.

Eine geistliche Bedienung, zu der sich der Jüngling in seinen akademischen Jahren vorbereiten sollte, war nicht das Ziel, das er zu erreichen strebte. Vermuthlich aus Ehrerbietung gegen seinen Vater trieb er zwar einige Zeit die theologischen Studien; da ihn aber eine zu weit getriebene Bescheidenheit an seinen Fähigkeiten zweifeln ließ, so änderte er seinen Entschluß. Er wünschte die Welt zu sehen, und glücklicher Weise erhielt er bald Mittel, seine Reiselust zu befriedigen. Seine Muse, die von Zeit zu Zeit in meisterhaften Gesängen erschallte, erwarb ihm einen Gönner am Hofe, der ihm einen jährlichen Gnadengehalt von 300 Pfund verschaffte, und nun konnte er im Jahr 1699 eine Reise nach Italien antreten. Seine vornehmste Absicht dabei war, die Gegenden zu sehen, welche die großen Geister des Alterthums verewigt haben, um Originale und Abbildungen mit einander zu vergleichen. Er ließ seine Bemerkungen drucken, und auch das Ausland hat dieselben in Uebersetzungen mit Beifall gelesen.

Der

Der Tod König Wilhelms des Dritten im J. 1702, welcher die Einziehung seines Gnadengehalts zur Folge hatte, nöthigte ihn, in sein Vaterland zurückzukehren. Er lebte nun einige Zeit im Stillen, bis sein unsterbliches Gedicht auf den Sieg bei Höchstädt (The Campaign. London 1705. Fol.) aller Augen auf ihn wandte, und ihm die Stelle eines Kommissairs bei der Appellation verschaffte.

Weil damals Opern sehr beliebt waren, so wurde Addison von vielen Personen von Stand und Geschmack ermuntert, einen Versuch zu wagen, ob Verstand und Musik sich wirklich so wenig verbinden ließen, als einige Bewunderer der italiänischen Stücke behaupten wollten. Er gab endlich ihrem Verlangen nach, und schrieb die Oper Rosamunde, die von Clapton in sehr mittelmäßige Musik gesetzt wurde, und dadurch um so weniger geeignet war, dem herrschenden Geschmacke eine andere Wendung zu geben. Doctor Arne kompinirte sie lange nachher von neuem, aber auch mit der bessern Musik konnte sie sich nicht lange auf der Bühne erhalten. Die Poesie ist indeß nicht ohne Verdienst, und hat viel wahren lyrischen Schwung, ob es ihr gleich nicht an mancher von den Ungereimtheiten fehlt, die der Dichter selbst so streng bestrafte.

Die Lorbeern, die er als Operndichter nicht erlangen konnte, erwarb ihm seine berühmte Tragödie Cato. Er war noch sehr jung, als er dieses dramatische Stück zu bearbeiten anfieng; er schrieb es auf seinen Reisen. Als er wieder in England war, sah er es von neuem durch, ohne doch die Absicht zu haben, es auf die Bühne zu bringen. Allein einige seiner Freunde, welche glaubten, daß es zur Behauptung der Freiheit dienen würde, bewogen ihn, es für die Bühne fertig zu machen. Der Erfolg war der günstigste; jede Parthei gab dem Dichter ungetheilten Beifall, und der

Cato mußte 35 mal nach einander aufgeführt werden. Als das Stück gedruckt war, erklärten sich die besten Kenner für dasselbe mit eben dem Eifer, womit es das Parterre aufgenommen hatte. Zehen Auflagen waren in wenig Jahren vergriffen, Italien, Frankreich und Deutschland trugen es in ihre Sprachen über, und die Jesuiten zu St. Omer veranstalteten eine lateinische Uebersetzung, welche in ihren Schulen aufgeführt ward. Johnson hält dieses Trauerspiel für die edelste Frucht von Addisons Genie. Es ist übrigens mehr ein dialogisirtes Gedicht, als ein eigentliches Schauspiel, mehr eine Folge richtiger Gedanken in schöner Sprache, als eine Darstellung solcher Gefühle, die natürlich genug, oder im menschlichen Leben wahrscheinlich und geläufig genug wären. Das Stück hat sich daher in der Folge mehr in dem Beifalle der Leser, durch die treffliche Diktion, als der Zuschauer erhalten.

Im Jahr 1709 nahm der Marquis von Wharton, der zum Lord-Lieutenant von Irland ernannt wurde, Addison als seinen Sekretair mit sich in dieses Königreich. Auch diese neue Bestimmung zog ihn nicht von seiner Neigung ab, das Publikum durch die Erzeugnisse seiner Muse zu belehren und zu ergötzen. Er unterstützte seinen Freund Steele mit den trefflichsten Beiträgen zu seiner Wochenschrift, der Schwäzzer, und gemeinschaftlich mit ihm gab er (vom März 1711 an) den Zuschauer heraus, dieses Muster aller moralischen Wochenschriften, die vor und nachher erschienen sind. Die ganze Nation las dieses treffliche Blatt mit dem ungetheiltesten Beifall, und der Absatz war so beträchtlich, daß bisweilen an einem Tage 20,000 Blätter ausgegeben werden mußten. Addisons Aufsätze waren darin stets die vorzüglichsten. Man bewunderte an denselben die so unterhaltende Belehrung über die Sitten, Vorurtheile, Lebensarten, Er-

gößungen, Künste und Wissenschaften, kurz, über die mannigfaltigen Neigungen, Beschäftigungen und Bedürfnisse der Nation, oder vielmehr der Menschen überhaupt, die nicht in der Sprache eines Lehrers, sondern mit der Mine eines angenehmen Gesellschafters, vorgetragen wurden. Es verdiente daher allen Beifall, daß dieses treffliche Werk, mit Auslassung des temporellen, noch im J. 1782, in ein neues deutsches Gewand gekleidet wurde.

Addison nahm auch noch an einigen andern Wochenschriften Antheil, die auf den Zuschauer folgten, besonders an dem Aufseher, der in den Jahren 1713 und 14 erschien. Damals veranlaßten ihn die Zeitumstände, auf den politischen Kampfplatz zu treten. Er schrieb in der hannövrischen Successions-Sache für das Königliche Haus, und erhielt deswegen die Stelle eines Staatssekretairs. In seinen Nebenstunden wendete er den größten Fleiß auf ein Werk über die Religion, das zwar gedruckt und auch ins Deutsche übersetzt, aber vom Verfasser nicht vollendet worden ist. Er war ein aufrichtiger Verehrer der Religion Als er fühlte, daß sein Tod sich näherte, entließ er die Aerzte, und verlangte, daß ein junger Anverwandter zu ihm gerufen werden möchte. Dieser kam; Addison drückte ihm die Hand, und sagte: Sehen Sie, wie ruhig ein Christ sterben kann! Und wenige Augenblicke darauf verschied er, den 17ten Junius 1719, da er in das 44ste Jahr seines Alters gieng. Er hatte keinen Feind, außer denen, die es der Parthei wegen sein mußten; und selbst diese bezeugten nur gezwungen einigen Widerwillen; so sehr bewunderten sie seine Tugenden.

Ein scharfsinniger englischer Kritiker würdigt Addisons schriftstellerisches Verdienst treffend mit den Worten: „Von der höchsten Stufe einer kunstlosen anmuthigen, aber dabei nichts weniger als vernachläßigten Schreibart ist Addison, im Englischen, ohne Zwei-

sel, das vollkommenste Muster; und man kann daher diesen Schriftsteller, wenn er schon nicht durchaus von Mängeln frei ist, doch im Ganzen genommen, als das sicherste und zu den wenigsten Fehlern verleitende Ziel der Nachahmung des prosaischen Vortrages aufstellen. Addison ist im höchsten Grade deutlich und rein; er zeichnet sich zwar nicht durch einen vorzüglichen Grad von Bündigkeit und Bestimmtheit aus; aber er bleibt doch auch in dieser Rücksicht nur selten hinter dem Gegenstande zurück, von welchem er handelt. Der Bau seiner Redesätze ist leicht, anmuthig, meistentheils für das Ohr angenehm, und gefällt minder durch Stärke, als durch gefällige Ründung. Was den bildlichen Ausdruck betrifft, so ist er vorzüglich reich, besonders in Vergleichungen und Metaphern, welche immer so schicklich angebracht sind, daß die Schreibart dadurch keineswegs bunt und üppig wird. Sein Ausdruck verräth durchaus nichts Gesuchtes; man findet keine Spur vom mühsamen Bestreben; durchaus nichts Gezwungenes oder zu weit Hergeholtes; sondern allenthalben einen hohen Grad von Anmuth, mit einem hohen Grad von Leichtigkeit und Simplicität verbunden. Was ihn besonders unterscheidet, ist ein gewisses eigenthümliches Gepräge von Bescheidenheit und feinem Anstande, welches aus allen seinen Arbeiten hervorleuchtet. Kein Schriftsteller kann sich eines gefälligern populärern Vortrags rühmen. Was aber Addison noch mehr empfiehlt, ist die unverkennbare Achtung, welche er allenthalben für Religion und Rechtschaffenheit äußert. Wenn ihm ja etwas gebricht, so ist es ein höherer Grad von Stärke und Präcision; wenigstens würde seine Schreibart, wenn sie schon zu solchen Aufsätzen, wie der Zuschauer enthält, vollkommen paßte, für Arbeiten von einer höhern und kunstmäßigern Gattung nicht als ein schickliches Muster können empfohlen werden."

Horatio Walpole, Graf von Oxford.

Ehemaliges Mitglied des Londner Parlaments.

Ein Sohn des berühmten englischen Ministers Sir Robert Walpole, in mehrfacher Hinsicht ein merkwürdiger Mann. Er war im J. 1718 geboren, und verdankte seiner Mutter, deren Liebling er war, jene Verachtung der Hofluft, die er in der letzten Hälfte seines Lebens so deutlich äußerte. Einer seiner Jugendfreunde, den er auf der Schule zu Eton kennen lernte, war der Dichter Gray, mit dem er im Jahr 1739 eine Reise durch die mittäglichen Länder Europens antrat — aber nicht vollendete. Walpole nahm zuweilen gegen seinen ärmern, und darum abhängigern Reisegefährten eine vornehme Miene an. Gray war schon damals ein melancholischer Schwärmer, Walpole stets aufgeräumt und witzig, daher trennten sie sich zu Reggio im untersten Italien, und jeder reiste auf einem besondern Wege ins Vaterland zurück. Walpole erkannte in der Folge sein Unrecht, söhnte sich mit seinem Freunde wieder aus, und ehrte das Andenken desselben durch eine Prachtausgabe seiner Gedichte, die (1757 in Fol.) in seiner eigenen Druckerey erschien.

Im Jahr 1741 trat er seine poetische Laufbahn an, und ward bis 1761 zu vier verschiedenen malen Mit-

glied des Unterhauses. Aber nun beschloß er auch alle Theilnahme an politischen Geschäften völlig aufzugeben. Ohne einen Widerspruch zu erfahren, konnte er sich bei seinem Abtritte öffentlich auf die unbestechliche Festigkeit berufen, womit er seinen Sitz im Unterhause behauptet hatte.

In der Abgezogenheit, in der er von nun an lebte, widmete er sich ganz seinen literarischen Lieblingsbeschäftigungen. Die erste Frucht seiner Muße, war eine Schrift, die er unter dem Titel: Aedes Walpolianae drucken ließ. Sie enthält eine Beschreibung der Merkwürdigkeiten, und besonders der Gemählde, die sich damals im Walpolischen Familiensitze zu Haughton, in Norfolk befanden, später aber zur Tilgung der darauf haftenden Schulden an die Kaiserin von Rußland verkauft wurden. Ein politisches Pamphlet, das er in Beziehung auf die damaligen Staatsverhandlungen schrieb, mußte in 14 Tagen 5mal aufgelegt werden.

Walpole hatte im Jahr 1747 ein auf einer Anhöhe vor London sehr angenehm gelegenes Landhaus Strawberry-hill gekauft, das zu Ende des 17ten Jahrhunderts von einem Kutscher des Grafen von Bradford erbaut, dann aber von einer Reihe schöner Geister, Colley, Cibber, dem Bischof von Durham und zuletzt noch vom Lord Sackville bewohnt, und so gleichsam schon klassischer Boden geworden war. Walpole gab ihm mit aller ersinnlichen Kunst das Ansehen eines gothischen Hauses, und brachte mit diesem kostbaren Schnörkelwerke volle 23 Jahre (von 1758—1776) zu, brachte es aber auch eben dadurch zu einer solchen Vollkommenheit in diesem fantastischen Bau, daß Strawberry-hill zu den größten Sehenswürdigkeiten in und

um London gerechnet, und auf besondere Erlaubnißscheine vom May bis Oktober täglich nur von einer Parthie, die nicht stärker, als vier Personen seyn durfte, in den Mittagsstunden gesehen wurde. Seit Walpole's Tode ist dieser Sitz dadurch noch merkwürdiger geworden, daß durch sein Testament alle seine Briefschaften und Handschriften aus seinen andern Wohnungen als unveräußerliches Hauseigenthum dahin gebracht, und 2000 Pfund dazu legirt worden sind, dieß alles auf immer in dem Zustande zu erhalten, wie es Walpole bei seinem Absterben verlassen hat. Für Verzierungskunst und die Geschichte des Geschmacks kann nichts lehrreicheres gefunden werden, als ein besonderer raisonnirender Katalog von allen Kunstwerken und Meubeln dieser Villa, den Walpole (1774) zum Andenken für seine Freunde nach seinem Tode in seiner Druckerey drucken ließ. Es befinden sich dabei vierzehen Kupferstiche von Godfrey, nach Zeichnungen von Marlow und Pars. Da aber im ganzen nur 100 Exemplare in kleinerem, und 6 in größerem Format davon abgezogen worden sind, so gehört ein solcher Katalog zu den größten Seltenheiten, und ist für Geld gar nicht zu bekommen.

In dieser Villa errichtete Walpole schon im J. 1757 eine eigene Buchdruckerey, auf welche er einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte wandte, indem ein dort gedrucktes Buch von ihm selbst nie für Geld verkauft, sondern alles verschenkt wurde. Er war so glücklich, einen geschickten Buchdrucker, Thomas Kirkgate zu finden, der ihm 47 Jahre lang treulich diente, und zur Celebrität der Walpoleschen Autorschaft redlich beitrug, bei Walpole's Tode aber doch

nur ein Vermächtniß von 100 Pfund erhielt, ohngeachtet in seinem 22 Bogen langen Testamente mehr als 50,000 Pfund in Vermächtnissen vertheilt worden sind.

Eines der ersten Produkte dieser Presse war im J. 1759 eine schöne Quartausgabe des Lucan, wovon nur 300 Exemplare gedruckt wurden, herausgegeben von Cumberland, und so selten, daß ein Exemplar noch bei Walpoles Leben in England selbst mit 7 Pfund bezahlt wurde. Das erste wichtige Werk aus des leztern eigenen Feder war ein Catalogue of the royal and noble Authors of England, wobei es auf eine vollständige Angabe aller englischen Fürsten und Pairs sowohl, die Autoren gewesen, als ihrer Schriften, selbst die kleinsten Flugblätter nicht ausgenommen, angesehen war. Das Werk ist voll gelehrter Forschungen, und in einem witzigen und muntern Style abgefaßt. Im Jahr 1758 edirte und druckte er eine Sammlung seiner kleinen Aufsätze (Fugitive pieces) wovon 200 Exemplare abgedruckt wurden. Dergleichen kleinere Aufsätze hatte er früher viele geschrieben, und unter andern dem berühmten Herausgeber der Welt (eine Wochenschrift von Moore) mehrere noch jezt sehr hervorstechende Beiträge mitgetheilt. In einer besondern Schrift suchte er zu beweisen, daß König Richard der Dritte bei weitem nicht der scheusliche Unhold gewesen sey, wie ihn die Engländer in Shakspear's Dichtung und Garrick's Darstellung zu finden pflegten. Man bewunderte den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, womit Walpole den Advocaten des Teufels machte, widerlegte ihn aber von mehreren Seiten und zeigte besonders, daß sein Hauptbeweis von einer alten Urkunde durchaus unstatthaft sey. Größern Beifall

fand sein wichtiges Werk über die Mahlerey in England (Anecdotes of painting in England) das mehrmals gedruckt und auch zum Theil ins Französische und Teutsche übersetzt worden ist.

Walpoles gewandter Geist wußte sich in verschiedenen Fächern der Literatur mit Leichtigkeit zu orientiren. Unter andern schrieb er einen mit Schreckbildern aller Art angefüllten Roman, die Burg von Otranto, das große Urbild aller Geister- und Gespenster-Romane, die seitdem England überschwemmt haben. Die prächtigste Ausgabe dieses oft gedruckten Romans hat Bodoni zu Parma (1791 in gr. 4.) gedruckt, wobei sich auch ein Prospect des Schlosses von Otranto in seinen jetzigen Ruinen befindet. Auf dieses Werk ließ Walpole ein Trauerspiel voll Graus und Entsetzen (the misterious mother 1788) folgen, wovon er selbst nur 50 Exemplare austheilte, aber nicht verhindern konnte, daß zu Dublin 1791 ein Nachdruck davon gemacht wurde. Man glaubt, er habe die Hauptrolle darin für die bekannte Schauspielerin Mrs. Pritchard bestimmt. Allein es hat wegen der gehäuften Schreckensscenen nie aufgeführt werden können.

Witz und ein allumfassendes, selbst in seinem hohen Alter noch sehr starkes Gedächtniß war die glänzendste Seite dieses, als Mensch und Schriftsteller, sonderbaren Mannes. Mit ihm ist eine lebendige Bibliothek der Anekdote und brittischen Literatur verloren gegangen, zu deren Behuf er in einem Nebengebäude zu Strawberry-Hill alles bis auf die kleinsten Pamphlets aufgesammelt hatte, was seit Georgs des Ersten Regierungsantritt in England gedruckt worden war. Er konnte daher äußerst unterhaltend und unerschöpflich

in Erzählungen seyn, und die Läster-Chronik aller Höfe und großer Stadte Europas war ihm, dem ältesten Junggesellen in Großbritannien, so geläufig, als einem vormaligen Polizey-Lieutenant in Paris die Liste der Freudenmädchen im Palais-Royal.

Walpole war nie verheyrathet, man müßte denn die Gicht für seine Lebens- und Bettgefährtin erklären wollen, die ihm 50 Jahre lang so unabläßig zusetzte, daß er zuletzt verkrüppelt und zu einem bloßen Skelet zusammengeschrumpft war, wobei er jedoch seine Geisteskräfte und muntere Laune fast bis zum letzten Hauche behielt. Erst in seinem 77sten Jahre wünschte er einer von den zwey Schwestern Berry — ihm galt es gleich, welcher? — seine Hand zu geben, um sie für ihre ihm bewiesene Freundschaft durch sein Vermögen zu belohnen. Allein beide schlugen dieß Anerbieten edelmüthig aus, erhielten aber dafür in einem Codicill seines zur Stärke eines Buchs angeschwollenen Testaments eine jede ein Legat von 4000 Pfund und alle noch ungedruckten Papiere und Handschriften, die sie für eine sehr beträchtliche Summe verkauften, nachdem ihr Wohlthäter am 2. März 1797, in einem Alter von 80 Jahren, gestorben war.

Die sämmtlichen Werke Walpole's, von ihm selbst zum Drucke geordnet, wurden nach seinem Tode, in fünf großen Quartbänden, mit 164 Kupferstichen prächtig gedruckt. Vieles in diesen Werken hat blos ein lokales und nationales Interesse; was aber den Geist des Mannes vorzüglich charakterisirt und allgemein gelesen zu werden verdient, hat A. W. Schlegel trefflich verdeutscht und unter dem Titel: Historische, literarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole 1800 herausgegeben. Eine interessante Lektüre für jeden, der den originellen, scharfsinnigen, witzigen und freimüthigen Britten näher kennen zu lernen wünscht.

James Macpherson.

Mitglied des Parlaments in London.

Alle Freunde der Dichtkunst kennen den Schottländer Macpherson als den Herausgeber der Gedichte Ossians, eines celtischen Barden im dritten Jahrhundert. Die Aechtheit dieser Gedichte ist freilich ein Punkt, über den sich die scharfsinnigsten englischen Kritiker bis jetzt noch nicht vereinigt haben, so viel auch seit einigen Decennien dafür und dawider gestritten worden ist. Erdichten konnte Macpherson diese altschottischen Poesien, die sich nur durch mündliche Ueberlieferungen fortpflanzten, unstreitig nicht, wohl aber ausglätten, und den Begriffen seines Zeitalters von einem epischen Gedichte anpassen. Wie viel er von den Seinen hinzugethan, ist nicht entschieden, aber keinem Zweifel unterworfen ist der hohe Werth dieser celtischen Bardengesänge, wegen ihrer edlen erhabenen Simplicität, wegen ihrer Neuheit und Mannigfaltigkeit an Bildern und Empfindungen, und wegen ihrer eindringlichen, naturvollen Schreibart. In jeder Hinsicht hat daher Macpherson wahres Verdienst.

Er stammte aus einer alten Familie in Nord-Schottland, die von den Catten ihren Ursprung nahm.

Geboren war er zu Ruthven in der Grafschaft Inverneß zu Ende des Jahres 1738. Schon früh zeigte er so gute Anlagen, daß man ihn zum Studiren bestimmte. Man schickte ihn daher nach Abendeen, und nachher nach Edinburg, wo er seine Studien endigte. Auf der Universität trat er als Dichter auf, man urtheilte aber von seinen ersten Versuchen, daß sie eben keine großen Hoffnungen erwecken. Er war für die Kirche bestimmt, scheint aber nie Ansprüche auf ein geistliches Amt gemacht zu haben. Eine Zeitlang war er Hofmeister. Als solcher überraschte er die Welt ganz unvermuthet im Jahr 1760 mit Fragmenten alter Dichtkunst (Fragments of ancient Poetry collected in the Highlands of Scotland and translated from the Gallic or Erse Language.) Diese Fragmente, die für ächte Ueberreste der alten schottischen Poesie erklärt wurden, gefielen anfangs allgemein; und einige sehr gültige Richter, unter andern Gray, lobten sie mit Wärme.

Der Enthusiasmus, mit dem man sich für diese alten Volkspoesien interessirte, blieb nicht unthätig. Das Gerücht, daß noch andere Proben aufzufinden seyn dürften, veranlaßte eine Subscription, um den Verfasser in den Stand zu setzen, seine Hofmeisterstelle aufzugeben, und eine Reise in die Hochländer zu unternehmen, um diese Reste zu sichern. Er übernahm das Geschäft, edirte in den folgenden Jahren mehrere einzelne Stücke, und im Jahr 1765 erschien endlich eine vollständige Sammlung der Werke des celtischen Barden (Works of Ossian the Son of Fingal translated. 2 Vol. 8.) Nun erhob sich aber ein gewaltiger Hader unter den Engländern und Schotten über die

Aechtheit dieser ersischen, gallischen oder caledonischen Bardenlieder. Macpherson sollte sagen, woher er jede einzelne Stücke bekommen hätte. Die Irländer mischten sich auch in den Streit und wollten den Barden sich vindiciren. Macpherson legte zu seiner Rechtfertigung einige ersische Mannscripte bei seinem Buchhändler in London nieder, die doch niemand verstehen noch prüfen konnte. Der Streit wurde auf beiden Seiten sehr lebhaft geführt. Johnson mischte sich unter die Gegner und schwang seine breite Lanze; er fand auf einer Reise durch die Hochlande nichts, weil er nichts finden wollte; denn offenbar war er von Vorurtheil gegen die Schotten verblendet. Mit Nachdruck suchte Macpherson die Angriffe seiner Gegner abzuwehren, aber es gelang ihm nicht ganz, und diese langwierige Fehde verursachte ihm unstreitig viele trübe Stunden. Wie genau er übrigens die Sitten der Caledonier in seinem eigenen Vaterlande studirt hatte, bewies er durch eine schöne kritische Abhandlung, (Dissertation on the origin, antiquities, language, government, manners and religion of the ancient Caledonians, Picts and the British and Irish Scots. Lond. 1768. 4.) Und mit diesen Kenntnissen vereinigte er alle übrige Eigenschaften, die zur Wiederbelebung so alter Lieder gehörten, und die so schön in Schillers Horen (1795. 10s St. S. 93. ff.) auch unter uns gewürdigt worden sind.

Deutschland nahm an den Streitigkeiten über die Aechtheit der Ossianischen Gedichte weit weniger Antheil, als an den Poesien des Barden selbst. Die Gedichte, die man uns unter Ossians Namen vorlegte, fanden bei uns zur Zeit ihrer ersten Erscheinung mehr

enthusiastische Bewunderer, als sonst irgendwo, Schottland selbst nicht ausgenommen, und so fanden die, bald darauf von einigen englischen Kritikern erregten Zweifel gegen ihre Authenticität wenig Eingang und Aufmerksamkeit. Man nahm ihr hohes Alter ungeprüft und unerwiesen für wahr an, weil man es wünschte. Bis jetzt sind die Einwürfe, die man Macpherson und seinen Anhängern gemacht hat, keineswegs auf eine befriedigende Weise von ihnen gehoben worden. Die Leidenschaft, der Nationalstolz, und der Nationalhaß, der bei diesem Streit unter den englischen, schottischen und irländischen Gelehrten sich einmischte, hatte viele wesentliche Punkte mehr ins Dunkel als ins Helle gesetzt, allein so viel scheint das Wahrscheinlichste zu seyn, daß Macpherson allerdings einzelne kleine Gedichte und Fragmente zum Grunde gelegt, in der Zusammensetzung und Behandlung derselben aber so frey verfahren sey, daß er nichts weniger als eine treue und eigentliche Uebersetzung alter ersischer Werke, als vielmehr Gedichte im Geist und Geschmacke Ossians, mit eingewebten einzelnen Fragmenten, die aus Ossians Zeitalter sich erhalten, geliefert habe.

Nach der Bekanntmachung des Gedichts Temora begleitete Macpherson im Jahr 1764 den Gouverneur Johnston als Secretair nach Pensucola in Westflorida, wo er viel zur Einrichtung der bürgerlichen Regierung beitrug; trennte sich aber von ihm vor der Rückreise, und besuchte dann einige westindische Inseln und nordamerikanische Provinzen. Im Jahre 1766 kam er nach England zurück, und legte sich wieder auf seine Studien. Ihm verdanken die Engländer die unverkünstelte, der geschminkten popischen Muse weit vor-

zuziehende, prosaische Uebersetzung der Iliade (Translation of the Iliad of Homer 1773), die der berühmte Arzt John Eliot so hoch schätzte, daß er sie selbst bei allen seinen Krankenbesuchen mit sich in der Tasche herumtrug. Späterhin trat er als Geschichtschreiber von Schottland auf. Seiner Einleitung in die Geschichte von Großbritanien und Irland (Introduction to the History of great-Britain and Ireland 1771) und den Berichtigungen dazu (Remarks on the Introduction etc. 1772), folgte 1775 das Hauptwerk (History of great-Britain from the Restoration to the accession of the House of Hannover. 2 Vol. 4.) nebst 2 Bänden Urkunden. Diese letztern sind höchst wichtig und meist alle ganz neu, besonders die im ersten Band mitgetheilten Memoires, die Jakob der Zweite mit eigner Hand über seine Schicksale niedergeschrieben hatte. Die Engländer werfen dieser Geschichte große Partheylichkeit vor; allein sie sind meist selbst zu partheyisch, um ganz unpartheyisch urtheilen zu können.

In Macphersons Leben war die letzte Periode, da er sich als Staatsmann zeigte, unstreitig die glänzendste, aber schwerlich dürfte man sie für die rühmlichste halten. Die Widersetzlichkeit der amerikanischen Kolonien erforderte einen Schriftsteller, der im Stande war, die Gründe der Amerikaner zu bestreiten, und den Beweggründen zu dem Verfahren der Regierung gegen sie Kraft und Stärke zu geben. Die Wahl fiel auf Macpherson, und er ließ sich bereitwillig finden, in mehrern Schriften die gewaltsamsten Maaßregeln des damaligen Ministeriums zu rechtfertigen. Für seine treuen Dienste erhielt er vom Lord North eine Pension

von 700 Pfund jährlich, und war von 1780 an im Parlamente, stets auf Seiten der Minister. Dieß brachte ihm mehr ein, als alle seine schriftstellerischen Arbeiten. Denn nun erhielt er auch noch den einträglichen Posten eines Agenten des Nabobs von Arcot in London, und behielt diese fette Pfründe bis an seinen Tod. In verschiedenen Schriften zeigte er sich als Vertheidiger seines Klienten, aber man erinnert sich nicht, daß er als Redner im Parlament aufgetreten wäre.

Einige Jahre vor seinem Tode fieng seine Gesundheit an zu wanken; er kehrte daher in die Gegend zurück, aus der er gebürtig war, weil er von der Veränderung der Luft vortheilhaften Einfluß erwartete; aber vergebens; er wurde immer schwächer, und starb auf seinem Landsitze zu Bellevue in Inverneß am 17. Febr. 1796. Er scheint sehr reich gestorben zu seyn; in seinem Testamente vermachte er verschiedenen Personen beträchtliche Legate. Auch hinterließ er 1000 Pfund zu einer Ausgabe des Ossian im Original, und 3000 Pfund zur Errichtung eines Monuments zu seinem Andenken auf einer erhabenen Stelle bei Bellevue. Seinem Wunsche gemäß wurde seine Leiche aus Schottland nach London gebracht, und in der Westmünster-Abtei beerdigt, nicht weit von der Büste und von der Gedächtnißtafel seines Freundes Goldsmith, dem er auf seine eigene Kosten dieß Denkmal gestiftet, und die Inschrift darauf auch selbst verfertigt hatte.

Prosper

Prosper Jolyot de Crebillon.

Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris.

Die bessere Epoche des französischen Trauerspiels beginnt um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, mit Corneille, dem die Franzosen gewöhnlich den Beinamen des Großen geben. Wenn gleich die Bewunderung im Ganzen oft blind und übertrieben war, deren er von jeher bei seiner Nation genoß, so hat sie doch unstreitig in mehr als einer Rücksicht Ursache, auf diesen Dichter stolz zu seyn, und sie verdankt ihm fast die ganze bessere Ausbildung ihrer tragischen Dichtkunst. Würde und Adel der Gesinnungen, ächtes Pathos in den Situationen, eine gewisse durchgängige Feierlichkeit in der Darstellung der Handlungen und Empfindungen, ein oft mehr epischer als tragischer Schwung des Ausdrucks, waren ihm vorzüglich eigen. In seine Fußstapfen trat bald Racine. Dieser besaß einen überaus feinen Geschmack, und ein sehr zartes dichterisches Gefühl; daher war er im Ausdrucke sanfter und rührender Empfindungen vornemlich glücklich. Auch blieb er überall der Natur mehr getreu, als sein ihm in mancher andern Hinsicht überlegener tragischer Nebenbuhler Corneille, den man so oft, und nicht immer gerecht genug, mit

ihm in Parallele gesetzt hat. An diese beiden großen Tragiker des 17ten Jahrhunderts schließt sich im Anfang des 18ten Jahrhunderts Crebillon an, der zwar bei jeder Vergleichung mit Corneille und Racine sehr verliert, aber doch die französische Bühne mit mehreren Stücken bereichert hat, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern.

Er wurde am 13. Januar 1674 zu Dijon geboren. Sein Vater, der daselbst ein öffentliches Amt bekleidete, hielt ihn mehr zum Actenlesen und Rechnungsführen, als zu den schönen Künsten an. Im Jünglingsalter schickte er ihn nach Paris zu einem gewissen Prokurator, Namens Prieur, damit er sich ein wenig in der Praxis üben möchte: aber dieß war seine Sache am wenigsten: nur selten sah er seinen Anwald, lebte auf einem ziemlich freien Fuße, und folgte seinem Hange zu Lustbarkeiten. Da Prieur sah, daß der junge Mensch auf immer zum Advocaten verdorben sey, so rieth er ihm selbst, für die Bühne zu arbeiten. Nach einigem Widerstreben folgte Crebillon diesem Rathe, brachte zuerst den Idomeneus, und nicht lange darauf seinen Atreus aufs Theater, und hatte die Freude, sich durch einen lohnenden Beifall ermuntert zu sehen. Prieur war eben krank, als der Atreus zum erstenmal aufgeführt wurde. Er ließ sich ins Theater tragen, und umarmte nach der Vorstellung den Dichter mit den Worten: „Ich sterbe zufrieden, denn ich habe dich dem Theater zugeführt, und ich hinterlasse der Nation einen Mann."

Mit ganz andern Augen sah die Sache der Vater an. Er war nicht wenig darüber aufgebracht, daß sein Sohn eine Laufbahn verlassen hatte, die weit eher zu

einem dauerhaften Glück führt, als die leidige Poesie; und da der junge Crebillon sich so weit vergaß, daß er gegen des Vaters Willen ein Ehebündniß schloß, so brachte es seine Stiefmutter so weit, daß er enterbt wurde. Doch in der Nähe des Todes reute den Vater sein rascher Entschluß, und er setzte seinen Sohn wieder in die ehemaligen Rechte ein. Das half dem letztern aber nicht viel, denn die väterliche Hinterlassenschaft wurde größtentheils eine Beute der Gläubiger, und so lebte Crebillon bei allen Lobsprüchen, die er einerndtete, geraume Zeit in Mangel und Dürftigkeit. Er zog sich aus der Gesellschaft, so viel möglich zurück, und wählte den erhabenen Wahlspruch: Erwarte von niemand nichts, als von dir selbst! — Doch wars nicht gerade üble Laune, die ihn zu diesem Entschlusse bewog; Liebe zur Unabhängigkeit trug viel dazu bei. Denn wie lebt man freier, als je weniger Verbindungen man hat? — So ungerecht die Menschheit gegen ihn handelte, daß einst sogar ein Gläubiger sich eines Produktes seines Geistes bemächtigen wollte, rieth er doch einem jungen Menschen von der Satyre ab, in der er glückliche Proben gegeben hatte.

Erst im Jahr 1731 war das Schicksal gegen ihn gerecht. Er erhielt eine Stelle in der Königl. Akademie der Wissenschaften, und wurde einige Jahre nachher Censor bei der Polizey. Gegen das Ende seines Lebens wurden ihm auch noch andere Belohnungen seiner dichterischen Talente zu Theil. Auch im Alter waren die Musen seine liebste Erholung, und noch im 81sten Jahre brachte er ein neues Trauerspiel aufs Theater. Er starb endlich als ein 88jähriger Greis, den 17ten Jun. 1762.

Crebillon arbeitet in seinen Trauerspielen *) vornemlich auf stärkere tragische Wirkung, auf Erregung des Schreckens und der Furcht; die französischen Kunstrichter pflegen ihn daher den Aeschylus ihrer Nation zu nennen, wie sie in Corneille einen Sophokles, und in Racine einen Euripides zu besitzen glauben. Auch gab man dem Crebillon daher den Beinamen des Schrecklichen, und fand in seinen Schauspielen zwar keine Feinheit der Empfindungen, keine Eleganz des Ausdrucks, keinen Wohlklang der Verse, keine überall korrekte Sprache; wohl aber große Züge des Genies, kühne und starke Gemählde, herzangreifende Situationen, eindrucksvolle Gedanken, und einen männlichen, erschütternden Ausdruck. Lange genoß dieser Dichter eines so ausschließenden Lobes, bis man allmählich anfieng, weniger Geschmack an seinen Werken zu finden, und das Unnatürliche, Uebertriebene und Schwülstige seiner Manier einzusehen. Das Prädicat des Schrecklichen kann ihm indeß nur in Rücksicht auf die Begriffe seiner Nation von den Grenzen des Tragischen, und von den engen Schranken des theatralischen Wohlstandes beigelegt werden. Und auch so verstanden, trifft es wohl nur auf sein Trauerspiel Atreus und Thyest zu; denn die übrigen haben nichts weniger, als den herrschenden

*) Es sind ihrer neun: Idomenée — Atrée et Thyeste — Electre — Rhadamisthe et Zenobie — Xerxés — Sémiramis — Pyrrhus — Catilina — le Triumvirat. Auch wird ihm ein Trauerspiel über den Tod Cromwell's, unter dem Titel: la Mort d'Agis, beigelegt, das aber nicht vollendet, auch nie aufgeführt, noch gedruckt ist.

Anstrich des Grausenvollen und Schrecklichen. Hie und da ist es freilich auch in seiner Electra, aber noch minder glücklich und wirksam angebracht. „Crebillon bedachte nicht", sagt Linguet, „daß das Schreckliche in diesem übertriebenen Grade nothwendig ins Abgeschmackte fallen mußte. Ein wüthender Grenadier, den Säbel in der Hand, ist allerdings furchtbar und schrecklich; wenn er aber, um noch größer zu werden, auf Stelzen einhergeht, wenn er, um noch grimmiger zu erscheinen, sein Gesicht mit einer bemahlten Maske bedeckt, so bleibt er nur noch ein Popanz für Kinder, und macht sich durch seine großen Schritte in den Augen vernünftiger Zuschauer nur desto lächerlicher."

Es wäre sowohl in Absicht auf den eigenen Ruhm des Dichters, als für die Welt zu wünschen gewesen, daß er mehr Fleiß auf die Ausbesserung seiner Stücke verwandt hätte, aber davor hatte er einen ordentlichen Abscheu, und alle seine Stücke, wenigstens die besten Scenen, sind dasjenige, was man die erste Hitze nennt. Niemals hat er einen Plan von seinen Tragödien niedergeschrieben, wenn man den Xerxes ausnimmt, der gewiß nicht eines seiner besten Stücke, auch nur von dieser Seite ist. Sein Genie litt durchaus keine Fessel; er brachte sogar seine Stücke niemals eher zu Papier, als bis er sie der Schaubühne überließ. Er hatte ein erstaunendes Gedächtniß, und nie vergaß er etwas, das er gelernt hatte. Unter seinen Trauerspielen ist übrigens Rhadamisth und Zenobie wohl das vorzüglichste an Plan, Ausführung und Interesse.

In seiner Lebensart war Crebillon ein Sonderling. Er schlief wenig, und wenn es geschah, so wählte er immer ein hartes Lager. Seine gewöhnliche Gesell-

schaft waren Hunde und Katzen, die ihm dankten, wenn er ihnen etwas gab, ihn nicht verachteten, wenn er fehlte, und uneingedenk der vorigen Wohlthaten, ihn nicht verleumdeten, wenn er etwan nicht alle ihre Wünsche und Grillen erfüllte. Es war ein komischer Anblick für den Fremden, der bei ihm eintrat, aus 20 bis 30 Nischen ums Kamin herum eben so viele Thiere neugierig hervorblicken zu sehen. Um den üblen Geruch zu vertreiben, den seine Gesellschafter verbreiteten, rauchte er beständig Taback. Wenn er krank war, so schrieb er sich seine Lebensordnung selbst vor, und spottete der Aerzte und ihrer Arzneien.

Crebillon hatte einen Sohn (Claude Prosper Jolyot de Crebillon, geb. zu Paris 1707, gest. 1777), der auch für das Schauspiel arbeitete, doch sind seine Romane bekannter, nicht allezeit zum Vortheile der Tugend. Ohne die Ueppigkeit und Sittenlosigkeit, welche das Gepräge derselben ausmacht, und die durch daran verschwendeten Witz noch anziehender und verführerischer wird, hätten seine Romane, die meistens morgenländische Scenen und feenmäßigen Stoff haben, schwerlich so viel Glück gemacht. Der jüngere Crebillon verstand sich indeß nicht recht auf wahren und dauernden Ruhm, nur Jugend und Leichtsinn können an so wollüstigen Bildern Gefallen finden, die, bei aller Kunst ihres blendenden Anstrichs, doch am Ende den Unwillen des männlichen Kenners erregen müssen, der kaum wird gestehen wollen, sie gelesen zu haben, und solch einen Mißbrauch des Witzes nothwendig verwerfen muß.

Georg Philipp Rugendas.

Bataillenmahler.

Alle Kenner vereinigen sich in dem Lobe dieses trefflichen Künstlers, dessen Gemählde die Gallerien der Großen zieren. Seine Vaterstadt Augsburg, wo er am 27. Nov. 1666 als der Sohn eines Uhrmachers geboren war, nährte die ersten Keime seines Genies, das ihn anfangs zur Kupferstecherey hinzog: allein ein fistelartiger Schaden an seiner rechten Hand beraubte ihn der zum Kupferstechen erforderlichen mechanischen Festigkeit, und so sah er sich genöthigt, von diesem Fache der Kunst ab- und zur Mahlerey überzugehen. Isaak Fisches, ein vorzüglicher Geschichtmahler, war sein Lehrer, dessen Unterricht er 5 Jahre lang genoß.

Sobald Rugendas im Stande war, seine Gedanken durch eigene Erfindungen auszudrücken, entschied sich seine Neigung für kriegerische Vorstellungen und Pferde; die Werke eines Bourguignon, Lemke und Tempesta waren seine Muster. Allein der Eifer, mit dem er der Kunst oblag, verdarb seine rechte Hand vollends, und nöthigte ihn, sich der linken zu bedienen, welches er mit seltener Geschicklichkeit that. Als er indessen in einem Alter von 22 Jahren seine erste Reise nach Wien machte, heilte seine kranke Hand durch Ausschiebung eines angesteckten Knochens von selbst, und er benutzte zwey Jahre lang den Aufenthalt in der deutschen Kaiserstadt zur ferneren Ausbildung seiner Talente.

Sein Fleiß und sein angenehmes Betragen verschafften ihm einen freien Zutritt bei den angesehensten Personen. Indessen sehnte er sich nach dem eigentlichen Vaterlande der Künste, und nachdem er 14 Monate in Venedig zugebracht hatte, gieng er nach Rom, wo er die alten Trümmer und die Antiken mit außerordentlichem Eifer nachzeichnete, die Akademien besuchte, und unter die Zahl der sogenannten Bande aufgenommen ward, mit der Benennung, alias Schild.

Um diese Zeit starb sein Vater, und dieß war Ursache, daß er im Jahr 1695 nach Augsburg zurück reiste. Da sein Name bereits aufs vortheilhafteste bekannt war, so hatte er anfangs vollauf zu thun, um alle Bestellungen zu befriedigen; allein Krankheiten und andere Leiden erschwerten ihm nach wenigen Jahren die Gewinnung der Nothwendigkeit zur Erhaltung einer Familie. Unrühmlich suchten die Gemähldeliebhaber den Verfall seiner Umstände dazu zu benutzen, daß sie sich durch Bedrückung und Unbilligkeit schlechte Preise verschafften. Dieß bewog unsern Künstler, Versuche in der Kupferstecherey zu machen, und so erschienen denn auch wirklich im Jahr 1698 im Verlag des Kunsthändlers Jeremias Wolf die ersten Blätter. In der Folge machte er sehr glückliche Versuche in der schwarzen Kunst, und die 8 Blatt Reuter und 4 Blatt Schlachten, welche er im Jahr 1700 in dieser Manier herausgab, werden mit Recht für Meisterstücke geachtet, die dem Künstler nicht allein lauten Beifall, sondern auch den gebührenden Lohn einbrachten. Wenn man seine Kupferstiche durchgeht, so findet man bald, daß nicht leicht eine Pferdestellung vorkommen kann, die er nicht nach der Natur studirt, mit mahlerischem Geist gezeich-

net und in seinen zahlreichen Werken angebracht hätte. In dieser Mannigfaltigkeit war er unerschöpflich, und seine Werke sind daher als ein wahres Lexikon für die Pferdezeichner anzusehen. Ihm war keine Stellung zu schwer, und mit sichtlicher Leichtigkeit und Fertigkeit wußte er, ohne die Korrektheit nur im mindesten zu verletzen, alle Schwierigkeiten der Prospektive zu überwinden, welche sich dem Zeichner bei den Ansichten gewandter, gestürzter, sich bäumender oder wälzender Pferde in den Weg stellen. Man sieht es aus allen seinen äußerst reichhaltigen Werken ganz klar, daß die Natur seine Lehrmeisterinn war: daß er nach ihr ein und dieselbe Pferdestellung in allen möglichen Ansichten und unter verschiedenen Beleuchtungen zeichnete; — daß er den größten Theil seiner Zeit auf den Exercierplätzen der Kavallerie, auf Schlachtfeldern, in Feldlagern und Belagerungen, auf Reitbahnen, Weideplätzen und in Stutereyen zubrachte, und da seine Portefeuillen mit den schätzbarsten Studien und Kunstprodukten bereicherte.

Rugendas sah bereits einer heitern, sorgenfreyen Zukunft entgegen, als der Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges nicht allein diese Hoffnung vereitelte, sondern ihn überdieß aller seiner Habseligkeiten beraubte. Als nemlich im Jahr 1703 Augsburg von den Franzosen und Baiern belagert, bombardirt und eingenommen wurde, so verlor er durch Einäscherung nicht allein sein nahe an den Festungswerken gelegenes Wohnhaus, sondern auch seine meisten Kunstschätze und sein übriges Vermögen. Indessen genoß er doch von diesen unglücklichen Vorfällen den Vortheil, daß er alle die kriegerischen Auftritte, Schlachten, Scharmützel, Aus- und Ueberfälle, die er bei seinen Gemählden bis

hieher blos aus seiner Phantasie nehmen mußte, nun auch wirklich in der Natur sehen, sie sorgfältig beobachten, und dann mit treuester Wahrheit und vielem Geschmack bei seinen nachherigen Arbeiten anbringen und anwenden konnte. Daher findet man, besonders in seinen Schlachten und andern Kriegsauftritten so viele der ausgesucht schweresten Stellungen in allen möglichen Ansichten, die durchgehends meisterhaft korrekt gezeichnet sind. Reiter und Pferde sind nach ihren verschiedenen Leidenschaften, in Wuth, Grimm, Bosheit, Furcht, Schrecken, Schmerzen und Todesangst mit so unübertrefflicher Wahrheit dargestellt, daß etwas Vollkommeneres in dieser Art nicht wohl verlangt, und noch weniger geleistet werden kann. Vorzüglich schön sind auf diesen kriegerischen Blättern die gestürzten, erschossenen, mit Schmerz und Todesquaal kämpfenden Pferde. Auch seine menschlichen Figuren sind in allen ihren mannigfaltigen Stellungen durchaus richtig und charakteristisch gezeichnet; doch dürfte sie der Vorwurf treffen, daß sie für ihre Länge immer zu schwach und zu mager geformt, und dabei meist in ein und demselben Alter vorgestellt sind.

Rugendas radirte Blätter sind von großem Werth, und für jeden Kenner und Künstler Gegenstände des Beifalls und der Achtung. Mit leichter, geistreicher und dabei kräftiger Nadel, die nur der geübten Hand des großen Zeichners eigen ist, bearbeitete er seine wohlgeordneten und äußerst korrekt gezeichneten Darstellungen, und in allen seinen Figuren ist Leben, Wahrheit und Natur.

Im Jahr 1710 wurde zu Augsburg eine Akademie errichtet, und Rugendas, evangelischer Seits, zu

deren Direktor ernannt. Um diese Zeit waren so wenige Kunstkenner und Liebhaber in Deutschland, daß er fast 50 Stücke seiner schönsten Gemählde um einen dürftigen Preis nach Paris verkaufen mußte. Da seine Familie immer zahlreicher wurde, und die Bedürfnisse derselben zunahmen, so sah er sich gezwungen, von neuem zur schwarzen Kunst seine Zuflucht zu nehmen. Er verfertigte nun in sehr großen Queerfolioblättern viele Jagd-, Reitschul-, Bataillen- und andere kriegerische Stücke, zusammen ungefehr 70 Blätter. Diese fanden großen Beifall und wurden begierig gekauft: aber leider dauerte auch dieses nur eine Zeit lang, und der Künstler kam in neue Verlegenheiten. Nach einer 20jährigen Rast beseelte ihn, im Jahr 1735, da die Abnahme seiner zur Bearbeitung des Kupfers erforderlichen Kräfte sehr fühlbar wurde, ein neuer Eifer für die Mahlerey, und noch einmal versuchte er an der Staffeley sein Heil. Das Mißglücken seiner ersten Versuche machte ihn so muthlos, daß er die Pinsel zum Fenster hinaus warf, und nur erst in der Folge neues Vertrauen zu sich selbst zu fassen anfieng. Nun mahlte er aufs neue mit verjüngtem Eifer, wurde aber nur zu oft durch seine Hochjährigkeit und seine, von wiederholten Anwandlungen entkräftender Schlagflüsse sehr geschwächte Gesundheit unterbrochen. Sein Ziel war erreicht, und nach einer viertägigen Bettlägerigkeit, starb er am 10. May 1742.

Es giebt wenige Künstler, die der Nachwelt eine so große Anzahl der schönsten Gemählde, und dabei auch noch eine nicht minder große Suite eigenhändig radirter und zum Theil ungewöhnlich großer Schwarzkunstblätter hinterlassen haben, als Rugendas. Seine Gemählde machen nicht blos einen plötzlichen Eindruck, sondern sie gefallen immer. „Durch das schöne Ideal der Pferde", sagt Chodowiecky, „sind sie allen andern Bataillenstücken vorzuziehen. Ob sie gleich nicht

mit dem übertriebenen Fleiße des Wowermanns ausgeführt sind, so haben sie doch desto mehr Geist und Leben im Ausdrucke und in den Handlungen der Menschen und Pferde. Hätte Rugendas die Unterstüzzung genossen, die in Deutschland so selten ist, so wäre er der erste Künstler in seiner Art geworden." Seine zahlreichen Schwarzkunstblätter sind durchaus äußerst gehaltreich, und verdienen eine weit größere Achtung, als man ihnen gewöhnlich erweist. Auf ihnen allen ruht der Geist ihres Meisters. Freilich hatte man es damals in der Schwarzen-Kunst-Manier noch nicht zu der hohen Vollkommenheit gebracht, zu der die Künstler der heutigen Welt, besonders die Engländer, es gebracht haben; aber dieß entzieht Rugendas Blättern nicht das Geringste von ihrem großen Verdienst. Kann ein gerechter Tadel seine Schwarz-Kunstarbeiten treffen, so ist es wohl der, daß er zu schwarze Gründe anbrachte, und durch dieselben die beleuchteten Hauptfiguren zu sehr herausschnitt. Eine vorzügliche starke Anzahl seiner Gemählde befindet sich in der Herzoglich-Braunschweigischen Gallerie zu Salzdalen.

Rugendas ältester Sohn, gleiches Vornamens, erbte nicht wenig von dem Geiste seines Vaters, von dem er lernte. Er hat nicht nur Thierstücke glücklich gemahlt, sondern auch sehr große Feld- und Lagerstücke von ungemein starker Zusammensetzung entworfen, woraus ein nicht gemeines Genie hervorleuchtet. Er starb im Jahr 1774, und ein zweiter Sohn, Christian, hat sich ebenfalls in der schwarzen Kunst als ein würdiger Sohn und Schüler seines Vaters gezeigt. Viele Gemählde und Zeichnungen desselben hat er auf eine schöne und ihm eigene Weise, mit braunem Grunde und weissen Blicken herausgegeben. Er starb im Jahr 1781.

Lorenz Natter.

Steinschneider.

Bewundernswürdig war der Fleiß und die Geschicklichkeit der Alten, in Edelsteinen mancherlei schöne und nützliche Dinge zu bilden. Dieß erkennt man sowohl aus ihren Schriften, als aus den Stücken selbst, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Alle Kenner stimmen deswegen darin überein, den Griechen und Römern gebühre in dieser Kunst der Vorzug, und jeder, der sich darin auszeichnen wolle, müsse bei ihnen in die Schule gehen. Dieß that Natter, der geschickteste unter allen deutschen Steinschneidern, und die Ehre der Nation in Ansehung dieser Kunst. Mit großem Fleiß ahmte er die ältesten griechischen Steine nach, und traf die verschiedenen Arten des Schnitts der alten Meister größtentheils mit so geringem Unterschied, daß er einige seiner Kopien alter Steine hätte für die alten ächten Stücke ausgeben können, welches er aber niemals that. Was nicht den griechischen Meisterstücken an Gründlichkeit und edler Einfalt ähnlich war, gefiel ihm nicht. Er wagte sich an den schwersten Theil der Kunst, denn er grub einmal für den Lord Jakob Caventisch zu London ein Gefäß in einen

kleinen Diamanten, und würde auch Bildnisse in Diamanten geschnitten haben, wenn ihn jemand dazu ermuntert und dafür bezahlt hätte.

Biberach, die ehemalige kleine schwäbische Reichsstadt, die einen Wieland hervorbrachte, war auch Natters Geburtsort. Er sah das Tageslicht im Jahr 1705, und als die Zeit gekommen war, da er einen bestimmten Beruf wählen sollte, beschloß er ein Goldschmidt und Edelsteinschneider zu werden. Die Jahre des Lernens brachte er in Bern zu, und im Jahr 1730 gieng er aus der Schweiz nach Italien. Von jetzt an widmete er sich ganz der Kunst, in feine Steine zu schneiden, die er aber zuerst nur für Petschaften ausübte. In Florenz ermunterte ihn der Baron von Stosch, die alten geschnittenen Steine nachzuahmen. Er thats, legte sich nun mit anhaltendem Eifer auf das Studium der Antike, und übte sich in Rom ein paar Jahre lang in der Akademie der Künste. Der Pabst ehrte und lohnte sein Talent, und der Großherzog von Toskana rief ihn an seinen Hof.

Auf die Ermunterung mehrerer Großen des Reichs begab er sich nach London, und sein Talent fand auch in England Beifall und Unterstützung. Der Prinz von Oranien, nachmaliger Statthalter der vereinigten Niederlande, berief ihn im Jahr 1742 nach Holland, wo er ein Jahr lang blieb. Dann reiste er nach Kopenhagen, und arbeitete lange für den König Christian den Sechsten. Die königlichen Wappen und Siegel, die er schnitt, sind Zeugen seiner Kunst; das kleinste, welches mit der Grundsäule des Wappens und dem Elephantenorden versehen, auch ganz blasenirt war, machte an Größe nur den vierten Theil von einem Zoll aus.

Er grub auch das Bildniß des Königs auf verschiedene Art, und einen Elephanten in erhabener Arbeit auf einen orientalischen Jaspis von unterschiedenen Farben, die er sehr geschickt anwendete.

Von Kopenhagen gieng Natter nach Stockholm, und von da im Jahr 1745 nach Petersburg. An beiden Orten machte er sich durch seine Kunst beliebt. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Petersburg kehrte er nach London zurück, wurde aber 1751 wieder nach dem Haag berufen, wo er des Statthalters Wilhelm Gemahlin und ihrer beiden Kinder Bildnisse tief und erhaben sehr sauber verfertigte. Sein künstlichstes Stück war das Bildniß der Statthalterin auf einer Camee, von einem sehr schönen Onych, dessen eyrunde Länge drei Zoll betrug, das Gesicht war vorwärts gekehrt, und der Kopf hatte fast seine ganze Proportion. Das war sein erster Versuch nach der Natur. Er schnitt auch den Stempel zu einer Schaumünze. Aus dem Haag trat er eine Nebenreise nach Dresden an, kehrte aber bald wieder nach London zurück, und blieb hier, bis ihn der König von Schweden nach Stockholm berief. Auf der Rückreise nach London trugen ihm die Staaten von Holland die Stelle eines Obermedailleurs an, die er auch eine Zeitlang verwaltete. Als aber König Georg der Zweite von Großbritannien im Jahr 1760 starb, rief ihn die antiquarische Gesellschaft, deren Mitglied er war, nach London zurück, damit er die Schaumünze auf die Krönung König Georgs des Dritten, verfertigen möchte, die einen allgemeinen Beifall erhielt. Eine Einladung nach Petersburg, welcher er im Jahr 1763 folgte, war der Weg zu seinem Tode. Die Reise vermehrte ein inneres Uebel, das schon einige Jahre alt

war, er litt die empfindlichsten Schmerzen, und starb am 27. October 1763 in einem Alter von 58 Jahren. Als man den Leichnam öffnete, fanden sich zwei große Polypen am Herzen. Seine Sammlung von geschnittenen Steinen und Abdrücken alter Steine in Schwefel und Siegellack, seine Schaumünzen, Bücher und Kupferstiche kaufte der Großfürst von Rußland für 1140 Pfund Sterling.

Natter ist der einzige deutsche Steinschneider, der dem Styl der griechischen Künstler am nächsten kam. Um in alle Geheimnisse derselben einzudringen, studirte er ihre gelehrten und ihre Kunstwerke, entdeckte, nach welcher Methode und mit welchen Werkzeugen sie gearbeitet, und wurde auf diesem Wege selbst Restaurator dieser Kunst. Eines seiner am meisten vollendeten und bewunderten Werke ist eine siegende Britannia auf einer Gemme, die fünf Lagen von eben so viel verschiedenen Farben hat. Außer den vielen geschnittenen Steinen, die man in den großen Kabinetten findet, hat er sein Andenken auch durch ein, im Jahr 1754 zu London, Englisch und Französisch erschienenes Buch erhalten, das von der antiken Manier, in Steine zu schneiden, handelt, und die Kunst der Alten mit der heutigen vergleicht. Natter ließ das Werk auf seine Kosten drucken und wollte kein englisches Exemplar unter zwei Guineen verkaufen. Viele Engländer wollten ihm nur eine Guinee geben: darüber wurde er so unwillig, daß er alle vorräthige Exemplare der englischen Ausgabe verbrannte, und zugleich die besten Kupferplatten zerkratzte. Daher die Seltenheit des Buchs!

Jo-

Johann Holzer.

Historienmahler.

Einer der größten Historien- und Freskomahler, die Deutschland in neuern Zeiten erzeugt hat. Er war zu Burgrieß im Tyrol, nicht weit von dem Benedictiner-Kloster Marienberg im Jahr 1709 geboren. Sein Vater war ein Müller, der indessen den Knaben sorgfältiger erziehen und unterweisen lies, als es in diesem Stande gewöhnlich geschieht. In dieser Absicht schickte er ihn frühzeitig in das Kloster Marienberg, wo er die Inferiora (wie man sie an diesen Orten zu nennen pflegt) und die Logik studirte. Allein sein Trieb zur Kunst erwachte schon damals mit vieler Lebhaftigkeit; Zeichnen und Mahlen war beinahe das Einzige, womit er sich beschäftigte. Da es ihm an Geld fehlte, so dachte sein erfinderischer Kopf auf mancherlei Mittel, die es ihm möglich machten, seine Wißbegierde und seine feurige Kunstliebe zu befriedigen. Er preßte von Blumen und Kräutern den Saft aus, sammelte Blut, Kalch, Polus, Rothstein, Ofenruß und andere dergleichen Materialien, die leicht zu bekommen waren. Diese mischte er, brauchte sie zu Farben, und mahlte zu jedermanns Verwunderung auf Papier, Leinwand und Mauren.

Es lag nicht in des Vaters Plane, aus seinem Sohn einen Künstler zu machen; indessen ließ er sich auf das Zureden einiger Personen, welche die vortrefflichen Anlagen des jungen Holzers bemerkten, bereden, ihn bei dem Mahler Auer, der nicht weit von Meran im Tyrol wohnte, in die Lehre zu geben. Hier machte er in Kurzem so beträchtliche Fortschritte, daß er eigene Inventionen aufweisen konnte, die alle Aufmerksamkeit verdienten.

Als die Lehrjahre vorüber waren, rief ihn der Mahler Merz zu Straubingen in Baiern zu sich, um die Kirche zu Oberaltaich zu mahlen; er thats, und diese Erstlinge seines Fleißes waren zugleich Beweise seiner künftigen Größe. Jetzt gieng er nach Augsburg zu Bergmüllern, damals dem einzigen berühmten Historien- und Freskomahler in dieser Stadt. Holzer blieb 6 Jahre bei ihm, nicht als Schüler, sondern als Kompagnon. In dieser Zeit arbeiteten sie gemeinschaftlich in Kirchen, verfertigten Altarblätter und Gemählde an Gebäuden, und jede Arbeit zeugte von dem seltenen Genie der beiden Künstler. Holzer radirte auch damals 14 vortreffliche Stücke nach eigener und nach Bergmüllerscher Erfindung in Rembrands Manier. Rubens und van Dyk waren seine Muster in Gemählden. Bei seinen mannigfaltigen Arbeiten fand er, der jede Stunde auskaufte, immer noch Muße, seinen Geist auszubilden, und durch Nachdenken und Lektüre sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Der lateinischen Sprache war er im Reden und Schreiben gewachsen; die schönen Wissenschaften gewährten ihm eine angenehme Erholung. Selbst als Schriftsteller wollte er sich bekannt machen, und die Mahlerkunst nach

Regeln der Mathematik einzuleiten suchen. Da er mit diesen mannigfaltigen Talenten ein aufgewecktes, stets zur Fröhlichkeit gestimmtes Gemüth verband, so schätzte man ihn allgemein, und er wohnte vier Jahre lang in den angesehensten Häusern Augsburgs, allenthalben geehrt und geliebt.

Augsburg besitzt von diesem Künstler einen Schatz meisterhafter Mahlereien in Kirchen und öffentlichen Gebäuden, in Oelgemählden und Zeichnungen, die jeder Kenner bewundert. Unter den Gemählden an öffentlichen Gebäuden zeichnete sich besonders der Bauerntanz am Wirthshause zum Hirsch am Judenberge aus. Die Enge des Raums, auf den er sich einschränken mußte, benahm dem Ausdrucke, der Kraft und Stärke dieser Mahlerei nichts. Meisterhaft setzt er Figuren über Lebensgröße von einer Bauernhochzeit, Tanz, Spielleute und Kuchen auf diesen kleinen Raum. Weil das Gebäude ein Eckhaus ist, so gab es ihm Gelegenheit, auch seine Wissenschaft in der Optik und Perspectiv anzubringen. Von vielen Jahren her steht an der Eckspitze dieses Hauses ein Hirschkopf mit natürlichen Geweihen, und Holzer mahlte drei Hirsche zu einem Kopf, und richtete das Auge gegen das Eck, und gleichwohl ist auf jeder Seite nur ein Hirsch im Schuß und Sprung zu sehen. Bianconi, ein einsichtsvoller Beobachter, sagt von dieser trefflichen Mahlerei in seinem bekannten Briefe: „Ich glaube nicht, daß die menschliche Einbildungskraft die schöne Natur getreuer schildern könne. Hier sind einige tanzende Bäuerinnen schwäbisch gekleidet, und Sie sehen sie mit den Füßen in der Luft deutsche Kapriolen machen; so daß sie lebendig und von der Mauer abgesondert zu seyn scheinen. Es tan-

zen mit ihnen einige Jünglinge, die in ihren Gesichtern die Freude ihres Gemüths über ihr Wirthshaus, und die schönen Gedanken unvergleichlich ausdrücken, welche an dergleichen Orten zu entstehen pflegen. Sie werden bemerkt haben, daß der größte Theil der deutschen Bäuerinnen die Röcke sehr kurz trägt, wie sie nach Euripides Vorgeben die spartanischen Mädchen zu tragen pflegten, die deswegen von den Griechen die Schenkelzeigerinnen genannt wurden. Bilden Sie sich also ein, was für Lust und was für Stellungen in ihren Tänzen regieren, und das alles ist in Holzers Bilde sehr lebhaft vorgestellt. Der Graf Franz Algarotti, welcher gewiß die schönen Künste zu schätzen wußte, konnte sich eines Tages nicht satt daran sehen, als wir es mit einander betrachteten." — Außer dieser berühmten Mahlerei prangt Augsburg mit noch mehreren. Bei Privatpersonen selbst und sonderlich bei Künstlern, sind sehr viele seiner Inventionen gemahlt, grau in grau, und auch Zeichnungen anzutreffen. Der augsburgische Hofkupferstecher Joh. Es. Nilson hat die meisten seiner an und in Häusern und Kapellen befindlichen Gemählde in Kupfer gestochen herausgegeben.

So stark aber Holzer in historischen Stücken war, so ungemein stark war er in Portraits — Gaben, die selten mit einander vereinigt sind. Alles, was Holzer machte, war von besonderem Ausdruck, von ungemeiner Kunst, von Schönheit, in die Augen fallend und reizend.

Der Ruhm dieses Künstlers war nicht blos auf Augsburg eingeschränkt; er verbreitete sich auch auswärts, und er wurde mit Eifer gesucht. Zu Barthenkirch in Baiern mahlte er mit einer besondern Schönheit die St. Antonskirche; in Eichstädt den fürstlichen Gar-

tensaal, wodurch er sich den Charakter als bischöflich Eichstädtischer Hofmahler erwarb, und in der dasigen Jesuitenkirche, welche die Engelskirche genannt wird, ein Altarblatt, den Sturz der Engel vorstellend. Holzer mahlte dieses prachtvolle Stück, als der Fürstbischof Johann Anton von Freiberg den neuen Altar sezzen ließ, der über 10,000 Gulden gekostet hat.

So wie es frühzeitige Gelehrte giebt, so giebt es auch frühzeitige Kunstgenies, und unter diese muß Holzer gezählt werden. Er war erst 29 Jahr alt, als er an der berühmten Kirche zu Kloster Schwarzach in Franken Meisterstücke seiner Kunst aufstellte, die von allen Kennern bewundert werden. Die vielen vortrefflichen Altarblätter von den berühmtesten Meistern, die er hier antraf, entflammten sein Genie zum edelsten Wetteifer. Die berühmtesten Künstler Deutschlands wurden damals gleichsam aufgefordert, ihre Kunst diesem herrlichen Tempel zu widmen, und die größten Denkmale der Kunst sind die Zierden desselben. Die prächtigen Altarblätter sind nicht blos von deutschen Künstlern, sondern es sind auch zwei von van Dyk, eines von Piazetta und eines von Tiebolo, als besonders merkwürdige Kunststücke darunter. Aber Holzer hat die Erhabenheit und ausnehmende Schönheit seines Genies in einer solchen Stärke gezeigt und ausgedrückt, daß Künstler und Mahler, die Holzers Fresko sahen, den entscheidenden Ausspruch thaten, daß die Stärke, womit er sein Fresko gleichsam hinwarf, allen andern sonst außerordentlich schönen Mahlereien, nur die zwei von van Dyk ausgenommen, wehe thue und sie fast hinter sich lasse. Welch ein Ruhm für einen 29jährigen Mann!

Als Holzer mit dieser Arbeit, bis auf das Altarblatt, welches erst nach seinem Tode Bergmüller ausmahlen mußte, fast zu Ende gekommen war, hatte er sogleich zu einer andern großen Arbeit an einem bischöflichen Hofe Hoffnung, allein Neid und Misgunst trieben ihn davon ab. Hingegen sollte er das neue Churkölnische Lustschloß Clemenswerth durch seinen Pinsel zieren. Er reiste dahin, um es abzumessen und Entwürfe zu machen, wurde krank und starb im Jahr 1740, nicht mehr als 31 Jahre alt.

Holzer hatte eine feste Zeichnung, reiche Erfindungsgabe, einen eigenen Ausdruck in den Affecten, ein angenehmes und reizendes Kolorit, großes und fremdes Licht und Schatten, einnehmende Reflexe, schöne Architectur und dergleichen; und dieses alles sieht man in seinen Kunstwerken vereint. Eigenheit wirkte also auf sein Studium, und durch das idealische geistige Wesen suchte er die Natur in ihrer Schönheit zu verherrlichen. Holzer ist auch ein wahrer überzeugender Beweis von dem Vorurtheil, als wenn nur diejenigen große Künstler wären, die in Italien gewesen sind, und als wenn Italien allein große Männer und Künstler vom ersten Range schaffen könnte.

Johann Wilhelm Ernst Dietrich.

Professor und Hofmahler in Dresden.

Nächst Mengs war Dietrich derjenige lebende deutsche Mahler, den die Ausländer am meisten schätzten, und dessen Werke so eifrig gesucht und so theuer bezahlt wurden, als sonst nur die Arbeiten großer, längst verstorbener Künstler.

Er war der Sohn des Herzogl. Weimarischen Hofmahlers Johann Georg Dietrich, der als ein guter Portrait-, Bataillen- und Bambocciaden-Mahler bekannt ist. Geboren wurde er am 30. Oct. 1712. Bis ins zwölfte Jahr war der Vater der einzige Instructor seines Sohnes in den ersten Gründen der Zeichnung, und schon bei diesem ersten Unterricht erregte der Knabe Hoffnungen, die von der Zukunft sehr viel erwarten ließen. Er kam in seinem zwölften Jahre nach Dresden, und genoß hier den Unterricht des berühmten Landschaft- und Prospectmahlers Alexander Thiele, zugleich besuchte er auch die Königl. Akademie, und übte sich in Zeichnung der Figuren, mit einem Erfolg, der jetzt schon Aufmerksamkeit erregte, und selbst die Augen des Hofes auf ihn lenkte. Der König August der Zweite ertheilte daher dem 18jährigen Jüngling den Titel seines Hofmahlers, und Graf Brühl nahm ihn zu sich in seinen Pallast, bis er unter August dem Dritten als wirklicher Königl. Hofmahler in Dienste trat.

Ohne jemals außer die Grenzen seines Vaterlandes gekommen zu seyn, hatte Dietrich sein Talent so ausgebildet, daß man ihn bereits unter die größten deutschen Meister zählte, und daß seine Arbeiten eine Zierde der Kabinette waren. Kenner machten aber doch die Bemerkung, daß seine Zeichnung nicht ganz vollkommen sey. Der König ließ ihn daher im Jahr 1743 auf seine Kosten nach Italien reisen, um seinem Kunstsinn durch die Menge neuer interessanter Gegenstände Gelegenheit zu verschaffen, sich noch mehr zu vervollkommnen. Dietrich hielt sich am längsten in Rom auf, und hier erhob ihn das Studium der alten und neuen Kunstwerke und der schönen blühenden Natur zu dem Grade der Vollkommenheit, durch den er sich mit Recht den Namen eines der größten neuern Künstler erwarb, der seinem Vaterlande zur Ehre gereichte. So wohlthätig der Aufenthalt in Italien auf die völlige Ausbildung seines Künstlertalents wirkte, so nachtheilig wirkte das italiänische Klima auf seine Gesundheit. Die Briefe, welche er aus Rom an den Kammerherrn von Heinecken schrieb, waren voll von Klagen über das ihm so nachtheilige Klima Italiens, das seine Gesundheit zerstöre; daher bat er sehr dringend, ihn wieder zurück zu berufen, und dieß geschah auch wirklich schon im Jahre 1744.

Nicht lange nach seiner Zurückkunft wurde er mit einem Gehalte von 400 Thalern bei der Bildergallerie in Dresden angestellt, und als im Jahr 1763 die Akademie der Künste ihre jetzige Form bekam, wurde er einer der ersten Professoren. Zu eben der Zeit ernannte man ihn auch zum Direktor der Mahlerschule bei der Porcellanfabrik in Meissen, er verwaltete aber diese Stelle nur 2 Jahre daselbst, ohne jedoch Amt und Gehalt zu verlieren. So lange es seine Gesundheit erlaubte, arbeitete er mit anhaltendem Fleiß und außerordentlicher

Geschwindigkeit, wovon die große Menge seiner, beinahe durch ganz Europa verbreiteten Gemahlde, Handzeichnungen und radirten Blätter zeuget. Dieser außerordentliche Fleiß bei seiner sitzenden Lebensart machte ihn in den letzten Jahren seines Lebens siech und für die Kunst fast ganz untüchtig. Er starb am 24. April 1774 an Entkräftung, im 62sten Jahre seines Alters.

Dietrich hat vier verschiedene Arten der Mahlerei mit besonderem Glück bearbeitet, nemlich Landschaften, biblische Geschichten, Bauern- und Gesellschaftsstücke. Seine Landschaften waren unstreitig derjenige Theil der Kunst, in welchem seine größte Stärke bestand. Mannigfaltigkeit und Reichthum in der Erfindung, viel Verstand, Geschmack, Wahl und unendliche Abwechslung in der Anordnung, ungemein angenehme, herrliche Beleuchtung; beinahe einziger Gebrauch der Mitteltinten; äußerst wirksam angebrachte Reflexlichter; durchsichtige, ganz der Natur sich nähernde, vorzügliche Schönheit und Leichtigkeit im Baumschlag; beinahe ausschließend ihm eigener Ton der Natur in Kolorit und Haltung, unaffectirte Leichtigkeit in der Ausführung; und eine über das Ganze verbreitete unbeschreibliche Grazie — lauter Vorzüge, die sich so glücklich in den meisten seiner Arbeiten dieser Art vereinigen, machen ihn zum größten Landschaftsmahler seiner Zeit. Er hat sich hier besonders nach Everdingen, Berghem, Claude Lorrain und Poelemburg gebildet. Doch hat er auch hier, wie in andern Fächern, in dem Geschmack beinahe aller, in diesem Theile der Kunst großen Meister gearbeitet, aber größtentheils, ohne sich ihrer Fehler schuldig zu machen. Nur ist es auffallend, wenn er bisweilen seine reizendsten Landschaften mit Maske und Reifröcken ausstaffirt.

Seine biblischen Geschichten, sowohl in Gemählden, als radirten Blättern, sind meistens in

Rembrands Geschmack, besonders haben die alten Figuren viel Aehnlichkeit mit den Rembrandischen. In jüngern, besonders in weiblichen Figuren, ist seine Zeichnung richtiger und edler, sein Pinsel sanfter, und sein Fleisch angenehmer. Er hat aber auch in ganz entgegen gesetzten Manieren, Stücke dieser Art mit nicht geringem Glück gemahlt. In seinen Bauernstükken herrscht ungemein viel Natur und Ausdruck. In seinen Gesellschaftsstücken hat er sich vorzüglich nach Watteau gebildet. Schade um die vortrefflichen Figuren, daß der Meister durch die lächerlichen, widersinnigen Moden seiner Zeit genöthigt war, sie mit einer abgeschmackten, den Regeln des guten Geschmacks gerade zuwider laufenden Kleidung zu behängen! — Die herrlichen Landschaften, in die er sie gemeiniglich stellt, geben seinen Stücken einen großen Vorzug vor den Watteauschen.

Alle seine Gemählde haben das Verdienst eines herrlichen Kolorits. Seine Farben sind nicht nur äußerst lebhaft, ohne jedoch in das Bunte zu fallen, sondern sie sind auch äußerst dauerhaft. Große Wirkung und Anmuth waren ihm besonders eigen; das Helldunkel und dessen Abnahme und Brechung der Farben, besonders der Reichthum der Tinten, sind bewundernswerth, und wenn die Lichter manchmal zu hart und glänzend scheinen, so sind sie mit vielem Bedachte und zu mehrerer Dauer für die Zeit, welche alle Bilder in etwas verdunkelt, gemacht. Seine Behandlung ist warm, aber nicht outrirt, seine Ausführung fleißig, aber nicht geleckt, sein Pinsel kek, ohne in das Rauhe zu fallen. Seine Erfindung zeugt von dem Reichthum und der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft. Im Kopiren besaß er eine ganz unglaubliche Geschicklichkeit.

Johann Heinrich Tischbein.

Hessischer Rath und Hofmahler.

Tischbein war der fünfte Sohn eines Bäckers im Fürstlich-Hessischen Sancthospital Saina, wo er den 3ten Okt. 1722 geboren wurde. Sein Vater trieb neben seinem eigentlichen Gewerbe verschiedene mechanische Künste, und war unter andern ein nicht ungeschickter Schreiner und Drechsler. In allen seinen sieben Söhnen zeigte sich ein noch entschiedeneres Kunstgenie, vorzüglich aber in diesem fünften. Von seinem zehnten Jahre an trieb ihn eine überwiegende Neigung zum Zeichnen und Nachbilden, so wenig bedeutende Muster er auch in den ersten Jahren dazu vor sich hatte. Man gab ihn zu seinem Oheim, einem Schlösser zu Gemünden in Oberhessen, um das Schlosserhandwerk zu lernen. Aber Zeichnen blieb auch hier seine liebste Beschäftigung, und, ohne mit der Pastellmahlerey irgend bekannt zu seyn, machte er seine ersten Versuche mit dreierlei gefärbter Kreide.

Ein gemeiner Mahler gab ihm einige schlechte Farben, und mit Hülfe seines Oheims versuchte er nun, sich selbst Farben und Pinsel zu bereiten. Bessere sandte ihm sein älterer Bruder, Johann Valentin,

durch dessen Vermittelung er in seinem 14ten Jahre bei einem Tapetenmahler, Zimmermann, in Kassel, förmlich in die Lehre kam, wo er wenigstens den mechanischen Theil der Kunst lernte, und bald beträchtliche Fortschritte darin machte, ob er gleich bis in sein 20stes Jahr keines vorzüglichen Unterrichts in der Mahlerei genoß. Nun aber nahm sich der Graf von Stadion seiner an, und ließ ihn auf seine Kosten reisen.

Im Jahr 1743 gieng Tischbein nach Paris, studirte unter Karl Andreas Vanloo, und blieb bei demselben fünf Jahr. Hier scheint er von der französischen Schule sein heiteres Kolorit angenommen zu haben, welches in der Folge durch die venezianische Schule berichtigt und bestimmt wurde; denn von Paris gieng er 1748 nach Venedig, wo er den Unterricht, und die Freundschaft Piazetta's genoß, von dem er das meiste gelernt zu haben gestand. Nach acht Monaten gieng er über Florenz und Bologna nach Rom; und hier suchte er sich Richtigkeit und Feinheit der Zeichnung durch das Studium der Antike und der besten neuern Muster zu erwerben. Dieß gelang ihm jedoch nicht ganz, weil er die Manier seiner vorigen Lehrer nicht ganz aufgeben wollte, und die freie mahlerische Wirkung der genauen Richtigkeit der Zeichnung vorzuziehen schien.

In Rom blieb er zwei volle Jahre, und gieng dann über Parma und Piacenza wieder nach Venedig zurück, wo er neun Monate verweilte. Von seinen in Italien verfertigten Gemählden fand sich in seinem Nachlasse noch eine Conzertgesellschaft und das Bild-

niß einer Freundin. Sein fester Charakter schützte ihn in Frankreich und Italien vor Ausschweifungen, und vor der Annahme des, ihm unter vortheilhaften Bedingungen in Italien gemachten Antrags zur römisch-katholischen Kirche überzutreten.

Zu Ende des Jahres 1751 kam er zu Warthausen, einem Landhause des Grafen von Stadion an, und gieng im folgenden Jahre mit diesem seinem Wohlthäter nach Mainz. Im Schlangenbade wurde er dem Landgrafen von Hessenkassel bekannt, und von ihm in Dienst genommen; doch erlaubte ihm der Landgraf, noch anderthalb Jahre bei dem Grafen von Stadion zu bleiben, und, auf des Landgrafen Kosten, was er wolle, zu mahlen. Diese neue Aussicht gab seinem Genie einen neuen Schwung, und belebte seine Thätigkeit noch mehr. Gegen das Jahr 1754 begab er sich nach Kassel, und hier nicht nur, sondern im ganzen Hessischen, entstand durch ihn eine neue Kunst-Epoche, günstiger, als bisher eine dort gewesen war. In der Mahlerei hatte bisher die dunkle Rembrandische Manier in diesem Lande die Oberhand gehabt, Tischbein war der erste Künstler, der den Blick auf die schöne Natur hinlenkte, indem er in seinen Nachbildungen den lachenden Farbenschmelz der venezianischen Schule lieh. In den ersten Jahren beschäftigte er sich meistens nur mit der Erweiterung der landgräflichen Gemähldesammlung, und mit der Bildnißmahlerei, die doch nicht sein eigentlicher Beruf war. Die Unterstützung des Landgrafen setzte ihn hernach in Stand, sein größeres Talent für historisch-mythologische Mahlerei immer mehr auszubilden. Neuere historische Gegenstände fand er immer einer mahlerischen

Darstellung minderfähig, als die mit Allegorien verwebten Scenen der Vorwelt.

Während des siebenjährigen Krieges war er zwar nichts weniger als unthätig; aber erst nach demselben begann die schönste Epoche seiner Kunst und seines Ruhms. Seine besten historischen Gemählde sind in den Jahren 1762 bis 1785 verfertigt. Der Landgraf ernannte ihn zum Professor der Mahlerei an dem Kollegium Karolinum, und zum Direktor der hernach davon abgesonderten Akademie der bildenden Künste. Nun ward er Vater und Stifter einer neuen Kunstschule, die sich seitdem bis nach Italien verbreitet hat.

Tischbeins dichterischer, idealisirender Geist schwebte am liebsten über den entferntesten Zeiten der alten Fabelwelt, wo ihn die schönsten und reizendsten Dichtungen unwiderstehlich anzogen, und wo seine Phantasie freien Spielraum hatte. Nächst dem ganzen Götter-Olymp nahm er den Stoff gern aus dem Cyclus der griechischen Heldenzeit, und stellte ganze Reihen von Auftritten und Handlungen in einer Anzahl von Gemählden aus dem Homer dar. Auf ähnliche Art mahlte er eine ganze Folge von Stücken aus der Geschichte der Cleoprata und des Antonius; wo er aber auch die wahre Geschichte zum Gegenstande seiner Mahlerei machte, da behandelte er sie frei und mit dem Rechte, das der Dichter an der Geschichte ausübte. Auch die heilige Geschichte und Scenen aus der alten deutschen Geschichte, bis zur Ritterzeit herab, so wie die Allegorie, umfaßte seine Kunst. Seinem Mangel einer gelehrten Bildung, kamen Freunde zu Hülfe, von denen er sich über Fabel, über Geschichte und über Theorie der Kunst theils mündlich belehren,

theils Schriften, vornemlich Uebersetzungen der Alten, vorlesen ließ. Durch Uebung und Nachdenken über seine Kunst, hatte er sich eine Festigkeit in Grundsätzen eigen gemacht, die unzerstörbar, wie die Natur, mitten unter den Mißbildungen eines falschen Modegeschmacks, sich immer selbst gleich blieb. Nicht leicht würdigte er seine Kunst zur bloßen Nachahmung herab; selbst in seinen Bildnissen ist fast immer etwas Dichterisches. Dabei besaß er eine große Leichtigkeit, und konnte mit geringer Anstrengung und in kurzer Zeit die interessantesten Stücke ausführen.

In der Darstellung von Begebenheiten der Fabel oder Geschichte hob er das Affectvolle heraus. Seine Kompositionen zeigen durch ihre Rundung und Einheit, daß sie Schöpfungen einer ordnenden Einbildungskraft waren. Seine Zeichnung ist im Ganzen richtig und bedeutungsvoll. Das Nackende seiner Figuren verräth Studium der Antiken; seine transparenten Gewänder sind in einem großen Geschmack geworfen. Ein großes Verständniß des Helldunkeln ist ein charakteristischer Zug seiner Kompositionen. Sein Kolorit ist aus der französischen und venezianischen Schule zusammengesetzt, heiter und durch gefällige Lebhaftigkeit einladend, doch bisweilen zu lebhaft, zu bunt.

Ruhe und inneres Bewußtseyn war der herrschende Charakter seines Angesichts; und seine Physiognomie hatte ein ganz eigenes Gepräge von Nachdenken und Ernst; obgleich Freundlichkeit ein Hauptzug seiner Gemüthsart war. Auch besaß er eine liebenswürdige Biederkeit, und viel zuvorkommende Höflichkeit; große Stetigkeit der Seele, die mit einer natürlichen Reizbarkeit verbunden war, und in unbewachten Augen-

blicken durch eine kurze Aufwallung unterbrochen wurde. Hochgefühl und Innigkeit war bei ihm so stark, daß selbst gleichgültig scheinende Auftritte des Lebens sein ganzes Wesen durchdrangen. Er war nicht fühllos gegen Vergnügen und Lebensgenuß; aber er ließ sich von ihnen nicht zum Müssiggang oder zu einem Mißbrauch verleiten, der den Geist abstumpft, und den Körper entkräftet. In seinen reifern Jahren war er sehr religiös, oft selbst bis zu einem kleinen Grade von Unduldsamkeit. Nichts aber blieb sich bei ihm so gleich, als seine Kunstliebe und seine unermüdete Thätigkeit. Jene begleitete ihn überall, auch im gesellschaftlichen Leben, wo er oft den Ideengang der Unterhaltung zu neuen mahlerischen Entwürfen nutzte. Gegen alles Ceremoniöse und Geräuschvolle hatte er eine entschiedene Abneigung. Gefälligkeit gegen Fremde hatte er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht. In der Einrichtung seines Hauswesens liebte er eine anständige Pracht, ohne Verschwendung. Gegen seine Dienstboten war er gerecht und liebreich. Eigentliche Künstlerlaunen hatte Tischbein nicht. Er liebte das Nachdenken über seine Kunst, und alles, was dasselbe beförderte.

Ignatz

Ignatz Unterberger.

Kammermahler in Wien.

Unterberger stammte aus einer Familie, die mehrere geachtete Künstler hervorgebracht hat. Er war der Sohn eines nicht unbemerkten Geschichtsmahlers, und wurde 1744 in Tirol zu Karales, im Jlnimserthal geboren. Den ersten Unterricht in dem Mechanischen und Praktischen der Kunst erhielt er von seinem Vater. Da diesem des Jünglings reizbares und inniges Gefühl für das Schöne höherer Gattung nicht lange verborgen blieb, so entschloß er sich, ihn, nach zurückgelegtem 20sten Jahre zu seinem ältern, damals schon rühmlichst bekannten Sohne, Christoph Unterberger, nach Rom zu schicken.

Ignatz war jetzt in eine neue Welt versetzt, in der sein Kunstsinn die reichste Nahrung fand. Der Umgang mit seinem einsichtsvollen Bruder, und dessen gleichzeitigen Kunstgenossen, Battoni, Maron, Mengs u. m. a. erweiterten seine Kenntnisse, und entwickelten seine Fähigkeiten; indem sie ihn mit den allda befindlichen Meisterwerken der Kunst; vorzüglich aber mit dem, seinem Geiste besonders zustimmenden sanften und empfindsamen Corregio bekannt machten,

und sein praktisches Studium über dessen Werke zugleich mit ihren gründlichen und lehrreichen Beobachtungen begleiteten. Doch weit entfernt, nur Kopist und Nachahmer zu werden, schöpfte er einzig aus der wahren Quelle der so unendlich formreichen Natur, und den Idealen griechischer und römischer Alterthümer, deren Studium er überdieß noch mit der Lektüre aller merkwürdigen italiänischen, französischen und deutschen Schriftsteller im Fache der Kunst vereinigte.

So vorbereitet, verfertigte Unterberger in Rom einige historische und allegorische Gemählde, welche sogleich den einstimmigen Beifall aller ächten Kunstkenner erhielten, und die nun in verschiedenen Kunstsälen aufbewahrt sind. Von Rom kam er im Jahr 1776, nach einem kurzen Aufenthalte in seinem Geburtsorte, nach Wien. Da bald darauf von der kaiserl. königl. Akademie der bildenden Künste, zur Verbesserung und Ausbreitung des Kunstgeschmacks, eine öffentliche Ausstellung der Werke Wienerischer Künstler veranstaltet ward, so zierte Unterberger dieselbe mit einigen, theils historischen Bildern, theils mit auf Steinart gemahlten Arabesken und Cameen, wodurch er sich sogleich die Bewunderung und Hochachtung der Großen sowohl, als auch aller Kenner und Schäzzer der Kunst erwarb. Dadurch erhielt er nun bald sehr vortheilhafte Bestellungen sowohl für in- als auch auswärtige Kirchen, Gemähldesammlungen und Kunstkabinette.

Die Kompositionen dieses vortrefflichen Künstlers sind tief durchdacht, edel und mit griechischer Grazie gezeichnet, die Gruppirung und die schönen Lichtmassen hinreissend, die Karnation, so wie wohlgewählte Drap-

perie, und das Kolorit überhaupt, reizend. Der mimische und pathognomische Ausdruck geben seinen Figuren Leben und Geist. Da er in den verschiedenen Theilen der Kunst gleich stark bewandert war; so sind alle seine Gemählde entweder mit Antiken, Landschaften, Architectur, oder Thieren, Blumen u. s. w. angenehm bereichert. Das vorzüglichste seiner historischen Kunstwerke ist die Hebe, wie sie Jupitern in Gestalt eines Adlers, Ambrosia reicht, ein Nachtstück, das der Kaiser Franz der Zweite für 10,000 Gulden erkaufte; zugleich beehrte der Monarch den Künstler mit dem Titel eines kaiserl. königl. Hofkammermahlers. Das Gegenstück zu demselben stellt den Hymenäus vor; es ist eine sinnreiche Allegorie auf den Frieden und die Liebe, vorgebildet in einem unschuldigen Mädchen, welches ein Lamm herzt. Unter den Arbeiten, die er unvollendet ließ, befinden sich zwei ovidische Stücke, in gleicher Größe, wofür ihm schon vorläufig 30,000 Gulden angeboten waren.

Unterberger mahlte auch zuweilen Portraite, theils historisch, theils mit passenden Nebenwerken. In seinen Erholungsstunden beschäftigte er sich gern mit Gegenständen der Mechanik. Daher erhielt man von ihm, außer verschiedenen andern Maschinen, bei Gelegenheit des von einer patriotischen Gesellschaft in Ungarn unternommenen Kanalbaues, einen neu erfundenen Karren, womit in äußerster Geschwindigkeit die Erde aufgerissen, und zugleich die Schollen weggeführt werden; für dessen Erfindung er eine ansehnliche Belohnung und ein Privatprivilegium auf einige Jahre erhielt. Nebstdem erfand er auch eine Maschine, die Kupferplatten, zum Gebrauch der Kupferstecherey,

spiegeleben zu schleifen, und wieder eine andere, die geschliffenen Platten von ziemlicher Größe nachher für die Schabekunst mit der leichtesten Mühe und in einigen Stunden rein und aushaltend zu grundiren. Dieser Erfindung verdankt man verschiedene von ihm eigenhändig ausgearbeitete Kupferstiche, nemlich: eine Allegorie auf den damaligen Hof- und Staatskanzler, Fürsten von Kaunitz-Rittberg; Venus, welche Liebesfackeln unter die Amoretten vertheilt, beide nach seinen Handzeichnungen; ein aus 6 Blättern bestehendes Heft von Anfangsgründen nach der Natur des Menschen, in Rothsteinmanier u. m. a.

Rastlose Thätigkeit und Anstrengung des Geistes erschöpften allmählig seine körperlichen Kräfte, und zogen ihm eine Brustwassersucht zu, die ihn am 4ten December 1797 ins Grab stürzte. Er besaß einen überaus sanften und liebevollen Charakter, und unterhielt sich gern über Gegenstände der Kunst, deren Theorie er, als ein denkender Künstler, weitläufig und mit vorzüglichem Scharfsinn, und einem geprüften und lehrreichen Beobachtungsgeiste zu entwickeln wußte. Als zärtlicher Gatte und Vater einer zahlreichen Familie, ward er allgemein betrauert, und das Vaterland, so wie Deutschland überhaupt, verlor an ihm einen sehr seltenen klassischen Mahler.

Johann Georg Pforr.

Thiermahler.

Ohne vom Schicksale begünstigt zu werden, machte sich Pforr, durch angestrengten Fleiß und treuen Gebrauch seiner Talente, einen Namen, der noch lange von den Freunden der Kunst mit Achtung ausgesprochen werden wird. Das Fach, in dem er sich auszeichnete, und zu dem ihn die Natur bestimmte, war die Thiermahlerey. Seine Werke werden gewiß von Kennern sehr gesucht werden, da er sich durch keine Gewinnsucht verleiten ließ, übereilt zu arbeiten; er strebte nach der höchsten Vollkommenheit, und darum ist die Zahl seiner vollendeten Stücke nicht sehr ansehnlich.

Pforr war am 4ten Januar 1745 zu Ulffen im Hessischen geboren. Schon in seiner zarten Jugend zeigte er eine leidenschaftliche Neigung für die Mahlerey, und gab unzählige Beweise von den in ihm schlummernden Talenten, die bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit auszubilden gewesen seyn würden, wenn man seine Neigung unterstützt, und ihm schon damals eine derselben angemessene Leitung zu geben gesucht hätte. Als Knabe zeichnete er aus eigenen Kräften und ohne alle Anweisung die ihm vorkommenden Thiere, am liebsten aber Pferde; er lebte und webte in dieser Lieblingsbeschäftigung. Allein sein Vater, welcher der Landwirthschaft ergeben war, und daher auch seinen Sohn hierzu

bestimmte, wollte von dieser Liebhaberey nichts wissen, und suchte sie auf alle Weise zu unterdrücken. Inzwischen hatte das Schicksal beschlossen, die Pforrische Familie durch die Verheerungen des Krieges verarmen zu lassen. Der junge Pforr ergriff daher ein mit seiner Lieblingsneigung gewissermaßen verschwistertes Fach, und entschloß sich, ein Bergmann zu werden. Er gieng deshalb nach Richelsdorf, und ward daselbst als Lehrling aufgenommen.

Jetzt hatte er mehrere Freiheit, seiner Neigung nachzuleben, und ward nun unablässig mit bergmännisch-geometrischen und freien Handzeichnungen beschäftigt, erlitt aber hier mehrere von den traurigen Unglücksfällen, die das Leben und die Gesundheit des Bergmannes fortwährend bedrohen und nicht selten betreffen. Er stürzte zu verschiedenen malen in den Abgrund der Schächte, und verlor hiebei — zwar nicht sein Leben, doch aber die Gesundheit seiner Brust, welcher Verlust ihm auch bis zu seinem Tode schmerzhaft fühlbar blieb. Ein Bergwerksgelehrter, der nach Richelsdorf kam, erkannte die Brauchbarkeit dieses hoffnungsvollen jungen Mannes, und erbot sich, ihn mit nach Schottland zu nehmen; allein der Minister von Waitz in Cassel verweigerte ihm den Abschied, und wies ihm dagegen einen Posten in der Porcellanfabrik an. Doch auch hier gefiel es ihm nicht, und er trat nun als Oekonomieverwalter in Dienste. Da er aber ein Mann von großer Redlichkeit war, und diese in seiner gegenwärtigen Lage nicht selten kompromittirt wurde, so entsagte er auch diesem Posten nach Verfluß eines Jahres auf immer.

Unter solchen Umständen entfloh die Zeit, und Pforr war noch ohne Bestimmung, ob er gleich schon ein Alter von 32 Jahren erreicht hatte. Die Liebe zur Mahlerey hatte ihn noch immer nicht verlassen; nur fehlte es an Gelegenheit und Unterstützung, dieser Nei-

gung planmäßiger folgen zu können. Jetzt aber näherte sich sein Schicksal einer vorläufigen Aufklärung; denn als ums Jahr 1777 die Mahlerakademie zu Cassel errichtet wurde, und er sich bei derselben als Schüler aufnehmen ließ, erwarben ihm sein Talent, sein eifriges Bestreben nach Vollkommenheit, und sein fleißiges Studiren nach der Natur, schon im ersten Jahre den höchsten Preis für sein schönes, todte Rebhühner vorstellendes Oel-Gemählde, so wie die Ehre, als Mitglied der Akademie aufgenommen zu werden. Nun hatte sein Lebensplan die nöthige Festigkeit erlangt, und die Freundschaft mit dem Gallerie-Inspector Tischbein, so wie die Liebe zu dessen Schwester, mit der er sich 1783 ehelich verband, trug nicht wenig zu dieser Befestigung bei.

Inzwischen fehlte es dem talentvollen Pforr noch gar sehr an Ermunterung und Unterstützung, und er beschloß daher, nach Frankfurt am Mayn zu gehen. Dieß geschah im Jahr 1780. Hier bekamen seine drükkenden Lebensverhältnisse allmählich eine günstigere Wendung, und er fand auch zugleich Gelegenheit genug, seine Pferdeliebhaberey zu befriedigen. Bald machte er sich nicht nur als ein großer Pferdemahler, sondern auch zugleich als ein tüchtiger Reiter berühmt. Diese Vereinbarung seiner Geschicklichkeiten verschaffte ihm viele ansehnliche und vortheilhafte Freunde und Bekanntschaften, und Pforr war nun wirklich da, wohin er sich schon lange gesehnt hatte. Jetzt machte er den Bereiter und Mahler, und war in diesen Geschäften unablässig bemüht. Man gratulirte sich, ein von Pforr zugerittenes Pferd zu besitzen, und so fehlte es ihm denn nie an Gelegenheit, seiner Neigung und seiner Gesundheit im Umgange mit seinen Lieblingsthieren zu pflegen.

Das Leben dieses Künstlers war einfach, still und mäßig. Sein Charakter, sein unermüdeter Fleiß und

seine schwächliche Gesundheit entfernten ihn von allen schwelgerischen Tafeln der Frankfurter Gastgebote, und so fand er sein Glück im Zirkel seiner Familie, und im engern Verhältniß des stillen häuslichen Lebens. Vom frühesten Morgen an arbeitete er als Künstler, und erholte sich in den Nachmittagsstunden auf der Reitbahn. Dieser ununterbrochene Fleiß vervollkommnete seine Kunst bis zu einem sehr hohen Grade, und noch sein letztes Bild, ein für den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt nach der Natur gemahlter türkischer Hengst, wurde von diesem Fürsten als ein unschätzbares Meisterstück anerkannt, und als ein solches der hinterlassenen verwaisten Familie verehrt. Der Thiermahlerey hatte er sich ausschließend gewidmet, und in diesem Fache Werke geliefert, die erst nach seinem Tode zu sehr hohen Preisen angestiegen sind. Jagd- und Schlachtstücke, Landschaften mit Vieh aller Art, waldige Gegenden mit Wildpret, auch reissende Thiere nach der Natur, z. B. Löwen, Tiger u. dgl., ganz vorzüglich aber Pferde, waren die Gegenstände seines unermüdeten Fleißes und seines sorgfältigsten Studiums.

Pforrs Gemählde, die er nie zu rotouchiren pflegte, sind in einer warmen und lieblichen Färbung mit einem kräftigen Pinsel gemahlt, und seine Darstellungen ein getreuer, unverkennbar richtiger Abdruck der Natur. Er hatte die Eigenheit, zuerst den Vorgrund, dann die Mittelgründe und endlich die Ferne zu mahlen. Sein Vorbild war in allen Stücken die Wirklichkeit; daher kopirte er nur wenig, fast niemals, und studirte einzig die Natur. Er mahlte die Gegenstände, wie er sie sah, nicht wie er sie von andern Meistern vorgemahlt und behandelt fand; daher das Eigenthümliche in seiner Zeichnung und seiner Manier. Seine Pferde sind mehr natürlich als gelehrt gemahlt, und man findet demnach in seinen Thieren weit weniger Anatomie, als man ge-

wöhnlich in den Bildern anderer Meister zu finden gewohnt ist; aber man vermißt sie nicht, weil man es den Pforrischen Gemählden gleich ansieht, daß sie nach der Natur gezeichnet sind. Mit einem bewundernswürdigen Fleiß und unter Beobachtung der gefälligsten Reinlichkeit vollendete er seine Handzeichnungen. Sehr gern arbeitete er mit bunten Tuschen, und hatte die Kunst ganz studirt, seine getuschten Blätter mit einem lieblichen, anmuthigen Kolorit zu überhauchen und zu beleben. In ihnen ist Wärme, Ruhe und Gefälligkeit, und man mag sie nur gern ansehen. In der Ausführung gieng er so weit, daß er sich sogar auf die Angabe der einzelnen Haare einließ, und die kleinsten Lichterchen ausspürte. Da dieß aber mit großer Delikatesse geschah, und hiebei die Weichheit und Wärme unvergessen blieb, so gereicht diese Sorgfalt den Pforrischen Handzeichnungen im mindesten nicht zu den gewöhnlichen Fehlern der Aengstlichkeit, Steifheit und Kälte. Eben so schön arbeitete Pforr mit Bistre, und man kann nicht leicht etwas schöneres der Art sehen, als die von ihm getuschten Löwen und Tiger. Charakteristisch ist es an den Handzeichnungen dieses Künstlers, daß er die zarten Federumrisse liebte, und sie mit aller Kunst anzubringen wußte. Seine landschaftlichen Umgebungen sind sehr anmuthig dargestellt, und warm und schmelzend gehalten.

Als Kupferätzer hat sich Pforr ein bleibendes Andenken erworben, und der Nachwelt zwei schätzbare Beweise seiner Geschicklichkeit hinterlassen. Er lieferte im Jahr 1792 sechzehn illuminirte Kupfer zu Himersdorfs Anleitung: Campagne-Pferde abzurichten. Auf jedem Blatte ist ein Reiter, entweder in einer freien Landgegend, oder in einer verschlossenen Reitbahn. Sie sind sämmtlich mit leichter Nadel und ungefähr im Geschmack Aberli's radirt, flüchtig übertuscht und dann illuminirt. Mehrere von

den Stellungen der Pferde sind besonders interessant, aber zu bedauren ist es, daß Pforr seine Reiter etwas vernachläßigt hat, oder vielmehr, daß er nie schöne menschliche Figuren zeichnete; denn diesen fehlt es durchaus an richtiger Zeichnung, Ausdruck und Charakter. Derselbe Tadel trifft auch das zweite von Pforr hinterlassene Werk, ob es schon von ungleich größerer Schönheit und Wichtigkeit ist, als das vorige. Es besteht in einer Folge von 10 Platten in Großquerfolio, und stellt die vorzüglichsten und bekanntesten Pferdenationen vor. Dieses Werk gehört unstreitig unter die kostbarsten Produkte der deutschen Kunst, und behauptet einen ansehnlichen Rang. Die Pferde sind nach Verschiedenheit der Racen sehr wohl charakterisirt und mit dem größten Kunstfleiß ausgeführt. Auf jedem Blatte findet man einen Reitknecht mit zwei Pferden in verschiedenen Ansichten von ein und derselben Nation. Sie alle tragen das Gepräge des sorgfältigsten Studiums nach der Natur, und machen ihrem Meister große Ehre. Die Nadel ist mit größter Delikatesse geführt und nur sehr spärlich angewendet, daher sie ganz das Ansehen einer geschmackvoll ausgeführten Handzeichnung haben, und von dieser nicht gleich zu unterscheiden sind. Sie haben daher fast ganz das Verdienst der Pforrischen Handzeichnungen.

Das Leben dieses, in jedem Betracht schätzbaren und verehrungswürdigen Mannes war ein Gewebe von tausendfachen Bedrängnissen und Widerwärtigkeiten. Er litt viel, und sein Schicksal prüfte ihn oft und hart. Seine schwächliche Gesundheit trübte alle Quellen seines Glücks; und so erkaltete das duldende Herz nach heftigen Anfällen von Sodbrennen am 9ten Jun. 1798 im sanften Hinscheiden seiner schönen Seele.

Pompeo, Ritter von Battoni,
Mahler in Rom.

Battoni würde ohne Zweifel der größte Mahler des 18ten Jahrhunderts seyn, wenn Mengs ihm den Vorzug nicht streitig machte. Beide waren durch verschiedene Wege zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gelangt. Der eine hat sie der Natur, der andere der Philosophie zu verdanken. Battoni hatte, ohne es wahrzunehmen, den natürlichen Geschmack, Mengs die Ueberlegung und das Studiren zum Wegweiser. Jenen hatten, wie den Apelles, die Grazien, diesen, wie den Protogenes, die Kunst gebildet. Der erste schien mehr Mahler als Philosoph, der zweite mehr Philosoph als Mahler, dieser gegründeter und erhabener, jener aber natürlicher, zu seyn.

Battoni wurde am 5ten Febr. 1708 zu Lucca geboren. Sein Vater, ein Goldschmidt, widmete ihn seiner Kunst, so wenig er auch dazu geneigt war. Dadurch wurde er veranlaßt, sich in der Zeichnung zu üben, und sein vorzügliches Talent zur Mahlerey zu äußern. Die Ehre, welche Pabst Benedict der Dreizehnte, den Luccesern bewies, ihre bischöfliche Kirche zu einem Erzbisthume zu erheben, bewog sie, ihren Wohlthäter mit einem goldenen Kelche von erhabener Arbeit zu beehren, welcher der hohen Würde desselben

angemessen wäre. Diese Arbeit wurde dem jungen Battoni anvertraut, und gelang so gut, daß man seine Fähigkeit über den Stand eines Goldschmidts weit erhoben zu seyn glaubte. Auf die Verwendung eines seiner Taufpathen verband sich daher eine Gesellschaft patriotisch gesinnter Edelleute, ihn in die römische Schule der Mahlerey zu schicken, und auf gemeinschaftliche Kosten zu unterhalten.

Es ist merkwürdig, daß er bis in sein siebentes Jahr so dumm und ungestaltet war, daß er fast mehr einem unförmlichen Klotze, als einem Menschen ähnlich sah. Es war ihm nicht möglich, den Kopf auf die Seite zu wenden, ohne den ganzen Leib in Bewegung zu setzen. Dieses plumpe und linkische Wesen verlor sich zwar mit den Jahren, doch hinterließ es in diesem großen Manne, dem es an Kultur der Wissenschaften fehlte, einen gewissen Anschein von Einfalt und Rohheit, der ihn oft unter die gemeine Klasse von Menschen herabsetzte. Aber unter der rohen Hülle verbarg sich eine von den Grazien ausgebildete Seele, die von dem zartesten Gefühle der Schönheit durchdrungen war, und sich in seinen Werken zeigte.

Die Antiken und Raphaels Werke machten gleich zu Anfang einen so starken Eindruck auf seine Seele, daß er sich vornahm, die neuern Manieren zu vermeiden, und sich ganz nach jenen zu bilden. Er wurde sehr bald gewahr, auf welchen Wegen Raphael und die Alten zu der hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt waren. Die Natur auf der That in ihren Bewegungen zu belauschen, dieß war ihre Hauptmaxime, und dieser folgte Battoni. Daher haben alle seine Figuren die Stellung und Bewegung, welche die Natur

der Sache fordert. In seinen Gemählden findet sich keine Spur der gekünstelten Zusammenstellung der Figuren, die damals zum Gesetz geworden war; er koncentrirte das Licht nicht auf einen Gegenstand zum Nachtheil der übrigen, welches Maratta eingeführt hatte; kein Beispiel konnte ihn verleiten, von dem Pfade der Natur abzuweichen. Wie Raphael die vollendete Zeichnung der einzelnen Glieder nie der sogenannten Bravour aufgeopfert hat, so finden sich auch unter Battonis Werken keine Bravourgemählde. Er bearbeitete alle ihre Theile mit dem größten Fleiß. Hierzu gewöhnte er sich vielleicht durch die Miniaturmahlerey, wozu ihn anfangs seine Dürftigkeit nöthigte, die er sich durch seinen allzufrühzeitigen Ehestand zugezogen hatte. Denn er verehelichte sich im 22sten Jahre seines Alters mit der schönen Tochter des Aufsehers über den Pallast Farnersina, die er beim öftern Abkopiren der dasigen Gemählde kennen lernte, und verlor hierdurch die Pension, womit ihn seine Gönner von Lucca, die damit nicht zufrieden waren, unterstützten.

Rom säumte nicht lange, dem jungen Battoni, in dem vornehmsten und schwersten Theile der Mahlerey, in der Zeichnung, den Ruhm der Vorzüglichkeit beizulegen. Durch die richtigen und prächtigen Kopien der Antiken, der Werke Raphaels und des Nackten in der Akademie, hatte er sich dieses allgemein günstige Urtheil errungen. Allein der Neid, welcher heimlich ausstreute, im Kolorit wäre er noch weit zurück, vergällte ihm dieses Vergnügen, und erweckte in ihm ein sehnliches Verlangen nach einer Gelegenheit, auch hierin seine Stärke zu zeigen. Diese gab ihm der Marchese Gabrielli, der ihn einst un-

vermuthet an einem öffentlichen Orte sah, wo er eben etwas abzeichnete. Er bewunderte die seltene Vollkommenheit und Reinlichkeit seiner Zeichnung, und gab ihm den Auftrag, für die Kapelle seines adelichen Geschlechts in der Gregoriuskirche zu Rom ein neues Altarblatt zu verfertigen. Battoni konnte sich vor Freude über diese günstige Gelegenheit, das Publikum von seiner Stärke im Kolorit zu überzeugen, kaum fassen; es gelang ihm auch, ein Gemählde mit einem so glänzenden und lebhaften Kolorit aufzustellen, daß es, so ungünstig auch das Licht ist, worin es steht, nach einem Zeitraume von mehr als 50 Jahren noch immer wunderbar hervorsticht.

Da Battoni's Werth nun entschieden war, so fehlte es ihm nicht an zahlreichen Aufträgen für Kirchen und fürstliche Personen. So sehr auch die Geschichte der Heiligen durch die Mahlerey erschöpft ist, so überraschen doch seine Gemählde das Auge des Kenners durch Wahl und Anordnung, durch die Richtigkeit der Zeichnung und die Schönheit des Kolorits, durch die Grazie, womit er alles veredelte, und durch den hervorstechenden Scharfsinn, alles nach einem einzigen Ziele zu ordnen. Selbst in den Jahren, da die Hand seinem Geiste nicht mehr so biegsam gehorchte, wurde die Lebhaftigkeit seiner bilderreichen Phantasie nicht im geringsten entkräftet. Sein Ruf war durch ganz Europa verbreitet, und überall wünschte man Denkmale seiner Kunst zu bekommen. Unter andern erhielt die Kaiserin von Rußland von ihm auf einer großen Tafel die Thetis, wie sie den Achilles vom Centaur Chiron zurückhält, und auf einer andern die Enthaltsamkeit des Scipio. Zwei Gemählde, welche einige Begebenheiten der Diana vor-

stellen, verfertigte er für den König von Polen, und ein anderes für den König von Preussen mit der Familie des Darius, wie sie sich vor Alexander niederwirft. Außer einer wunderbaren Grazie der Komposition zeichnet sich dieses Gemählde noch dadurch besonders aus, daß die auf den Gesichtern der Gefangenen abgemahlten Leidenschaften dem Alter und Stande eines jeden genau angemessen sind, und von dem lebhaftesten Schmerze der Mutter und der Gemahlin des Darius bis zu der Gleichgültigkeit und zum Gelächter der Sclaven und unmündigen Kinder stufenweis abnehmen.

Weil Battoni gewöhnt war, die Natur bei ihren Veränderungen und Bewegungen zu beobachten, so hatte er eine wunderbare Fertigkeit erlangt, auch die unmerklichsten Züge auf den Gesichtern der Menschen, welche die Gemüthsbeschaffenheit und den Charakter derselben verrathen, zu entwerfen. Die Portraits, die er in dem langen Zeitraum seines Lebens verfertigt hat, sind nicht zu zählen, wenn man sich auch nur auf solche einschränken wollte, welche mit Personen zu Pferde, bald mit schönen Landschaften und meisterhaft entworfenen Thieren oder Alterthümern begleitet sind. Battoni konnte sich rühmen, nicht nur die Päbste Benedict den Vierzehnten, Clemens den Dreizehnten und Pius den Sechsten, sondern auch fast alle große Fürsten, die zu seiner Zeit Rom besuchten, auf ihr Verlangen abgebildet zu haben. Die reichsten Belohnungen wurden ihm dafür zu Theil, unter andern von dem deutschen Kaiserhofe, der ihn mit seinen männlichen Erben in den Adelstand erhob.

Battoni spielte gleichsam mit dem Pinsel, und der gefährlichste und schwerste Weg, den er wählte,

führte ihn, so wie der leichteste, ohne Anstoß zum Ziele. Oft gab er einer einfachen Linie, die er in die Harmonie des Ganzen einzuflechten wußte, einen ausdrucksvollen Ton; daher gehört sehr viel dazu, seine Gemählde ohne Trockenheit zu kopiren. Er besaß eine ganz besondere Geschicklichkeit, auch dichten Farben den Schein der Durchsichtigkeit zu geben, und den dunkeln Theilen Anmuth und Kraft einzuflößen. Die Köpfe seiner Portraits, die so ganz von einem Gusse zu seyn scheinen, sind nicht etwa in einem Sitzen verfertigt worden; er unterbrach seine Arbeit nach Gefallen, und doch floß alles so harmonisch zusammen, als wenn es in einer und derselben Begeisterung, in einem und demselben Gedankenzuge entworfen wäre.

Der Religion war dieser Mahler sehr ergeben, freigebig gegen die Armen, freundlich gegen seine Schüler, und ein so großer Feind der Pracht, daß er den Ritterorden, womit ihn der Pabst beehrt hatte, sehr selten trug, und sich jederzeit sehr modest kleidete. Er bekümmerte sich um nichts, als um seine Kunst, und genoß einer beneidenswerthen Gemüthsruhe, worin er durchaus nicht gestört seyn wollte. Daher vermied er sogar auch die Versammlung der Mahlerakademie von St. Lukas, ob diese gleich sich das größte Vergnügen daraus gemacht haben würde, seinen Winken zu folgen. Einfalt und Aufrichtigkeit waren die Grundlagen seines sittlichen Charakters. Jedermann glaubte beim ersten Anblick hiervon überzeugt zu seyn, und selten fand sich jemand von ihm beleidigt, wenn er ihm die Wahrheit sagte. Er starb am 4ten Febr. 1787, da er 79 Jahre und einen Tag alt war.

Jo-

John Bacon.

Bildhauer in London.

Bacon war der Sohn eines Tuchmachers in dem Flecken Southwark, der Stadt London gegen über, und wurde am 24. Nov. 1740 geboren. Die Vorsehung schien bereits über seine frühe Jugend zu wachen. Kaum fünf Jahre alt, fiel er in dem Hofe eines Seifensieders in eine Grube; es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn nicht Jemand, der gerade damals in den Hof kam, seinen hervorragenden Kopf gesehen und ihn herausgezogen hätte. Um dieselbe Zeit fiel er von einem Wagen; ein Rad gieng über seine rechte Hand, und würde sie zermalmt haben, wäre sie nicht zwischen zwei hervorragende Steine zu liegen gekommen.

In seinem zarten Alter zeichnete er gerne, wie alle Kinder; aber da er sich hierin nicht üben konnte, so brachte er es in dieser Kunst niemals weit. In seinem 14ten Jahre wurde er zu einem Porcellainfabrikanten in die Lehre gethan. Hier mußte er unter andern auch Porcellain mahlen. Zuweilen schickte ihn sein Lehrherr in seine große Manufaktur in Lambeth, wo Bacon Schäfer, Schäferinnen und solche Kleinigkeiten mehr modelte. Es war ein Beweis nicht ge-

meiner Anlagen, daß er ohne allen Unterricht nicht nur solche Arbeiten geschmackvoll verfertigen, sondern auch in Zeit von weniger als zwei Jahren alle Modelle für die Fabrik formen konnte. Dabei hatte der Knabe eine so zärtliche Neigung für seine Aeltern, daß er sie größtentheils mit seinem Verdienste erhielt, ob er gleich selbst dafür darben mußte. Aber sein natürliches Talent für höhere Vollkommenheit in dieser Kunst, entwickelte sich durch Zufall. Verschiedene Bildhauer pflegten ihre Modelle zum Brennen in dieselbe Manufaktur zu schicken, in welcher Bacon arbeitete. Der Anblick dieser Modelle weckte zuerst in ihm eine starke Neigung zu seiner künftigen Kunst, und er machte so schnelle Fortschritte, daß ihm die Londner Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste von 1763 — 1766 neunmal die ersten Preise in den Fächern zuerkannte, um die er sich bewarb.

Während seiner Lehrjahre machte er den Entwurf, Statuen aus künstlichem Steine zu bilden. In der Folge führte er ihn aus, und brachte durch seine Bemühungen die Manufaktur in Lambeth wieder in Aufnahme, nachdem sie sehr gesunken war. Um das Jahr 1763 versuchte er zuerst in Marmor zu arbeiten, und da er niemals gesehen hatte, wie man dabei zu Werke gieng, so veranlaßte es ihn, ein Instrument zu erfinden, womit er die Form des Models auf den Marmor übertrug. Dieß Instrument ist seit der Zeit von vielen andern Bildhauern sowohl in England, als in Frankreich gebraucht worden.

Als im J. 1768 in London die Königl. Akademie gestiftet wurde, empfieng Bacon den ersten Unterricht in seiner künftigen Kunst, denn zuvor hatte er niemals

gesehen, wie man beim Modelliren und Bildhauen nach Regeln verfuhr. Die erste goldene Medaille, welche von der Societät zum Preise in der Bildhauerey ausgesetzt war, erhielt Bacon im folgenden Jahre. Im Jahre 1770 wurde er Mitglied derselben. In die Ausstellung hatte er eine Statue des Mars geliefert, welche seinen Ruf gleich fest begründete. Der König selbst ließ sich von ihm modelliren, und er bekam den Auftrag, dem großen Lord Chatam das Monument zu verfertigen, welches auf dem Londner Rathhause eine Stelle erhielt. Von allen Seiten bekam er ansehnliche Bestellungen, und in den verschiedenen Mitbewerbungen seiner Nebenbuhler trug er immer den Preis davon; nur Eine Ausnahme ereignete sich unter 16 Beispielen. Unter den Arbeiten, welche er in die jährlichen Ausstellungen der Königl. Akademie schickte, zeichnen sich folgende aus: Die Statuen des Mars und der Venus; eine kolossalische Büste des Jupiters; eine kolossalische Statue der Themse; einige kleine marmorne Figuren und ein Denkmal der berühmten Mistreß Draper, welche jedem Leser des Sterne unter dem Namen Elisa bekannt ist. Unter seine merkwürdigsten Werke gehören: eine Gruppe aus Bronze in dem Platze des Somersethouse; Admiral Rodney in Jamaika; Lord Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar in Buckland bei Plymouth; der Menschenfreund Howard und Doktor Johnson in der Paulskirche; und das Giebelfeld am ostindischen Hause. Aber Bacons wichtigstes Werk ist das Denkmal des Grafen von Chatam, welches in der Westmünster-Abtey steht. Er begann es im Jahr 1778 und vollendete es 1783. Dieses Monument hat nun

schon die Probe von mehr als 20 Jahren bestanden, und immer mehr Bewunderer als Tadler gefunden. In den Augen aller Unpartheyischen gereicht es dem Lande zur Ehre; es ist ein ächt englisches Kunstwerk, da Bacon nie Gelegenheit hatte, die berühmten Ueberreste aus dem Alterthume in Italien zu studiren.

Seine Landsleute schätzten ihn, ungeachtet mehrerer heimlicher Feinde, bis ans Ende; deswegen übergab man ihm auch immer die wichtigsten Arbeiten. Am 4ten August 1799 wurde er plötzlich von einer Entzündung im Unterleibe befallen, woran er in Zeit von zwei Tagen starb.

In der mündlichen Mittheilung seiner Gedanken war Bacon zuweilen eindringlich und glücklich, besonders wenn er sich vorbereitete. Die Bemerkungen, welche er in der Königl. Akademie machte, deren Mitglied er seit 1778 war, hörte man immer mit der größten Aufmerksamkeit und Achtung. Die Gesellschaft von Kindern liebte er außerordentlich. Er besaß eine natürliche Reizbarkeit, war aber im geringsten nicht rachgierig. Wenige Menschen konnten ihre Empfindlichkeit so sehr im Zaum halten. Er war einmal in der Westmünster-Abtey. Vor seinem Hauptwerke, dem Monumente des Lord Chatam, stand Jemand, der mit großer Selbstgefälligkeit und anscheinender Kunstkennerschaft den Umstehenden seine Bemerkungen mittheilte. Bacon, den er nicht kannte, trat hinzu; der Kunstrichter wandte sich an ihn und sagte: dieses Denkmal auf Chatam ist im Ganzen bewundernswürdig, aber es hat große Fehler. „O wenn Sie mir sie doch zeigen wollten!" sagte Bacon. „Sehen Sie nur hier," fuhr der Mann fort, „und hier und dort;

schlecht, sehr schlecht!" dabei wies er mit seinem Stock auf die untern Figuren mit einer Unsanftheit, welche das Werk leicht hätte beschädigen können. „Aber", hub Bacon an, „ich möchte doch gern wissen, warum die Theile, welche Sie da berührt haben, schlecht sind!" Indessen konnte er keine bestimmte Antwort erhalten; immer die vorige Allgemeinheit im Tadel, mit derselben Heftigkeit begleitet. Ich habe, setzte der Beurtheiler hinzu, Bacon wiederholt daran erinnert, als er mit dem Monumente beschäftigt war; ich zeigte ihm auch noch andere Fehler, aber ich konnte ihn nicht überführen. — „Wie, Sie kennen also Bacon persönlich?" — O ja, antwortete der Fremde, wir sind seit vielen Jahren vertraute Freunde. — „Nun, so ist es ein Glück für Sie", sagte Bacon, indem er sich von ihm beurlaubte, „daß Ihr Freund Bacon Sie nicht hört, sonst würde es ihm nicht sehr gefallen, daß Sie mit seiner Arbeit so rauh umgehen."

Den Verdiensten seiner Nebenbuhler ließ Bacon immer volle Gerechtigkeit widerfahren. Er lobte von ganzem Herzen, und gieng über alles hin, was in ihren Werken rügbar hätte scheinen können. Niemand konnte bescheidener von sich denken, als er; die Erinnerungen eines Wohlmeinenden nahm er als ein besonderes Zeichen der Freundschaft auf. Ob er sich gleich durch seine Kunst ein ansehnliches Vermögen erwarb, so lebte er doch sehr eingezogen und sparsam, und zog sich dadurch unverdient den Vorwurf der Kargheit zu. Er war freigebig am rechten Orte. An demselben Tage, da er sich die Finger verbrannte, um das Papier beim Anzünden eines Lichts zu ersparen, schenkte er vielleicht einer frommen Stiftung eine ansehnliche

Summe. Er war ein ungemein religiöser Mann, wozu er den Grund vermuthlich schon im älterlichen Hause gelegt hatte. Seine Sonntage widmete er ohne Ausnahme der Andacht. Nur diejenigen Besucher ließ er zu, welche sich schlechterdings nicht wollten abweisen lassen, aber sie giengen bald wieder, so vornehm sie auch seyn mochten, weil sie sahen, daß sich nichts mit ihm abthun ließ, und daß sie ein Stück von einer Predigt mit anhören mußten; das letztere konnte er sehr geschickt einleiten, weswegen ihn seine Freunde auch in der besten Laune verließen. Ohne sich unanständige Aeußerungen zu erlauben, vertheidigte er durchgängig mit unerschütterlicher Festigkeit, was er für recht und wahr hielt.

Bacon mißbilligte sehr oft die Ziererey so vieler, welche die Antike lobten, ohne Geschmack genug zu besitzen, um das Vortreffliche darin zu empfinden und auszuheben. „Man nenne nur etwas antik," sagte er, „und die Leute finden gleich etwas Schönes daran. Dort in meiner Arbeitsstube steht eine Figur, die anfänglich kein Mensch ansieht, aber sobald man sagt, es sey eine Antike, gehts an ein Bewundern. Hätte ich vor etlichen Jahren so etwas gemacht, es würde mir keinen Schilling eingetragen haben."

Johann Quirin Jahn.

Mahler in Prag.

Jahn war der Sohn eines Mahlers in Prag, und wurde daselbst am 4. Jun. 1739 geboren. Die Kunstbeschäftigungen seines Vaters erweckten schon frühzeitig in ihm den Hang zum Zeichnen, den sein Vater durch einen sorgfältigen Unterricht leitete, so daß er darin die glücklichsten Fortschritte machte, während er seine erste wissenschaftliche Bildung am Königl. Altstädter Gymnasium erhielt.

Nach zurückgelegten Gymnasialstudien, welche damals auf 6 Jahre eingetheilt waren, entschloß er sich, die Geschichtsmahlerey zu seinem Berufsgegenstande zu machen. Die erste Anleitung in dieser Kunst gab ihm sein Vater, zugleich aber legte er sich auf die Architektur, und vervollkommnete sich in derselben, vorzüglich durch die Vorlesungen des verdienstvollen Ingenieur-Professors Schoor. Durch den mehrjährigen mit demselben gepflogenen Umgang, und durch dessen auserlesene Büchersammlung, deren Benutzung ihm dieser würdige Gelehrte erlaubte, erweiterten sich seine architektorischen und übrigen Kunstkenntnisse immer mehr. Als er diese Studien vollendet hatte, suchte der bekannte und vor-

treffliche Böhmische Mahler Palko, welcher damals mehrere größere Werke für einige Klöster übernommen hatte, einen Gehülfen. Seine Wahl traf unsern Jahn. An der Seite dieses ausgezeichneten Künstlers arbeitete er mehrere Jahre theils in Fresko, theils in Oel, und bildete sich durch dessen Anleitung und Beispiel größtentheils zu dem Manne in der Kunst, als er damals bekannt geworden ist. Um sich aber mit den Hülfswissenschaften der Kunst, mit der Kenntniß der Antiken und berühmten Kunstwerke noch mehr bekannt zu machen, verließ er seinen Meister und begab sich an die Wiener Akademie, in welcher er einige Jahre mit solchem Erfolg arbeitete, daß er als Mitglied der bildenden Künste daselbst aufgenommen wurde, wo das Gemählde (eine Madonna vorstellend), so ihm diese Auszeichnung erwarb, noch vorhanden ist.

Jahn machte nun, zur Erweiterung seiner Kenntnisse, noch einige Reisen, und kehrte dann nach seinem Geburtsort Prag zurück, um dort die Kunst selbst auszuüben. Er verfertigte die Altarblätter der damals in der Altstadt Prag neuerbauten Michaeliskirche (seit deren Aufhebung einige dieser Altargemählde, worunter die treffliche Kopie der berühmten heiligen Nacht von Corregio befindlich ist, nun die ebenfalls neugebaute, schöne Kirche in Liebesnitz, auf der Gräflich Friedrich Nostitzischen Herrschaft Pokomierzitz im Kourzimer Kreise zieren), dann die Oel- und Freskogemählde der vom Grafen von Czernin in Schüttenhofen und vom Grafen von Sweerts in Klosterbladt erbauten Kirchen. Viele einzelne Altarblätter von seiner Hand sind zu Wartenberg, Trautenau, in der Schloßkirche zu Prag und in andern Kirchen Böhmens, Schlesiens

und der Lausitz — nebst mehrern Freskomahlereyen vorhanden; dann mehrere kleine Gemählde, die in verschiedenen Kunstsammlungen aufbewahrt werden, wornach auch Balzer einige in Kupfer gestochen hat.

Die Kirchenreformation Kaiser Josephs des Zweiten und die damit verbundene Aufhebung vieler Stifter und Klöster, wodurch mehrere Böhmische Künstler gezwungen wurden, ihr Vaterland zu verlassen, indem sie einen großen Theil ihres, von diesen Stiftern, Prälaturen, Kirchen und Klöstern, gezogenen Verdienstes verloren, führte auch unsern Jahn von seiner bisherigen Laufbahn ab; und er machte die Handlung zum Besten seiner Familie zu seinem Erwerbungszweige, widmete aber nebenbei die Stunden seiner Muße größtentheils der Kunst und der Kunstgeschichte. Die Frucht seines Studiums war ein Zeichenbuch für angehende Geschichtsmahler, welches er herausgab, und das noch immer als eines der besten Lehrbücher in seiner Art, selbst auch in auswärtigen Zeichenschulen, gebraucht wird. Nebstdem verfaßte er mehrere Abhandlungen, wovon einige in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, in Rieggers Archiv der Geschichte und Statistik rc.; dann in dessen Materialien zur alten und neuen Geschichte von Böhmen, wie auch in der Literatur Böhmens abgedruckt, die meisten aber noch im Manuscripte befindlich sind. Eine der schätzbarsten erschien nach seinem Ableben unter dem Titel: Abhandlung über das Bleichen und die Reinigung der Oele zur Oelmahlerey rc, 1803. kl. 4.

Als Architekt wurde Jahn bei Errichtung wichtiger Gebäude gewöhnlich zu Rathe gezogen, und meh-

reres ward nach seiner Angabe ausgeführt. Die vorzüglichste Gelegenheit, sich in dieser Kunst bekannt zu machen, bot ihm die Krönung Kaiser Leopolds des Zweiten dar. Die Stände des Königreichs beschlossen damals die Feyer des Krönungsfestes durch ein Prachtgebäude zu erhöhen. Zu diesem Zwecke sollte ein großer Saal errichtet werden, der in Verbindung mit dem ständischen Theater ein Ganzes ausmachen sollte. Jahn übernahm Entwurf und Ausführung, und ungeachtet bis zur Krönung nur 8 Wochen übrig waren, so brachte er doch das Werk zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiserlichen Familie und aller Kenner des Inn- und Auslandes zu Stande. Der Plan dieses Gebäudes ist mehrmals in Kupfer gestochen erschienen, und auch modellirt worden.

Jahns Verdienste um die bildenden Künste und deren Beförderung verschafften ihm bei der, im Jahr 1796 in Prag entstandenen Gesellschaft hoher patriotischer Kunstfreunde, gleich anfangs die Mitgliedschaft. Obgleich schon damals kränklich, arbeitete er dennoch, von der Liebe zur Kunst beseelt, eifrig an zweckmäßigen Entwürfen zur Emporbringung der Kunst, bis am 18ten Jul. 1802 ein sanfter Tod sein thätiges und gemeinnützges Leben endigte. Sein Charakter war edel und rechtschaffen.

Johann Mattheson.

Hollsteinischer Legationsrath.

Als Komponist, Sänger und Klavierist ein sehr denkwürdiger Mann, und als musikalischer Schriftsteller wahrscheinlich der größte Polygraph, der jemals gelebt hat. Ausgerüstet mit großen und vielseitigen Talenten, vollbrachte er sein ganzes langes Leben in einer nützlichen Geschäftigkeit. Ihm war eine Schnelligkeit im Arbeiten eigen, die um so mehr unsre Bewunderung erweckt, da er nicht auf Kosten der Gründlichkeit eilte. Alle Zweige der musikalischen Gelehrsamkeit zog er vor sein Forum, beleuchtete sie, und ward vielen ein Wegweiser im Studium der Kunst. Haben auch seine Kompositionen lange schon ihren Kreislauf vollendet, so sind dagegen mehrere seiner Schriften für den Musikgelehrten noch jetzt schätzbare Quellen, aus denen er mit Vergnügen und Nutzen schöpft.

Matthesons Geschlecht stammte aus Norwegen, er selbst war am 28. Sept. 1681 in Hamburg geboren. Für seinen Vater, der daselbst das Amt eines Accise-Einnehmers verwaltete, waren die seltenen Fähigkeiten des Knaben eine starke Aufforderung, ihn sorgfältig zu erziehen. Er besuchte das Johanneum, lernte daselbst Griechisch und Latein, und da er eine vorzügliche Neigung zur Musik verrieth, so bekam er von seinem siebenten Jahre an Unterricht im Singen, Klavierspielen, auf der Gambe, Violine, Flöte und Hoboe. Selbst mit den ersten Gründen der Setzkunst machte er sich be-

kannt, und schon als neunjähriger Knabe sang und spielte er in öffentlichen Koncerten seine eigenen Kompositionen; die Kirchen erschallten von seiner lieblichen Stimme, und als Orgelspieler erndtete er Lob und Bewunderung. Da nun sein ausgezeichneter Beruf zur Tonkunst entschieden war, so setzte er diese Uebungen unermüdet fort, und schon nach wenigen Jahren war er im Stande, Kirchenstücke, Fugen und Kontrapunkte zu setzen, wodurch er mit dem Mechanischen und den Regeln der Komposition immer vertrauter wurde. Der Ruf seiner Talente verbreitete sich in der Nähe und in der Ferne. Der Vicekönig von Norwegen, die Gräfin Aurore von Königsmark, und mehrere Große achteten ihn, und bewunderten seine Geschicklichkeit in der Komposition und auf verschiedenen Instrumenten.

Bei aller Vorliebe für die Kunst unterließ der Jüngling nicht, durch Lectüre und Unterricht sich mancherlei nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben. Er studirte mit Eifer die französische, englische und italiänische Sprache, und übte sich im Tanzen, Zeichnen, Fechten und Reiten. Da er durch verschiedene Umstände am Besuchen einer Akademie verhindert wurde, so ließ er sich von zween angesehenen hamburgischen Juristen Unterricht in den Anfangsgründen der Rechtsgelehrsamkeit ertheilen.

Die erste Oper, welche er komponirte, Plejades, brachte er in seinem 17ten Jahre aufs Theater. Er selbst sang die Hauptrolle und dirigirte das ganze Orchester. Ermuntert durch die günstige Aufnahme, ließ er in den nächsten Jahren den Porsenna, Victor rc. nachfolgen. Um diese Zeit wurde er mit Händeln bekannt, und die beiden musikalischen Genien schlossen den Bund

einer vertrauten Freundschaft, die durch vorübergehende Rivalitäten nicht aufgelöst werden konnte. Mattheson fühlte die Ueberlegenheit seines in jeder Hinsicht gigantischen Gegners, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er unverholen gestand, ihm viele neue Kenntnisse im Kontrapunkte zu danken zu haben. Doch hatte es selbst Händel kein Hehl, daß auf dem Klavier seinem Freunde der Vorzug gebühre. Dieser erhielt beim hamburgischen Theater die Stelle des ersten Sängers, machte öfters musikalische Exkursionen, und wurde unter andern einmal auf einer Reise durch Holland in Harlem so bewundert, daß man ihm sogleich die Organistenstelle an der großen Pfarrkirche, mit einem jährlichen Gehalte von 1500 Gulden, anbot. Er lehnte aber diese, wie einige andere Anträge ab, und blieb bis in sein 24stes Jahr am hamburgischen Theater. Er wurde damals zur Oper nach Braunschweig berufen, und hier trat er zum letztenmal als Theatersänger auf; die Komposition einer französischen Oper (le retour du siecle d'or) verfertigte er in der erwähnten Stadt. Schon damals äußerten sich bei ihm die ersten Vorboten von einer Verstopfung des Gehörs, welche 30 Jahre nachher in eine gänzliche Taubheit übergieng, so daß er sich im höhern Alter mit denjenigen, die mit ihm sprechen wollten, nur schriftlich unterhalten konnte. Eine harte Prüfung für einen Verehrer der Tonkunst.

Als Mattheson das Theater verlassen hatte, übernahm er die Aufsicht über die Erziehung eines Sohns des großbrittannischen Gesandten am niedersächsischen Kreise, wurde bald nachher Secretair des Gesandten, erhielt in der Folge den Charakter eines großbrittannischen Legationsraths, und ward zu gleicher Zeit Kapell-

meister, Kanonikus und Musikdirektor am Dom zu Hamburg. In allen diesen Verhältnissen bewies er eine bewundernswürdige Thätigkeit. Da er sich durch Privatstudium viele Einsichten in Rechtssachen, in See- und Handlungsgesetze, und in Staatsgeschäfte überhaupt erworben, so wurde er bei verschiedenen Missionen an fürstliche Höfe und in andern Staatsangelegenheiten gebraucht; unter andern wurde er im Jahr 1707 in Königl. Angelegenheiten nach Obersachsen gesandt, als sich Karl der Zwölfte zu Altranstadt aufhielt. Oefters war er in Acten und Expeditionsgeschäfte ganz vergraben. „Und das geschah,“ sagt er in der Geschichte seines Lebens, „nicht zu gewissen bestimmten Zeiten, sondern mehrentheils unverhofft, wenn z. B. etliche ausgebliebene Posten auf einmal kamen, oder etwa ein Expresser anlangte. Fort mit den Noten, weg mit der Bleyschnur! die eine Cypher dorther, um geheime Schriften aufzulösen, die andere auf jenen langen Tisch ausgebreitet, um mit dergleichen Schriften wieder zu antworten; alles hernach fein ins Reine gebracht, datirt, subscribirt, paraphirt, rubricirt, numerirt, protocollirt, registrirt, sauber gefalten, fest gepackt, wohl versiegelt, gehörig addressirt, sicher spedirt, den Boten instruirt ꝛc. Diese Arbeiten forderten nicht selten, statt Stunden oder Tage, so viele Wochen und Monate!“

Und dieß war der Mann, der den Vorsatz fassen konnte, so viele Werke drucken zu lassen, als er Lebensjahre zählen würde, und der diesen Vorsatz nicht allein so ausführte, daß bei seinem Ableben, statt 83, 88 Werke von seiner Feder die Presse verlassen hatten; sondern der noch überdieß die Materialien zu vollkommen noch einmal so viel Werken dem hamburgischen Gymnasium als

Manuscript hinterließ. Dieß war der Mann, der bei seinen vielen und wichtigen Geschäften, über alle Theile der Musik ein neues Licht verbreitete; der, wenn er in seinen Nebenstunden einen musikalischen Gegenstand bearbeiten wollte, nicht fragte, welches die angenehmste, sondern welches die nothwendigste Materie sey. Dieß ist endlich der Mann, der in diesem Wirbel von Geschäften 24 Oratorien komponirte und im Dom aufführte — Stücke, wovon die Partituren auf 30 und mehr Bogen begriffen, und der noch weit mehrere solenne Musiken bei öffentlichen und Privatgelegenheiten verfertigte. Dabei widmete er ununterbrochen täglich verschiedene Stunden seinen Schülern, die er entweder im Generalbasse unterrichtete, oder denen er ordentliche melodische Kollegien las. Zum Beweis seiner Fertigkeit im Arbeiten mag dienen, daß er einst ein englisches Werk von 8 bis 9 Alphabeten in 96 Tagen — Sonn- und Posttage, an denen er sich mit keiner gelehrten Arbeit beschäftigen konnte, dazu gerechnet — völlig übersetzte. Ein andermal übersetzte er in zwei Tagen acht gedruckte englische Bogen, und zu einer andern Zeit verfertigte er in einer Nacht eine Hochzeitserenate, wovon die Partitur acht Bogen stark war. Im Jahr 1716 zählte er an 200 Korrespondenten. Unmöglich hätte ein Mann alles dieses leisten können, wenn ihn nicht der Mangel an Gehör genöthigt hätte, sich allen Gesellschaften zu entziehen, und wäre ihm nicht eine ganz außerordentliche Leichtigkeit im Arbeiten zu statten gekommen.

Unter seinen theoretischen Schriften zeichnet sich besonders der musikalische Patriot (eine vortreffliche Schrift, deren größter Theil von der Musik der He-

bråer handelt), die große Generalbaßschule, der vollkommene Kapellmeister (5 Alphabet und 11 Bogen stark), und die musikalische Ehrenpforte aus, welche 148 Lebensbeschreibungen von Tonkünstlern enthält, unter denen viele sehr gut ausgearbeitet sind. Er war sein ganzes Leben hindurch ein rüstiger Streiter für die gute Sache der Musik; besonders war die Solmisation ein Gegenstand seiner Verfolgung, und er ruhte nicht, bis er sie, zur großen Erleichterung der Chorknaben, aus Deutschland hinausgezankt hatte. Bei diesen Kämpfen verfuhr er mit seinen Gegnern nichts weniger als säuberlich.

Nachdem Mattheson über 40 Jahre lang als Großbrittannischer Legationsrath seine Pflichten erfüllt hatte, trat er mit dem nemlichen Charakter in Hollsteinische Dienste, und setzte auch hier seine Geschäfte einige 20 Jahre lang fort. Das Musikdirektorat am Dom hatte er wegen seiner Harthörigkeit schon im Jahr 1728 niedergelegt. Zum Bau einer neuen Orgel in der Michaeliskirche in Hamburg bestimmte er in seinem letzten Willen 44,000 Mark Hamb. Cour., und am 17ten April 1764 starb er. Bei seiner Beerdigung wurde das fröhliche Sterbelied, womit er sich selbst in seinem 83sten Jahre poetisch und harmonisch zu Grabe gesungen, öffentlich in der Michaeliskirche aufgeführt. Man versichert, die Musik habe sehr traurig geklungen. Dieß ist um so eher zu glauben, da der alte Mann, wegen seiner vierzigjährigen Taubheit, in seinem musikalischen Geschmacke um eben so viele Jahre zurück war.

Franz Benda.

Königl. Preuß. Concertmeister.

Böhmen, das Vaterland so vieler trefflicher Tonkünstler, war auch das Vaterland Franz Benda's, der unter den Violinisten Deutschlands eine eigene Schule stiftete. Er wurde im Jahr 1709 zu Altbenatka geboren, und seine treffliche Stimme gab Veranlassung, daß er im ersten Knabenalter Unterricht im Singen erhielt. Als er 9 Jahre alt war, kam er als Sopranist an die Nikolai-Kirche in Prag, und nicht allein der Reiz seiner Stimme, sondern auch eine für sein Alter seltene Fertigkeit, verschaffte ihm in Jahresfrist die erste Stelle unter seinen Rivalen.

Ein gewisser Prager Student hatte von Dresden den Auftrag erhalten, den besten Sopranisten in Prag in Dienste zu nehmen; seine Wahl fiel auf Benda, aber die Unterhandlungen mußten ganz im Stillen getrieben werden, weil die Geistlichen, in deren Dienst er stand, ihn nicht zu entlassen gesonnen waren. Die Treue des Knaben wurde ihnen demohngeachtet verdächtig, und um seine Flucht zu verhüten, nahmen sie ihm den Oberrock weg. Das konnte aber in der Hauptsache nichts ändern; Benda verkaufte seine Schul-

bücher, hüllte sich in einen Mantel, und entfloh mit dem Studenten nach Dresden. Hier wurde er wohl aufgenommen und sogleich neu gekleidet. Nach etwa anderthalb Jahren kam ihm die Lust an, wieder nach Böhmen zurück zu kehren, und da man ihn nicht gutwillig gehen ließ, so faßte er den Entschluß, mit einem Schiffe heimlich abzugehen. Man schickte ihm nach, er wurde zu Pirna eingeholt, und nach Dresden zurück gebracht. Diese Reise auf dem Wasser und die Kälte hatten einen so üblen Einfluß auf ihn, daß seine bisher so hohe Sopranstimme auf einmal verloren gieng. Nun machte man in Dresden keine Schwierigkeiten mehr, ihm das öffentlich zu erlauben, was er heimlich, aber vergebens, versucht hatte.

Nachdem Benda seine Eltern besucht, und unter dieser Zeit die Contraltstimme erhalten hatte, begab er sich nach Prag, und wurde im Jesuiterseminarium aufgenommen, wo er im Jahr 1723, bei der Krönung Karls des Sechsten, zum Könige in Böhmen, Gelegenheit hatte, den Contraltisten Gariano Orsini zu hören, durch dessen Singen er bis zu Thränen gerührt wurde. Bald hernach ward er bei dem Chore der Kreuzherren angestellt. Um diese Zeit fieng er an zu komponiren, und setzte zuerst das Salve Regina zweimal in Musik. Jetzt hatte sich auch seine Contraltstimme verloren, und er kehrte deswegen wieder zu seinen Aeltern zurück. Um sich das Brod zu verdienen, nahm er seine Zuflucht zur Violine, und trat damit zu einer herumziehenden Musikbande, die zu Tanze spielte, um die Beine der Bauren in zitternde Bewegung zu setzen. Ein blinder Jude, Namens Löbel, war bei dieser Gesellschaft ein außerordentlicher

Spieler in seiner Art. Er brachte seine wilden Tanzmelodien, die bis ins drei gestrichene a giengen, rein und sicher heraus, und zog einen guten Ton aus seiner Geige. Dieser Jude war Benda's erstes Muster, und zugleich die erste Ursache seiner nachfolgenden Größe, indem er es ihm mit allem Eifer gleich zu thun suchte. Allein er fieng allmählig an, sich des Tanzspielens zu schämen, und da es ihm an andern Aussichten fehlte, beschloß er, ein Kuchenbäcker zu werden. Ein Graf Klenau, der in Benatk wohnte, erhielt ihn der Kunst. Dieser schenkte ihm 12 Thaler und gab ihm den Rath, nach Prag zu gehen, um dort bei einem gewissen Konyczek die Violine weiter zu studiren. Er thats, und als er zehen Wochen lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich unter seinem Meister geübt hatte, überließ ihn dieser seinem eigenen Fleiße.

Ohngefähr in seinem 18ten Jahre begab sich Benda nach Wien, und von der Zeit nahm sein Geschick eine günstigere Wendung. Er bekam Dienste bei dem Grafen von Uhlefeld, dann bei dem Feldmarschall Montekukuli, und bei mehreren andern Großen. Nach einigen Jahren entschloß er sich, mit drei andern Tonkünstlern eine Reise nach Polen zu unternehmen. Als sie in Warschau angekommen waren, kamen sie in die Dienste des Starosten Szaniawsky, bei dem Benda Kapellmeister wurde. Zwei und ein halbes Jahr hielt er in diesem Dienste aus, der nichts weniger als unter die mäßigen gehörte, da er einst an einem Nachmittage 18 Koncerts spielen mußte. Er kam nun zur polnischen Kapelle des Königs August, und nach dem Tode desselben gieng er mit einem Theile des Brühlischen Gepäckes nach Dresden. Hier wurden

ihm 1732 durch Quanz, von Ruppin aus, Dienste bei dem Kronprinzen von Preussen, nachmals Friedrich dem Großen, angetragen. Er gieng hin, und lernte nun an Graun einen Violinisten kennen, dessen Vortrag im Adagio er bewunderte, und den er von der Zeit an als seinen zweiten Lehrmeister betrachtete. Er fieng nun selbst an, Solo's für die Violine zu setzen, und auch in der musicalischen Setzkunst waren Quanz und Graun seine Leiter.

Vierzig Jahre blieb Benda, zuletzt als Concertmeister, in Friedrichs Diensten, und accompagnirte demselben 50,000 Concerte. Er selbst machte auf seinem Instrumente Epoche. Der Ton, den er auf der Violine herausbrachte, war einer der schönsten, vollsten, reinsten und angenehmsten. Er besaß alle erforderliche Stärke in der Geschwindigkeit, Höhe und allen nur möglichen Schwierigkeiten des Instruments, und wußte zu rechter Zeit vernünftigen Gebrauch davon zu machen. Aber das edle Singbare war das, wozu ihn seine natürliche Neigung insbesondere, und mit dem besten Erfolge zog. Seine Spielart war ganz seine eigene, und nach dem Muster gebildet, welches alle Instrumentalisten studiren sollten, nemlich gutes Singen. Er hat einige 100 Solo's, sehr viele Concerte für die Violine, auch verschiedene Simfonien und Trios komponirt; aber nur 12 Solo's sind von ihm zu Paris gestochen. Er starb zu Berlin am 7ten März 1786 an der Entkräftung. Fern vom allem Künstlerstolze, war er um so achtungswerther; nie sah man mehr Demuth und Bescheidenheit mit großen Talenten vereinigt, als bei ihm.

Johann Rudolph Zumsteeg.

Herzogl. Würtembergischer Koncertmeister.

Eine Blume auf das Grab dieses Meisters in der Kunst, durch die reizenden Töne der Musik das Herz zu erwärmen, und die edelsten Gefühle zu wecken! Er gehört unter diejenigen Künstler, die, ohne das Land der Künste und der Musik gesehen zu haben, auf deutschem Boden ihre seltenen Talente zu einem hohen Grade der Vollendung ausbildeten.

Zumsteeg wurde am 10ten Januar 1760 zu Sachsenflur im Odemwalde geboren. Sein Vater, ehemals Kammerlakai am Würtembergischen Hofe, ein alter treuer Diener des Herzogs Karl von Würtemberg, bat um die Aufnahme seines Sohnes in die militairische Pflanzschule auf der Solitüde, welches ihm von seinem Fürsten gern gewährt wurde. Schon im Knaben zeigte sich der künftige Tonkünstler, und seine Fähigkeiten entwickelten sich im schnellen Fortschritt. Den ersten Unterricht in der Kunst erhielt er von den herzoglichen Kapellmeistern Baroni, Mazzanti und Poli, und er wußte durch ein fleißiges, oft über die Mitternacht hinaus verlängertes, Studium der theoretischen Werke eines Mattheson, Marpurg und

d'Alembert, sich immer mehr zu bilden. Da der Herzog damals in der Periode stand, wo er der Musik große Opfer brachte und ein treffliches Orchester unterhielt, so hatte Zumsteeg ohne Zweifel öfters Gelegenheit, durch das Anhören vorzüglicher musikalischer Meisterwerke seinen Kunstsinn weiter auszubilden, und sein Ohr an das wahre Schöne zu gewöhnen.

Die Früchte dieser Uebungen zeigten sich bald genug. Schon während seiner akademischen Laufbahn komponirte Zumsteeg viele Kantaten zu Hoffesten und mehrere Opern, als Lottchen am Hofe, das tartarische Gesetz, Renaud und Armide, Tamira, Schuß von Gänsewitz und Zaalor. Unter den Freunden seiner Jugend war unser Schiller, und als dieser mit den Räubern seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete, verfertigte Zumsteeg die Musik zu den Gesängen in diesem Schauspiel, welche auch gedruckt worden ist. Er ward herzoglicher Hofmusikus, spielte das Violoncell ganz vorzüglich, und bewies seine Fortschritte durch die Komposition der Klopstockischen Frühlingsfeier (die erst nach seinem Tode gedruckt worden ist), einer Messe und mehrerer Balladen und Lieder, die, als kleine, für ein verbreitetes Publikum gehörige Stücke, besonders dazu beitrugen, seinen Namen bei allen Dilettanten in eine große Achtung zu setzen.

Als der herzogliche Kapellmeister Poli seinen Abschied nahm, waren Zumsteegs Talente schon so allgemein und unbestritten anerkannt, daß er zum herzoglichen Koncertmeister ernannt wurde, und daß ihn das ganze Personal des Orchesters ohne Neid und mit Herzlichkeit an seine Spitze treten sah. Er widmete nun seine Talente zur Komposition sowohl der würtem-

bergischen Hofkapelle, als dem gesammten deutschen Publikum; was die erstere von seinen Arbeiten besitzt, ist für Kenner und Liebhaber ein wahrer Schatz. Die öffentlich bekannt gewordenen Producte seiner Muse, Kolma, Hagars Klage, Gesänge der Wehmuth, Bürgers Leonore und die Tochter des Pfarrers von Taubenheim, Balladen und Lieder, die Gesänge der Mohrin Iglou aus Heymeran von Flamming, und vor allem Gotters Geister-Insel sichern ihm die Unsterblichkeit. Seine Seele war für das Ernste und Rührende gestimmt, das ihm auf eine bewundernswürdige Art gelingt. Er lößte in seinen letztern Meisterarbeiten die schwere Aufgabe, dem Kenner und musikalischen Kritiker Genüge zu thun, und doch auch das Gefühl des Nichtkenners, der, als bloßer Freund der Harmonie, nur einen ästhetischen Sinn mitbringt, durch den Zauber seiner Kunst zu ergötzen und zu rühren. Aus seinen Kompositionen weht ein heiliger Sinn für Unschuld und Sittlichkeit hervor, der sich auf eine unbeschreiblich süße Art des Hörers bemächtigt und ihn dazu bringt, daß er der Kunst und der Tugend zugleich huldigt.

Die hohe Achtung, die Zumsteeg als Künstler einflößt, wird nicht geschwächt, wenn man auf sein Betragen in den Verhältnissen des häuslichen und bürgerlichen Lebens blickt. Wer ihn kannte, liebte ihn, und er gehörte unter die glücklichen Menschen, die vielleicht nie einen Feind hatten. Schon seine Gesichtsbildung nahm beim ersten Anblick für ihn ein. Bescheiden, dienstgefällig, frohsinnig, ein zärtlicher Gatte, guter Vater, herzlicher Freund und angenehmer Gesellschafter — lebte er zufrieden im Kreise der Seinigen, und

einiger weniger Freunde. Nie war er unbeschäftigt, die von Amtsarbeiten freien Stunden wandte er meistens auf Lektüre und Kompositionen. Selten gieng er spatzieren, seltener in größere Zirkel, das Schachspiel war für ihn eine angenehme Erholung. Für jeden Durchreisenden Künstler und Gelehrten stand sein Haus offen, und in solchen Augenblicken that es dem gastfreien Mann wehe, daß er aus ökonomischer Rücksicht seinem Herzen nicht folgen konnte. Er sprach geläufig und gut französisch und italiänisch, und urtheilte sehr richtig über Poesie. Er liebte gefälligen Scherz, und würzte seine Gespräche durch muntere Einfälle; aber zu seinen Kompositionen wählte er vorzugsweise, was zum Ernste, zur Melancholie stimmte.

Seinen starken Körperbau, sein gesundes Aussehen schienen ihm ein hohes Alter zu versprechen; aber schon in seinem 42sten Jahre wurde er unvermuthet allen Freunden der Musik und seinem Vaterlande entrissen, das aufrichtig und gerecht bei seinem Grabe trauerte. In der Nacht des 27sten Januars 1802 fühlte er heftige Brustbeklemmungen, stand auf, gieng im Zimmer auf und nieder und wollte niemand wecken. In der Frühe rief er seiner Gattin entgegen: ich befürchte sehr, krank zu werden. Plötzlich überfiel ihn bei neuen gewaltigen Brustkrämpfen ein tödtender Steck- und Schlagfluß. Er starb in den Armen seiner trostlosen Gattin, und hinterließ drei Söhne und eine kleine Tochter.

Baskerville. Haas. Didot.

Berühmte Buchdrucker.

Drei Männer, die hier neben einander stehen mögen, da sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern den Flor der Buchdruckerkunst befördert, und durch wichtige Erfindungen erhöht haben.

Johann Baskerville wurde im Januar 1706 zu Woverley in Worcestershire geboren, und war der Erbe eines liegenden Grundes von ungefähr 60 Pfund jährlicher Einkünfte. Er ließ indeß, mit einer musterhaften kindlichen Liebe und Großmuth, dieß ganze Einkommen seinen Aeltern bis an ihren Tod; und beide starben in ziemlich hohem Alter. Er wurde in seiner Jugend zu keinem besondern Gewerbe oder Geschäfte angeführt; indeß hatte er frühzeitig einen großen Hang zum Schönschreiben und Steinschneiden, und brachte es in beiden Künsten sehr weit. Als er ungefähr 20 Jahr alt war, fieng er an, zu Birmingham Schreibmeister zu werden. In kurzer Zeit brachte ihn sein betriebsamer Geist, der auf den Fortgang aufmerksam war, welchen die Manufakturen dieser arbeitsamen Stadt hatten, auf die Lackirarbeit. Diese trieb er eine lange Zeit mit vorzüglicher Geschicklichkeit und

dem glücklichsten Erfolge. Im Jahr 1750 legte er sich aufs Schriftgießen; es kostete ihm viele Mühe, dasselbe zur Vollkommenheit zu bringen, und war zugleich mit sehr großen Kosten verknüpft. Vom Schriftgießen gieng er nach wenig Jahren zur Buchdruckerey über. Das erste Buch, das er abdruckte, war eine Ausgabe Virgils, in Medianquart, die jetzt 3 Guineen kostet. Bald hernach erhielt er von der Universität Cambridge die Erlaubniß, zwei Bibeln in Regalfolio, und zwei Ausgaben des Common Prayer in dreierley Format zu drucken. Für die Erlaubniß dazu bezahlte er der Universität eine ansehnliche Summe. In der Folge druckte er den Horaz, Terenz, Katull, Lucrez, Juvenal, Sallust und Florus, in Medianquart, den Virgil in Oktav, und verschiedene Bücher in Duodez. Auch gab er einige klassische englische Schriftsteller, besonders den Milton heraus.

Wegen der Schönheit dieser Ausgaben verdient Baskerville's Name einen Rang unter denen, die, wenigstens in neuern Zeiten, das meiste zur Verschönerung und Verbesserung der Buchdruckerkunst beigetragen haben. Das Papier, die Schrift und die ganze Ausführung der von ihm gedruckten Werke, sind die besten Zeugnisse ihres vorzüglichen Verdienstes. Da Baskerville indeß von den Buchhändlern die Aufmunterung nicht erhielt, die er hoffte und erwartete, so fieng er kurz vor seinem Tode eine ordentliche Schriftgießerey zum Verkaufe an. Er starb im Januar 1775, und hinterließ keine Kinder. Man rühmte seinen leutseligen Charakter, seine Höflichkeit und Gastfreundschaft. —

Wilhelm Haas war am 23sten August 1741 in Basel geboren, wo er von seinem Vater die Schrift-

schneidekunst erlernte, nebenher aber sich auf der Universität seiner Vaterstadt mit den Wissenschaften, vorzüglich der Mathesis unter Bernoulli beschäftigte. Die Schriftgießerey setzte er nach seines Vaters Tode fort, bis er sie im Jahr 1789 seinem Sohne überließ. Während dieser ganzen Zeit machte er viele glückliche Versuche zur Verschönerung der Schriften. Er war der Erste in Deutschland und in der Schweiz, welcher mit Erfolg französische Typen in Baskerville's Geschmack schnitt, mit welcher zuerst Thurneisens typographisch-schöne Oktav-Ausgabe des Voltaire gedruckt wurde. Eine seiner wichtigsten Erfindungen war die einer verbesserten Buchdrucker-Presse, deren Haupttheile aus einem von Eisen gegossenen, auf einem festen Steinklotze aufgeschraubten Bogen bestehen, in welchem sich in einer metallenen wohlbefestigten Schraubenmutter die Spindel bewegt, auf welcher, statt des einfachen Bengels, ein Balancier im Gleichgewichte steckt, an dessen beiden Enden Schwunggewichte angebracht sind, durch welche die Bewegung erleichtert, und die Wirkungskraft so sehr vergrößert wird, daß die Presse mit einer einzigen, durch geringe Kraft gegebenen Bewegung eine ganze Form druckt, wozu die gewöhnliche Presse zwey Drucke und die ganze Kraft eines Arbeiters braucht. Außerdem verdankt ihm die Buchdruckerkunst die systematische Zusammensetzung der Stücklinien und Zwischenspäne, und die Kunst, geographische Karten mit beweglichen Typen zu setzen, zu welcher letztern jedoch Preuschen in Carlsruhe den ersten Gedanken gefaßt hat. Haas bildete diese Kunst unabhängig von Breitkopf und auf eine andere Art aus, und gab selbst neue mit beweglichen Typen gesetzte Landkarten heraus.

Außer den Schriften über seine Erfindungen stehen auch mehrere Aufsätze über staatswirthschaftliche Gegenstände von ihm in den Abhandlungen der ökonomischen Gesellschaft von Basel. Denn er hatte in diesen praktischen Wissenschaften ausgebreitete Kenntnisse, und wucherte in seinen bürgerlichen Verhältnissen mit denselben zum Besten des Vaterlandes. Auch um das Militair hatte er große Verdienste. Er gab der Landmiliz, bei der er als Offizier angestellt war, und dem Artillerie-Korps, dessen Kommando ihm übertragen wurde, eine neue Organisation, und ließ das Geschütz sehr verbessern. An der helvetischen Staatsumwälzung nahm er den lebhaftesten, feurigsten Antheil. Aus Erfahrung von der Nothwendigkeit einer Veränderung der Verfassung überzeugt, bot er selbst die Hände dazu, wenn er gleich alle gewaltsamen Mittel verabscheute. Aber er ward, wie so mancher Redlicher, von dem Strome fortgerissen, und ein Spiel der Leidenschaft schlechter Menschen, deren wahren Charakter ihn sein Mangel an Menschenkenntniß nicht sehen ließ. Er ward Basler Abgeordneter bei der Legislatur von Helvetien und in der Folge General-Inspektor der Artillerie, wohnte auch dem Feldzug von 1799 in der östlichen Schweiz bei. Die Umstände und widrigen Ereignisse zeigten die Nothwendigkeit, durch eine Artillerie-Schule allmählig ein wohlorganisirtes National-Korps zu bilden. Die Regierung begünstigte sein Unternehmen und die Schule ward im Kloster St. Urban im Canton Lucern errichtet. Haas stand ihr mit jugendlicher Thätigkeit bis zum 8ten Junius 1800 vor, welches sein Todestag war. Vaterlandsliebe, eine gemeinnützig sich aufreibende Thätigkeit und Uneigennützigkeit zeichnete den

edlen Republikaner als Menschen aus. An den gemeinnützigen Gesellschaften der Schweiz nahm er als Mitglied Antheil, und die Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin zählte ihn auch zu den Ihrigen. —

Franz Ambrosius Didot war im Januar 1730 zu Paris geboren. Sein Vater, Franz Didot, war ebenfalls ein sehr geschickter Buchdrucker, und unterrichteter Mann. Er pflanzte seinem Sohne von früher Jugend Liebe zu der Beschäftigung ein, zu der er ihn bestimmt hatte, und suchte selbst den Enthusiasmus in ihm zu wecken, der zu großen Fortschritten in der Kunst durchaus nothwendig ist. Der junge Didot sah eins von Baskerville's Meisterstücken; es erblicken, und den Vorsatz fassen, den englischen Künstler zu übertreffen, war eins. Man mußte damit den Anfang machen, die französischen Lettern zu verbessern; allein er fühlte bald, daß das nicht genug sey, und daß man sich auch mit Vervollkommnung des Papiers beschäftigen müsse. In den Jahren 1776 und 1777 unternahm er also verschiedene Reisen zu den berühmtesten Papiermühlen, und suchte die Besitzer mit seinem Eifer zu begeistern. Besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf das sogenannte Velinpapier, das man schon in England zu fabriziren angefangen hatte. Er theilte seine Beobachtungen den Herren Johannot zu Annonay mit, und brachte sie endlich durch das Anerbieten, alle Kosten zu tragen, dahin, daß sie einen Versuch machten. Es gelang, und schon 1781 konnte Didot auf Velinpapier drucken.

Didot hatte zwei Söhne; er erzog sie zu seiner Kunst; er suchte durch sie gleichsam sein Leben zu ver-

längern, und sich der Fortsetzung seiner Anstrengungen bis zu völliger Entwickelung des Plans zu versichern. Wirklich versammelte er in seiner Familie alle Mittel, die zu Hervorbringung von Meisterwerken der Buchdruckerkunst erforderlich sind. Er legte eine schöne Papierfabrik an; einer von seinen Söhnen wurde ein geschickter Schriftstecher, und beide zeichnen sich jetzt unter allen Buchdruckern Frankreichs aufs vortheilhafteste aus.

In der Mechanik seiner Kunst erfand Didot eine Menge Verbesserungen. Er vervollkommnete die Stege. So nennt man die verschiedenen Stücke, deren sich die Setzer bedienen, um die Seiten von einander zu sondern, und die Ränder zu bilden. Bis dahin hatte man sie von Holz gemacht, welches vom Wasser aufquoll, wenn man es vor und nach dem Abziehen abwusch. Didot half dieser Unbequemlichkeit ab, indem er sie von dem gleichen Stoffe, wie die Lettern machte. Er erfand den Typometer, dessen man sich zu genauer Bestimmung des kubischen Inhalts und der Höhe der Lettern bedient. Diese Erfindung führte ihn zugleich auf eine einfachere und zweckmäßigere Art, die Abstufung der Schriftarten zu bezeichnen: bis dahin hatte man sie mit fast unverständlichen Benennungen belegt. Man verdankt ihm eine neue Presse, mittelst deren der Arbeiter gleichförmig und mit einem Zug den ganzen Papierbogen bedruckt. Er erfand eine sehr einfache und doch sehr genaue Maschine zu Vervollkommnung des Mechanismus der Pressen. — Dieß sind nur einige der wichtigsten Dienste, welche Didot seiner Kunst leistete. Man kennt seine schönen, auf Ludwigs des Sechszehnten Befehl zum Gebrauch des Dauphins ge-

machten Editionen. Das Theatre choisi de Corneille, die Oeuvres de Racine, der Télémaque, erschien 1783, die Gerusalemme liberata 1784, und von Jahr zu Jahr entstiegen vollkommenere Produkte seinen Pressen.

Didot war nicht blos ein großer Künstler, sondern auch sein Privat-Charakter war trefflich. Durch Erziehung und Geschmack einfach und genügsam, war er verschwenderisch, sobald von Vervollkommnung seiner Kunst oder vom Wohlthun die Rede war. Er war ein guter Vater; seine zahlreiche Familie und einige Freunde liebten ihn unwandelbar bis an das Ziel seiner Tage. So genoß er ungekränkt des Ruhms, den ihm seine Kunst verschafft hatte, aber nie ließ er sich dadurch zur Unthätigkeit verleiten. In einem Alter von 73 Jahren las er die Korrekturbogen der Stereotypen-Edition von Montagne bis fünfmal, und stand deshalb alle Morgen um 4 Uhr auf. Seine rühmliche Laufbahn endigte sich am 11. Jul. 1804. Er hinterließ zwey Söhne, Peter und Firmin Didot, seine Zöglinge und Nebenbuhler in seiner Lieblingskunst. Mit Wohlgefallen äußerte er, daß sie ihn übertroffen hätten; aber ihre Meisterwerke gehören ihm noch an, denn ihre Talente sind sein Werk.

Friederike Karoline Neuberinn.

Schauspielerinn.

Unter allen Nationen, die sich zum Range gebildeter Völker erhoben, war die Beschaffenheit ihres Theaters ein Maasstab für den Grad ihrer Bildung in den verschiedenen Perioden ihrer Geschichte, und die Rohheit oder Anständigkeit der Bühne hatte hingegen den merklichsten Einfluß auf die Kultur der Nationen selbst. Darum gedenken wir auch der Neuberinn mit Achtung, weil sie durch das, was sie für die verwahrloste deutsche Bühne that, zugleich mit auf Deutschlands Sitten und Geschmack wirkte.

Sie war die Tochter eines Advocaten in Zwickau, Namens Weißenborn, und vermuthlich im Anfang des 18ten Jahrhunderts geboren. Ihr natürliches Talent machte, daß sie sich der Schaubühne widmete, und schon die ersten Versuche erwarben ihr Beifall und Aufmunterung. Sie legte sich vornemlich auf tragische Rollen, und es bleibt ihr der Ruhm, daß sie unter unsern Schauspielerinnen unstreitig zuerst den Ton der tragischen Deklamation angegeben hat. Ihr Ton war freilich immer noch schwülstig und scandirend; aber vorher verstand man fast gar noch nicht, tragische Verse zu sagen. Uebrigens war sie es allein, die dem Neuberischen Namen eine

eine ausgebreitete Celebrität verschaffte, denn ihr Gatte Johann Neuber, war nur ein sehr mittelmäßiger Schauspieler, und an der Direction des Theaters nahm er niemals einigen Antheil.

Es gab damals noch wenig stehende Bühnen, und unsre Schauspielerinn mußte sich daher bequemen, mit der Spiegelbergischen Gesellschaft von einer Stadt zur andern zu wandern. So kam sie im Jahr 1728 nach Weißenfels, und hier war es, wo ihr unternehmender Geist ihr den Gedanken einflößte, selbst Prinzipalinn zu werden. In Kurzem brachte sie wirklich eine kleine Gesellschaft zusammen, zog einige Anfänger an sich, deren Namen ihr und der deutschen Bühne Ehre brachten, und wurde die Stifterin eines Theaters, das für den Fortgang der Deutschen in diesem Theile der schönen Künste sehr wichtig geworden ist. Sie besaß von Natur alle Eigenschaften einer guten Principalinn, Wachsamkeit, Thätigkeit, Gegenwart des Geistes, Strenge gegen ihre Schauspieler, Liebe zur Ordnung und Eifer für die Unterhaltung der Zuhörer. Anfangs bewirthete sie dieselben noch mit den Gattungen von Schauspielen, die sie vorfand, das ist, mit Haupt- und Staatsactionen, Stegreifstücken, Burlesken u. dgl. Die ausländische Literatur hatte in Deutschland noch so wenig Wurzel gefaßt, daß man die guten Originale der ausländischen Bühnen, wovon nur noch wenige übersetzt waren, fast nur in fürstlichen Bibliotheken aufsuchen mußte. Wenn sie so wenig gesucht wurden, darf man sich wundern, daß man sie noch weniger zu lesen verlangte?

Neuberinn begab sich mit ihrer Gesellschaft von Weißenfels nach Leipzig, und fand hier die günstigste Aufnahme. An Gottsched fand sie bei ihren Bemü-

hungen einen sehr eifrigen Rathgeber, und nach seinem Rathe brachte sie öfters Uebersetzungen auf die Bühne. Dadurch gewann das Theater allerdings eine neue Gestalt, aber eine Verbesserung konnte man es wohl nicht nennen, weil dadurch die Deutschen auf einige Zeit gleichgültig gemacht wurden, an ein wahres Nationaltheater zu denken. Und wie war es möglich, daß die Nation für diese Arbeiten der Ausländer den Enthusiasmus empfinden konnte, der allein zur dauerhaften Gründung des Theaters beitragen muß? Die erste Uebersetzung, welche Neuberinn auf Gottscheds Ermunterung spielte, war der Regulus des Pardon. Ein Stück, das in Frankreich ausgepfiffen wurde, sollte den Deutschen das Trauerspiel empfehlen; ein Pardon, von einem andern Pardon übersetzt, sollte sie dem französischen Geschmacke geneigt machen! Was indessen der Werth des Stückes nicht konnte, mußte in Deutschland zum erstenmal — die Kleidung thun. Vom Dresdner Hofe unterstützt, reformirte Neuberinn die Garderobbe, und die genügsamen Zuschauer bezeugten der klugen Prinzipalinn ihre ganze Zufriedenheit. Dadurch kühn gemacht, wagte sie immer mehr und mehr, und brachte von 1727 bis 1739 eine Menge Trauerspiele auf ihr Theater, das sie von Leipzig nach Braunschweig, Hamburg, dann nach Nürnberg, Strasburg, Frankfurt am Mayn, wieder nach Leipzig u. s. w. verlegte. Einen vorzüglichen Gönner fand sie in Kiel an dem Herzog Karl Friedrich von Holstein, der eine so große Liebe für das Theater hegte, daß er zuweilen selbst Rollen übernahm.

Man muß sich wundern, daß sie durch die frostigen französischen Tragödien und durch elende Verse den Zu-

schauern Geschmack an gelernten Stücken beizubringen suchte. Allein sie gieng auch stufenweise zu Werke. Mitunter mischte sie noch immer etwas von den alten Frazzen ein, z. B. das Rosenthal, das Reich der Todten, in welchem letztern sie selbst die Rolle eines jenaischen, hallischen und wittenberger Studenten hatte. Ja sie war auch selbst Schriftstellerinn, ließ aber selten etwas drucken, weil es ihr sehr darum zu thun war, ihrem Theater einen eigenthümlichen Werth und Charakter zu sichern. Prologen ohne Zahl flossen aus ihrer Feder, denn das Publikum fand damals an denselben einen ungemeinen Geschmack, besonders wenn sie allegorischen Inhalts waren.

Der Harlekin spielte noch immer eine Hauptrolle auf dem deutschen Theater, bis sie ihn im Jahr 1737 zu Leipzig feierlich von demselben verbannte. Es wurde ein förmliches Auto da Fe über denselben gehalten, wozu die Prinzipalinn selbst ein Vorspiel verfertigte. Sein Name ward nun zwar nachher bei der Neuberischen Gesellschaft nicht mehr gehört, allein man wollte doch deshalb nicht sogleich alle die Stücke wegwerfen, worin er vorkam; die ganze Verbesserung bestand also im Grunde nur darin, daß man ihn in Hänschen oder Peter umtaufte, und ihm ein weißes Jäckchen statt eines bunten anzog. Schauspieler schämten sich nachher, Harlekine zu heissen, wenn sie es gleich in ihrem Spiele noch immer blieben.

Als das Neubersche Theater im höchsten Flor stand, bekam die Prinzipalinn einen sehr ehrenvollen Ruf von der Kaiserinn Anna von Rußland, mit ihrer Gesellschaft nach St. Petersburg zu kommen. Voll der glänzendsten Hoffnungen eilte sie dahin, aber er war der

Weg zu ihrem Verderben. Nicht lange nach ihrer Ankunft starb die Kaiserinn, und der Herzog von Curland Biron, ihr vornehmster Gönner, fiel in Ungnade. Die schönen Aussichten waren verschwunden, sie war genöthigt, die weite Reise nach Leipzig zurück zu machen, aber auch hier fand sie das alte Glück nicht wieder. In ihrer Abwesenheit hatte Schönemann, ein Schauspieler von Einsicht und unternehmendem Muth, eine neue Bühne errichtet, die Deutschen waren gleichgültiger gegen sie geworden, und statt des erwarteten Beifalls, fand sie sich von einer schmähsüchtigen und erbitterten Kritik verfolgt. Ihr natürlicher Stolz bewog sie, mehr darüber zu lachen, als die Folgen davon abzuwenden; sie reizte ihre Feinde durch Schmähungen mehr, als daß sie sie gewonnen hätte, und dachte nicht auf neue Freunde. Zu ihrem Verfall trug es nicht wenig bei, daß sie sich mit Gottsched entzweite, und seinen durch empfindliche Beleidigungen Unwillen reizte. Sie, die so viele Vorspiele geschrieben hatte, verfertigte ein allegorisch-satyrisches, das den Titel führte: Der allerkostbare Schatz, und brachte Gottscheden in der Person des Tadlers (den 17. Sept. 1741) auf die Bühne. Auch der Anzug sollte Lachen erregen; er gieng, gleich der Nacht, in einem Sternenkleide, mit Fledermausflügeln, trug eine Blendlaterne in der Hand, und eine Sonne von Flittergold auf dem Kopfe.

Seit dem Jahre 1742 mußte Neuberinn mit Trauer sehen, wie sich ihre Gesellschaft allmählich auflöste. Sie entließ dieselbe im folgenden Jahre, gieng nach Oschatz, kehrte aber bald wieder zu ihrem vorigen Berufe zurück. Es gelang ihr, wieder eine Gesellschaft zu sammeln, mit der sie im Jahr 1745 nach Frankfurt

am Main zog, um sich die Kaiserkrönung Franz des Ersten zu Nutze zu machen. Aber dieses Vorhaben schlug unglücklich aus, da schon die besten Plätze mit italiänischen Operisten, Franzosen und der müllerschen Gesellschaft besetzt waren. Bei dem Entstehen mehrerer Prinzipalschaften und der dramatischen Ebbe und Fluth waren alle ihre Anstrengungen fruchtlos, sich wieder empor zu bringen, und 1758 scheiterte ihr Glück zu Zerbst völlig. Von der Zeit an brachte sie ihr Leben in Kummer und Elend zu. Sie mußte herumschwärmen, und aus einer großen Principalinn eine Budenkomödiantinn werden. Von allen verlassen, floh sie nach Wien, und ließ ein allegorisches Vorspiel, die Herbstfeier, drucken. Dann kehrte sie nach Dresden zurück, und spielte in den umliegenden Bädern in den traurigsten Umständen. Bei der Belagerung Dresdens mußte sie mit krankem Leibe flüchten, und im Jahr 1763 endigte sie ihr mühseliges Leben bei Laubegast, einem Dorfe unweit Dresden.

Die Verdienste, die sich Neuberinn um die Aufnahme des deutschen Theaters erworben hat, verdienten es, durch ein Monument verewigt zu werden. Die Nachwelt war auch bald so dankbar, und einige Freunde von ihr in Dresden ließen ihr in dem Dorfe Laubegast, nicht weit von dem Hause, in welchem sie gestorben ist, in einer reizenden Gegend am Ufer der Elbe und an der öffentlichen Heerstraße ein geschmackvolles Denkmal errichten.

Marianne Erdmann.

Schriftstellerin.

Das Leben dieser achtungswerthen Schriftstellerin war von der Wiege bis zum Grabe ein steinigter Pfad mit Dornen und Disteln bewachsen, wo nur sparsam eine Rose blühte, die schneller hinwelkte, als sie gepflückt ward. Sie stammte aus dem alten edlen mailändischen Geschlechte von Brentano, und zwar aus dem Hause Brentano Rosci, das sich vor langen Zeiten in der welschen Schweiz niedergelassen hatte, und von welchem der Zweig, zu dem Mariannens Familie gehörte, zu Rapperschwyl am Züricherſee wohnte. Ihr Vater, dem sie am 25 Nov. 1755 geboren war, besaß ein sehr ansehnliches Vermögen, verlor es aber durch allerlei widrige Begegnisse, und hinterließ sein einziges Kind in den hülflosesten Umständen.

Die arme Waise fand einen zweiten Vater an dem, auch als Schriftsteller vortheilhaft bekannten, geistlichen Rath in Kempten, Dominik von Brentano. Um indessen die Güte des unbemittelten Onkels nicht zu mißbrauchen, übernahm sie noch als ein ganz junges Mädchen eine Gouvernantenstelle in einem adelichen Hause; sie wurde aber so übel behandelt, daß sie bald

wieder zu ihrem Onkel flüchten mußte. Ein anderer Verwandter auf dem Lande nahm sie nach einiger Zeit zu sich, da sie aber auch hier keine bleibende Stätte fand, so that sie in ihrem 22sten Jahre den übereilten Schritt, einem Manne die Hand zu geben, der nachdem er die Maske abgenommen hatte, als ein in allen Lastern und Bosheiten ertrunkener Wüstling erschien. Er brachte sein und seiner Frau Vermögen durch, machte Schulden, griff die ihm anvertraute Kasse an, und entzog sich der Strafe durch die Flucht.

Befreit war jetzt Marianne von ihrem Peiniger, aber auch entblößt von Gelde und von Mitteln, sich ihren Unterhalt zu verschaffen. In dieser Verlegenheit reiste sie nach Wien, um eine Stelle als Gouvernante junger Frauenzimmer von Stande, oder als Gesellschafterin einer vornehmen Dame zu suchen. Da sich keine schickliche Stelle für sie fand, so bestimmten sie Noth und Neigung, Schauspielerin zu werden. Sie betrat die Bühne unter erborgtem Namen, und der reichliche Beifall, den sie gleich anfangs einerndtete, erweckte in ihr den Vorsatz, sich dieser Kunst ganz zu weihen. Sie that es, und zwar mit scheinbarem Glükke; aber sie mußte sich nun auch alle Widerwärtigkeiten des unsteten Theaterlebens gefallen lassen, da sie bei keiner veststehenden Bühne engagirt war. Indeß verließ sie auch in diesem Stande ihr edler Stolz nicht, der sie vor aller Verachtung sicherte. Ihre Talente, ihre angenehme Unterhaltungskunst, ihr feiner Weltton, ihr offener Charakter, ihre Ehrliebe und tadelfreie Aufführung erwarben ihr auch in diesem Stande die Achtung aller Edlen. Allein in wenig Jahren erkaltete ihr Enthusiasmus für die Kunst; sie war des unsteten

Lebens, der damit verbundenen Kränkungen und Demüthigungen, und der ewigen Theaterkabalen überdrüßig geworden, und verließ in Strasburg die Bühne auf immer.

Ein zweites Ehebündniß, das sie noch in Strasburg mit dem geschätzten Geographen und Statistiker Ehrmann schloß, da indessen ihr erster Gatte an der Schwindsucht gestorben war, gab ihrem Lebenswege eine neue Richtung. Sie zogen im Jahr 1787 nach Oberschwaben, und errichteten ein literarisch-merkantilisches Institut, daß sich in kurzem mit dem Verlust ihrer ganzen Habe endigte. Nach diesem schmerzlichen Verluste wählten sie Stuttgard zum Orte ihres fernern Aufenthalts, und hier reichte ihnen die Schriftstellerey die Mittel ihres fernern Unterhalts.

Marianne hatte nach den Sitten jener Zeit eine vortreffliche Erziehung genossen, und verstand, nebst der Haushaltungskunst, alle weibliche Arbeiten auf eine vorzügliche Weise; aber von gelehrten oder wissenschaftlichen Kenntnissen war sie völlig entblößt. Ihre Bildung hatte sie größtentheils ihrem Oheim zu danken, der sie zur Lektüre anwies; eigene Erfahrung und Nachdenken vollendeten dieß Werk, denn in ihrem ganzen Leben hat sie nie ein wissenschaftliches Buch gelesen. Dennoch besaß sie ein vorzügliches Talent zur Bearbeitung moralischer Gegenstände für ihr Geschlecht. Da sie schöne Briefe schrieb, so war ihr erster schriftstellerischer Versuch (Müssige Stunden eines Frauenzimmers 1783) in Briefen abgefaßt; und in dieser Manier arbeitete sie auch größere Werke aus: (Amalie. Eine wahre Geschichte in Briefen, 2 Bde, 1787 und Nina's Briefe an ihren Geliebten 1787). Nachher

wagte sie sich auch an die dramatische Form, und der Versuch gelang: (Leichtsinn und gutes Herz, ein Schauspiel in 4 Aufzügen 1786.) Im erzählenden Tone schrieb sie erst später, da sie immer glaubte, daß sie in dieser Manier nicht viel leisten könnte, aber der Erfolg bewies ihr, daß sie zu wenig von sich selbst erwartet hatte. Eben so glücklich war sie, daß sie ihre Gedanken über moralische Gegenstände in kurzen Sätzen oder Aphorismen vortrug, wie in der Philosophie eines Weibes 1784, und in den kleinen Fragmenten für Denkerinnen 1788. Am bekanntesten aber wurde sie durch die Herausgabe von Amaliens Erholungsstunden und der Einsiedlerin aus den Alpen, zwei Monatsschriften, welche die Bildung des schönen Geschlechts zum Zwecke hatten, und der Verfasserin die Achtung und den Beifall eines zahlreichen Lesepublikums erwarben. Ihr richtiges Gefühl, ihre natürliche Logik, ihre Erfahrung, ihre Welt- und Menschenkenntniß, ihre reine Moral, ihr bis zum Enthusiasmus getriebener Eifer für die moralische Bildung ihres Geschlechts, und dann auch ihre nach und nach erworbene Uebung ersetzten reichlich den Mangel an wissenschaftlicher Kenntniß.

Ein großer Theil der bessern Klasse des schönen Geschlechts erkannte Marianne dankbar für seine Lehrerin, zollte ihr Dank und Liebe, bewarb sich um ihre Freundschaft, befragte sie um ihren Rath, und selbst Damen vom erhabensten Range beehrten sie mit einem unbeschränkten Zutrauen. Durch ihren weit ausgebreiteten Briefwechsel wirkte sie vielleicht im Stillen noch mehr Gutes, als öffentlich durch ihre Schriften. Denn sie war immer bereit, jedem mit Rath und That beizustehen, und ihrer Korrespondenz opferte sie einen

großen Theil ihrer Muße auf. Sie prahlte aber nie mit den Zeugnissen des Wohlwollens, der Liebe, des Dankes, die sie beinahe täglich von Personen jedes Standes, die sie sonst gar nicht kannte, in den schmeichelhaftesten Briefen erhielt, und nie machte sie einen öffentlichen Gebrauch davon, um ihr eigenes Lob gedruckt zu lesen.

Alle, die sie näher kannten, schätzten nicht allein ihren Geist, sondern auch ihr Herz, das voll Güte und Wohlwollen war. Ihr schöner Verstand war durch eigenes Nachdenken ausgebildet; ihre Urtheilskraft war reif und durch mannigfaltige Erfahrungen geläutert; ihre Einbildungskraft glühte immer, und riß sie leicht, wenn sie sich von dem ersten Eindrucke überraschen ließ, zum Enthusiasmus oder zu übereilten Handlungen hin, die sie bei kälterem Nachdenken sich selbst zum Vorwurf machte. Ein hoher Grad von Lebhaftigkeit machte einen Hauptzug ihres achtungswerthen Charakters aus; aber eben diese Lebhaftigkeit gab sie oft dem Tadel des kalten Zuschauers preis, der sie nicht zu beurtheilen vermochte; denn da sie keine Verstellung kannte, so war es unmöglich, daß sie nicht oft und viel gegen Etikette und Konvenienzen verstoßen sollte. Dennoch hatte man sie äußerst gern in Gesellschaften, und gebildete Frauenzimmer schätzten ihren Umgang ungemein hoch. Er war auch wirklich, wenn man ihre Freimüthigkeit und Zwanglosigkeit gehörig zu würdigen wußte, überaus angenehm. Sie besaß nemlich einen sehr gefälligen naiven Witz, eine immer heitere Laune und die Kunst, sich vortrefflich auszudrücken. Ueberdieß machte sie auch ihr reicher Schatz von Erfahrungen, ihr alles schnell fassender und richtig beurtheilender Ver-

stand, und ihre vorurtheilsfreie Denkungsart selbst dem ernstesten Denker zur angenehmen Gesellschafterin. Ihr Herz war ganz truglos, und ihre natürliche Gutmüthigkeit machte sie oft leichtgläubig, daher wurde sie auch hundertmal überlistet, ehe sie es wahrnahm. Sie war eine treue Freundin, und immer bereit, ihre Freundschaft auch mit der That zu beweisen. Wohlthätig gegen Arme, war sie bis zur Kargheit sparsam an sich selbst, doch ohne Geiz, und nie sparte sie am unrechten Orte. Die Hauswirthschaft verstand sie überhaupt vortrefflich, und in jedem Zweige derselben bewies sie ihre vorzüglichen Talente. Die Klagen ihres Gatten über den Verlust seiner Vertrauten, der er ein schönes Denkmal der Freundschaft und Liebe setzte, beweisen, daß sie auch als Ehegattin ihren Pflichten treu, und der Achtung aller Guten würdig war.

In den letzten Jahren ihres Lebens war sie, von den immer wiederkehrenden Anfällen einer steten Kränklichkeit niedergebeugt, nicht mehr dieselbe, die sie in frühern Jahren gewesen war. Sie wurde übellaunig, mürrisch, grämelnd, auffahrend und äußerst empfindlich. Nur selten vermochte ihr lebhafter Geist sich den Fesseln der Körperleiden zu entziehen; und dann strahlte ihr wahres Selbst ganz durch den Schleier hervor, der es umhüllte. Aber die Pausen der Kränklichkeit waren nur kurz, und wurden immer kürzer. Sie war hektisch und zitterte vor den Leiden eines langsamen Hinwelkens. Sie fürchtete doch den Tod nicht, und sah ihm heiter entgegen. Die Trostgründe einer reinen Christusreligion unterstützten sie. In einem Alter von nicht gar 40 Jahren, den 14. August 1795 unterlag sie ihrem Schicksal.

Marie Aurore, Gräfin von Königsmark.

Aebtissin des Stifts Quedlinburg.

Diese Dame, nach Voltaire's Ausdruck die liebenswürdigste Frau in Europa, war die jüngste Tochter des Grafen Conrad Christoph von Königsmark, der den Ruhm des Helden mit ins Grab nahm, und ums Jahr 1678 in Schweden geboren. Allgemein wird sie fast als ein Ideal der Schönheit und Liebenswürdigkeit geschildert. Schon früh war ihr Geist mit mannigfaltigen, eben so nützlichen als angenehmen Kenntnissen genährt. Sie redete die schwedische, deutsche, französische, italiänische und englische Sprache nicht nur mit Fertigkeit, sondern auch die meisten mit Reinheit und Eleganz. Sie konnte Latein und las die Alten. Historische und geographische Kenntnisse besaß sie in einem beträchtlichen Umfange. Sie war Dichterin, und zwar mit dem meisten Erfolge, in der französischen und italiänischen Sprache; durch ihren vortrefflichen Gesang und ihr meisterhaftes Spiel auf der Laute und Gambe, bezauberte sie jeden, der sie hörte, und was sie in den zeichnenden Künsten leistete, findet noch jetzt den Beifall der Kenner.

Mit diesen mannigfaltigen und schönen Talenten verband sie den feinsten Witz und die reizendste Unterhaltungsgabe. Ihr ganzes Wesen umfloß in hohem Grade Annehmlichkeit und Liebreiz. Stets begleitete sie die heiterste Laune. Ein leichter Scherz, eine feine Raillerie, die glücklichsten Einfälle und eine eigenthümliche Ansicht aller Gegenstände, gaben ihrer Unterhaltung einen vorzüglichen Reiz. Dabei zeigte sie überall ein edles, über die Kleinlichkeiten und Schwächen ihres Geschlechts sich erhebendes Gemüth, ein wohlwollendes Herz, Bereitwilligkeit zu helfen, Entfremdung von allen Bestrebungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht, Bescheidenheit im Betragen, Großmuth im Verzeihen, und völlige Unfähigkeit, irgend jemand, auch ihren Feinden, wehe zu thun, oder ihnen zu schaden.

So ausgebildet, kam die Gräfin Aurore im Jahr 1694 an den Hof des Churfürsten von Sachsen, Friedrich August, der in der Folge, als König von Polen, noch bekannter unter dem Namen August der Zweite geworden ist. Sie suchte seinen Beistand in einer Erbschaftssache, fand aber, was sie nicht suchte, in der Person ihres Beschützers den feurigsten Liebhaber, der kein Mittel unversucht ließ, sie in seinen Netzen zu bestricken. Aurore kämpfte eine Zeit lang gegen die Zudringlichkeiten ihres fürstlichen Liebhabers, wollte den Hof verlassen, blieb und wurde endlich das Opfer der feinen Kunstgriffe, die angewendet wurden, um ihre Tugend zu fällen.

Die edle Gesinnung, welche Aurore als reine Jungfrau bewiesen hatte, legte sie auch als fürstliche Maitresse nicht ab. Dieß bewies sie zuerst gegen die sanfte, nur zum Dulden und Leiden gemachte Gemah-

lin des Churfürsten. Sie forderte es von diesem, als den entscheidendsten Beweis seiner Liebe, daß er seiner Gemahlin stets die Achtung und Aufmerksamkeit erweisen möchte, welche diese tugendhafte Dame in einem hohen Grade verdiene. Dieser dringenden Bitte fügte sie die bestimmte Erklärung hinzu, daß sie sich gewiß sogleich von seinem Hofe und aus seinen Staaten entfernen werde, sobald sie das Gegentheil bemerken würde. Diese Vorstellungen hatten einen so guten Erfolg, daß die Gemahlin des Churfürsten, durch diese neue Verbindung ihres Gemahls, ihren Zustand wesentlich verbessert fühlte, und daher, anstatt Eifersucht und Haß, Erkenntlichkeit und Zuneigung gegen sie äußerte. Selbst die verwittwete Churfürstin, deren strengere und heftigere Gemüthsart schwerer zu gewinnen war, konnte Auroren ihre Achtung nicht versagen. Das stets sich gleichbleibende, bescheidene, ehrerbietige, von jeder Anmaßung entfernte Betragen derselben, gewann ihr auch das Wohlwollen dieser Fürstin. Beide Churfürstinnen giengen mit ihr auf einen freundschaftlichen, fast vertraulichen Ton um. Die Höflinge behandelten sie mit einer Ehrerbietung, die nicht blos Folge ihres Verhältnisses zu dem Churfürsten war. Die Damen vermochten es mit dem besten Willen nicht, sie zu hassen. Ihre Bescheidenheit, ihre Höflichkeit, ihre Anspruchlosigkeit entwaffnete sie ohne Widerstand. So bereitete sie sich ein, von dem der übrigen Maitressen so sehr verschiedenes, Schicksal. Nicht blos wurde ihr, so lange sie in Gunst war, geschmeichelt, indem man sie im Herzen haßte oder verachtete; sondern sie wurde um ihr selbst willen wirklich geehrt, und selbst, als sie aufhörte, Geliebte des Churfürsten zu seyn, mit Achtung behandelt.

Diese Zeit trat bald nach der Geburt ihres Sohnes (den 15. Oct. 1696) ein, des bekannten Grafen Moriz von Sachsen, der als französischer Feldherr unsterblich geworden ist. Der Churfürst gieng nach Ungarn, wo er das Oberkommando über die kaiserliche Armee übernommen hatte, und brachte eine Gräfin Esterle, als erklärte Maitresse mit nach Dresden zurück. Mit der besten Manier überließ Aurore dieser den Platz, den sie bisher inne gehabt hatte, und den Glanz, der damit verbunden war. Gegen den Churfürsten betrug sie sich, wie eine alte Bekannte, ungezwungen, ohne Anmaßung und eine Aeußerung von Bitterkeit; gegen die Gräfin Esterle mit Höflichkeit und Feinheit. Dieß Betragen erhielt ihr die Freundschaft des Churfürsten und die Achtung der Hofleute. Unter mehrern Beweisen fortwährender Theilnehmung, die sie von dem erstern erhielt, bemerken wir hier nur, daß er, durch seinen Einfluß und die Autorität des Wiener Hofes, ihre Beförderung zur Würde einer Aebtissin des Stifts Quedlinburg bewirkte. Am 24sten May 1700 wurde sie hier eingeführt, und hielt sich nun abwechselnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf.

Wie sehr sie sich die Achtung und das Vertrauen des nunmehrigen Königs von Polen erhielt, und wie groß seine Vorstellung von ihrer Klugheit und Einsicht seyn mußte, beweist wohl nichts mehr, als daß sie (1702) den Auftrag erhielt, eine Friedensunterhandlung mit Karl dem Zwölften einzuleiten. Sie reiste in das schwedische Lager in Litthauen, und wandte sich an die rechte Hand des Königs, an den Grafen Piper, der ihr auch die gewisseste Hoffnung zu der Audienz machte. Allein der junge Karl war nicht so galant, als Au-

gust; die schöne Landsmännin rührte ihn nicht. Piper ersuchte ihn, sie vor sich zu lassen; allein er verweigerte es fortdaurend. Die Gräfin von Königsmark hoffte indeß, durch ihren Anblick und ihre Reize ihn zur Audienz zu bringen. Karl ritt öfters spatzieren; sie nahm diese Gelegenheit wahr, fuhr ihm nach, und begegnete ihm auch einst in einem engen Wege. Sie stieg aus dem Wagen; allein Karl ritt vorbei, machte ihr ein Kompliment, ohne sich weiter in eine Unterredung mit ihr einzulassen. Die Gräfin kehrte also nach Warschau zurück, ohne von ihren Talenten und Reizen den gehofften Triumph gehabt zu haben.

Galanter, als dieser rauhe Krieger, war der Czar Peter der Erste, der sich im Jahr 1711 drei Tage bei ihr in Quedlinburg aufhielt, und aufs köstlichste bewirthen ließ. Auch die Herzoge von Braunschweig Rudolph August und Anton Ulrich fanden sich bei dieser Gelegenheit mit der ganzen herzoglichen Familie hier ein. Sie soll mit dem Czar wichtige politische Unterhandlungen gepflogen haben, zu Gunsten ihres Freundes, des Königs August von Polen.

Die Gräfin lebte in Quedlinburg, wo sie sich meistens aufhielt, auf einem sehr glänzenden und angenehmen Fuße, sah sehr häufig Gesellschaften bei sich, besonders von Freunden der Musik. Ihr Umgang bestand größtentheils in Männern, und mußte dadurch schon ihren keuschen und heiligen Mitschwestern, die ihr mannigfaltige Unannehmlichkeiten bereiteten, zum Aergerniß gereichen. Indessen konnten sie doch, mit allem ihrem Auflauren und ihrem besten Willen, alles auf das schlimmste zu deuten, von diesen Gesellschaften nichts herausbringen, was irgend als eine Unanständigkeit — auch

auch nur hätte verdreht werden können. Es herrschte darin der feinste Ton und die geistvollste Unterhaltung, deren Seele Aurore war. Ihre Hauptunterhaltung gewährte die Musik. Sie versammelte einen musikalischen Kreis um sich her, gab häufig Concerte, in denen sie selbst spielte und sang.

Ihre letztern Lebensjahre wurden, außer den fortdauernden Unannehmlichkeiten mit ihren Mitschwestern, auch dadurch für sie weniger angenehm und genußreich, daß sich ihre Vermögensumstände sehr verschlimmerten. Sie liebte Pracht und Aufwand, und war durch die Gelegenheiten, die ihr ihr Verhältniß zu dem Churfürsten gewährte, sehr in dieser Neigung bestärkt worden. In der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Quedlinburg erhielt sie auch noch sehr reiche Zuschüsse von Dresden aus, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, ihrer Neigung auch hier nachzuleben. In der Folge verminderten sich diese und blieben zuletzt fast ganz aus. Ihr eigenes Vermögen wurde nun zugesetzt, und zuletzt Schulden gemacht, die sie gewiß in große Verlegenheit gesetzt haben würden, wenn sie länger gelebt hätte. Sie starb am 18ten Febr. 1728, als sie ihr 50stes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, und einer Gesundheit genoß, die ihr noch eine lange Lebensdauer zu versprechen schien.

Die zwei Schwestern von Polignac.

Französische Hofdamen.

Die Polignacs stammen aus einem alten französischen Hause ab, das aber niemals einen sonderlichen Glanz genoß. Nur der Kardinal Polignac hatte durch seine Talente und seine Tugenden diese Familie einigermaßen bemerklich gemacht. Sie besaß eine Baronie in Languedoc, führte aber noch im Jahr 1774 ein dürftiges Leben, und hatte so wenig, daß sie es kaum dem wohlhabenden Bürgerstande nachthun konnte. Ihre Revenüen beliefen sich kaum auf 8000 Livres, und sie stand also überhaupt tief unter andern Hofgerechten Familien, die wegen ihres Namens, ihrer Stellen und ihres Reichthums Ansprüche zu machen hatten. Desto auffallender waren die Rollen, welche die beiden Schwestern Jules und Diane von Polignac am Hofe Ludwigs des Sechszehnten spielten, und der große Einfluß, den sie sich, von der Königin begünstigt, zu verschaffen wußten.

Die Nachwelt wird es nicht begreifen können, wie die Herzogin Jules von Polignac dazu gekommen ist, dem Hofe und der Hauptstadt zum Trotz und gegen den Wunsch von ganz Frankreich, sich des Gemüthes der Königin zu bemächtigen. Ihre große Schönheit abgerechnet, worin sich die Königin, als sie sie bei ihrer Schwester Diane, Hofdame der Gräfin Artois, zum erstenmal sahe, verliebt haben soll, so lag gerade in diesem allgemeinen Widerstande der Hauptgrund von

ihrem Besitz des Vertrauens der Königin. Es war mit dieser dahin gekommen, daß sie nur außerhalb des Hofzirkels auf eine Freundin rechnen konnte, und die Herzogin von Polignac war klug genug, von der Stimmung der Königin, die alle die titulirten Damen, von welchen sie sich stets umgeben sah, nicht ausstehen konnte, Nutzen zu ziehen. Die Königin brauchte eine Vertraute, eine solche Freundin, die ihr Alles zu verdanken, die sie aus dem Nichts hervorgezogen haben mußte; und an der Frau von Polignac glaubte sie nun einmal Alles, was sie in ihrem geheimen Privatleben glücklich machen könnte, gefunden zu haben.

Diese Frau war sehr verführerisch. Sie verstand die Kunst auf das vollkommenste, die Empfindungsvolle zu spielen, und Wort und Gebehrde kamen ihr dabei auf das ungezwungenste zu Hülfe. Sie konnte wie die Unschuld erröthen. Sie wußte den leidenschaftlichen Ausdruck der Liebe nach Gefallen anzunehmen, und hatte sich so in ihrer Gewalt, daß die Königin, ihre Freundin, im geringsten nicht ahnete, wie sehr ihre Liebesbezeugungen Werke der Kunst waren. Dabei wußte sie die Einbildung so zu spannen, daß sich ein Geschlecht, wie das andere, in ihren Armen glücklich befand, und die Königin ganz von ihr hingerissen und verführt wurde. Unterdessen, während sie die Sinne und Einbildungskraft der Königin gefangen hielt, verlor sie ihre wichtigern Zwecke im geringsten nicht aus den Augen; vielmehr war sie ernstlich bemüht, das Glück eines jeden Mitglieds ihrer zahlreichen und unersättlichen Familie immer höher zu treiben. Und so sahe man nach und nach aus dieser Familie Herzoge, Surintendans, Staats-Pensionairs ꝛc. hervorgehen, während dem das Haus Rohan durch Intriken und Kabalen auf alle Art erniedrigt und von Würden und Ehrenstellen, so wie von der Erziehung der Kinder

Frankreichs, die ihm so lange anvertraut gewesen war, ausgeschlossen wurde.

Der gewöhnliche langsame Gang, am Hofe empor zu kommen, war der Marquise von Polignac viel zu gemein; sie that alles Mögliche, um ihn zu überspringen, und da hierzu durchaus gehörte, sich der Königin von allen Seiten zu versichern, so wußte sie es so einzuleiten, daß bald ihr eigener Liebhaber, Vaudreuil, einer der geheimsten Vertrauten der Königin wurde. Sie schloß sehr richtig, daß der Zufall, wie die immerwährenden Machinationen mächtiger Nebenbuhler, welchen der Neid zusetzte, sie bald wieder um allen errungenen Vortheil bringen könnten, und dieserhalb suchte sie sich, gleichsam durch Ueberrumpelung, einen Vortheil nach dem andern zu verschaffen. An den öffentlichen Satyren, Gassenhauern, Noels und Pamphlets, die sich auf ihre Rechnung im Publikum verbreiteten, mußte sie es deutlich genug merken, daß sie zu eilen habe, wenn sie sich ein günstiges Loos für die Zukunft bereiten wollte, und hieraus läßt sich ganz von selbst ihr schändlicher Handel mit Stellen, Würden und Gnadenbezeugungen, die die Geschichte ihr vorwirft, erklären. Fest verfolgte sie daher ihren Plan. Während ihre Familie von dem Geschrey des Volks und den Stimmen, die sich laut und von allen Seiten gegen sie erhoben, aufgeschreckt wurde, blieb sie fest und unerschüttert, und wußte endlich diesen Muth und diese Sicherheit allen übrigen Polignacs mitzutheilen. Die Minister, ihre Kreaturen, standen ihr auf jeden Wink zu Gebote, und diese mußten alles Mögliche anwenden, die Bosheit und den Neid zum Verstummen zu bringen. Der Minister Calonne wußte am besten, was das alles dem Staate kostete.

Die Herzogin Polignac stand ganz unter dem Einflusse ihrer Stiefschwester, der Gräfin Diane

von Polignac, die eben so bösartig und häßlich, als die Herzogin reizend und verführerisch war. Allein dafür besaß sie eminente Geistesfähigkeiten, und war fruchtbar an Planen und Hülfsmitteln. Man kann sie daher für die eigentliche Schöpferin des Glücks ihres Hauses ansehen, das sie gebieterisch beherrschte, und dem sie täglich vorschrieb, was gethan und gelassen werden sollte. Ohnerachtet sie Kanonißin und ein widerwärtiges Geschöpf war, von rohem Charakter und einer ungestalten Figur, so beschenkte sie dennoch den Staat alljährlich mit einem Kinde. Anfangs war sie Gesellschafterin der Gräfin von Artois, hernach aber ward sie Dame d'Honneur der Madame Elisabeth, die in ihrem eigenen Hause weit weniger galt, als Diane Polignac. Selbst der König scheute so sehr die Herzogin und ihre Schwester, daß, als Madame Elisabeth sich nach St. Cyr geflüchtet hatte, um sich der Tiranney ihrer Dame d'Honneur zu entziehen, er seine Schwester durch flehentliche Bitten zu bewegen suchte, wieder zurück zu kehren und Geduld mit der Gräfin Diane zu haben, weil die Königin nicht ohne sie leben könne. So weit gieng die Gewalt der Hofdame über den König, über die Königin, Madame Elisabeth und ihre Stiefschwester, die Herzogin!

Die Nation war auf das höchste aufgebracht über den Ton der Polignacs und die schändlichen Anekdoten, die sich von ihnen verbreiteten. Aber Diane hatte sich einmal vorgesetzt, keinen Schritt rückwärts zu thun, vor allen Dingen aber sich niemals von Ungewittern beugen zu lassen. Ihre Souveraine war ihre Schutzmauer, die sie ohne Unterlaß ihren Feinden entgegen stellte. Sie hatte geschworen, den Beschwerden des Landes, der Hauptstadt und des Hofes gegen sie ein Ende zu machen, und sie erreichte ihren Zweck

glücklich. In Zeit von sechs Jahren richtete sie die Ehre der Königin völlig zu Grunde, und machte diese Fürstin zum Gegenstand des allgemeinen Haßes der Franzosen.

Die Folge der Verachtung, welche sie gegen die Klagen der Nation bewies, war eine Revolution, deren erste Ausbrüche hauptsächlich gegen die Königin und die Polignacs gerichtet waren, wie man daraus ersieht, daß man sie in die Proscription von 1789 ausdrücklich mit einbegriff. Die Polignacs und Vaudreuils mußten die Flucht ergreifen, und gewiß würden sie nicht lebendig die Grenze erreicht haben, wenn sie nicht selber in den Provinzen, die im Aufstande waren, laute Verwünschung gegen die Polignacs und Vaudreuils ausgestossen hätten. Sechs Jahre hatten sie daran gearbeitet, sich reich und mächtig zu machen, und binnen sechs Tagen waren sie ein Spiel, nicht sowohl der Revolution, sondern von ganz Frankreich. Ihre Kreaturen betrugen sich, wie gewöhnlich; sie ließen sie im Stich; das Volk spie vor ihrem Namen aus und die Großen schrieben ihnen alles Unglück des Staats auf die Rechnung.

Angelika Franziska Rolland.

Gattin des Ministers Rolland.

Ein treffliches Weib, werth im Andenken zu bleiben. Sie war eine von den vielen Unglücklichen, die der Wütherich Robespierre dem Beile der Guillotine übergab. In der Nähe des Todes, im Gefängnisse, aus welchem sie, wie ein untrügliches Vorgefühl ihr sagte, das ihr von dem Tyrannen bereitete Blutgerüst besteigen sollte, ergriff die große Unglückliche die ihr kaum vergönnte Feder, um die Geschichte ihres 39jährigen unbefleckten Lebens und ihres schuldlosen Herzens zu schreiben, und zugleich, um vor dem unbestechlichen Richterstuhle der Nachwelt Rechenschaft von ihrer Denk- und Handlungsart abzulegen, die der blutige Robespierre zum Vorwand nahm, dieses treffliche Weib zu morden; und endlich, um einzelne Züge der großen Begebenheit, und die Charaktere mehrerer der vorzüglich handelnden Personen, mit denen sie in naher Verbindung stand, darzustellen. Sie führte ihr Vorhaben glücklich aus, und ihre Schriften (Appel à l'impartiale postérité) von Huber am besten verdeutscht, sind ein sehr schätzbares Vermächtniß für die Welt, und zugleich ein klarer Spiegel ihrer edlen Seele.

Sie war die Tochter rechtlicher, nicht sehr bemittelter Aeltern; ihr Vater Philipor war ein Kupferstecher zu Paris. In dem Schooße einer zärtlichen und gebildeten Mutter mit Sorgfalt erzogen, entwickelten sich ihre natürlichen Anlagen schon früh. Lernbegierde und Liebe zu den Künsten und Wissenschaften zeichneten sie unter ihren Gespielinnen und bei ihren Lehrern aus. Häuslich und einfach erzogen, entwickelten sich unter der Hand ihrer Mutter häusliche Tugenden in dem Herzen des jungen Mädchens, und ihr höher strebender, mit einer lebhaften Einbildungskraft begabter Geist reifte in dem Umgange mit den Musen. Philosophie und Geschichte waren ihre Lieblingsstudien; neben den vorzüglichsten englischen Philosophen und Historikern war besonders Plutarch ihre Hauptlectüre. Ihr Herz, durch eine glühende Phantasie gestimmt, fand Nahrung in einer fast bis zur Schwärmerei steigenden Religiosität. Das stille Klosterleben war ihr höchster Wunsch; ihre Aeltern brachten sie daher im zwölften Jahre in das Kloster der Damen von der Kongregation, wo sie aber nur ein Jahr blieb. Sie setzte hier ihre wissenschaftlichen Beschäftigungen fort; manche religiöse Scenen, denen sie beiwohnte, machten tiefen Eindruck auf das junge gefühlvolle Herz. Von dieser Zeit an blieb ihr eine beglückende, von allen, durch die Philosophie der spätern Jahre zerstörte Täuschung eines leeren Kirchengepränges und eitlen Glaubens geläuterte, religiöse Stimmung zurück. Auch entwickelte sich hier das schöne Gefühl der erstern Jugendfreundschaft, durch enge Verbindungen mit gleichgestimmten Seelen, welche für das ganze Leben dauert.

In dem Hause ihrer Großmutter und Aeltern, zu welchen sie zurück kehrte, behielt sie anfänglich, durch

Lectüre mystischer Schriften genährt, eine Vorliebe zum Klosterleben; doch ward diese Schwärmerey durch die Kultur der Wissenschaften und durch den Umgang mit edlen Menschen bald wieder vergessen. Bei dem Studium der verschiedenen Regierungssysteme gewann sie Vorliebe zur republikanischen Verfassung, und bewunderte mit Enthusiasmus die aus ihnen hervorgehenden Talente, Tugenden und Heldenthaten. So gestimmt und gebildet machte der erste Anblick des nur schwache Augen blendenden leeren Prunks am Versailler Hofe keinen sonderlichen Eindruck auf sie; die Statuen des Gartens von Versailles machten ihr mehr Freude, wie die Menschen im Schlosse; sie seufzte, wenn ihr Athen einfiel, wo sie die schöne Kunst bewundert hatte, ohne durch den Anblick des Despotismus zu leiden. Wie im Jahre 1771 der Hof mit den Parlamentern zerfiel, wünschte sie den letztern alles Heil, und die im kühnsten Styl verfaßten und die stärksten Wahrheiten enthaltenden Remontrancen gefielen ihr am besten. Ein harter Schlag für ihr gefühlvolles Herz war der Tod ihrer innigst geliebten Mutter, der sie selbst dem Grabe nahe brachte. Von jetzt an theilte sie ihre Zeit zwischen den Besorgungen des Hausstandes ihres Vaters und den Wissenschaften. Rousseau, der ihr das schöne Bild des häuslichen Lebens zeigte, und sie die Pflichten des Weibes und der Mutter lehrte, ward nun ihr Lieblingsauctor, so wie es vordem Plutarch gewesen war.

Im Jahr 1775 machte sie durch ihre vormalige Klosterfreundin Sophie, die Bekanntschaft mit Roland de la Platiere. An Jahren war er sehr verschieden von ihr, gewann aber ihre Zuneigung durch sein einfaches ernstes Betragen, durch seinen gebildeten Geist,

und durch den Ausdruck eines edlen wohlwollenden Herzens in seinem Aeußern. Er ward ihr Freund; aber erst nach fünf Jahren, die er größtentheils in den Provinzen und in Italien zubrachte, äußerte er zärtliche Gesinnungen, die sie nicht unbeantwortet ließ.

Ihr Vater, der seit dem Tode der Mutter ausschweifend geworden war, widersetzte sich ihrer Verbindung mit Rolland, und seine unmoralische Aufführung nöthigte sie, ihn zu verlassen und auf einige Zeit wieder in ein Kloster zu gehen. Doch bald darauf ward sie Rollands glückliche Gattin, und die emsige Gehülfin seiner Arbeiten als Aufseher des Handels und der Manufacturen zu Amiens und nachher zu Lyon, seinem Geburtsorte, wo er im Jahr 1784 angestellt ward. Sie machte mit ihrem Gatten in der Zwischenzeit verschiedene Reisen nach England und in die Schweiz. Mit Lavater, dessen Bekanntschaft sie in Zürich machte, blieb sie bis kurz vor ihrem Tode im Briefwechsel.

Im Anfange der Revolution ward Rolland zum Mitgliede der ersten Municipalität von Lyon, dann zum Deputirten der Stadt bei der konstituirenden Versammlung, und endlich zum Minister gewählt. Er mußte aber der Kabale weichen und seine Stelle niederlegen. Doch das besänftigte seine erbitterten Feinde nicht; mit dem Blute der edlen Girondisten wollten sie auch das seinige fließen sehen. Die Bergparthey schrie das Verdammungsurtheil über ihn, während er sich bemühte, seine redliche Staatsverwaltung, durch Darlegung der Rechnungen, in ein helles Licht zu setzen. Diese wurden im Konvent nicht einmal angesehen, und über sein schuldloses Haupt wurde die Acht ausgesprochen. Er entkam aber in dem Augenblicke, da sein edles Weib ei-

nen kühnen, obgleich fruchtlosen Schritt beim Konvent zu seiner Rettung wagte, der Haussuchung der Trabanten Robespierres. Einige Zeit irrte er unstät und flüchtig in Bretagne umher, endigte aber bald sein elendes Daseyn durch einen Pistolenschuß. Sein entseelter Leichnam wurde unweit einer Landstraße gefunden. Er war ein heller, vorurtheilsfreier Kopf, geübter Denker, in der alten und neuen Literatur bewandert, ein trefflicher Geschäftsmann, liebenswürdiger Hausvater und von großer Einfalt der Sitten.

Zu eben der Zeit, da er den Händen seiner Feinde entronnen war, hatte man seine Gattin eingekerkert, weil man glaubte, sie habe ihrem Gemahl in seinem Amte und in seinen nachfolgenden Maaßregeln beigestanden. Das Vorgefühl eines gewaltsamen Todes, welches sie in ihrer Gefangenschaft beständig begleitete, erschütterte den Frieden ihres Herzens und die Festigkeit ihrer Seele nur dann, wenn sie an das ungewisse Schicksal ihres Gatten und ihrer zurückgelassenen Tochter Eudora dachte. An die letztere schrieb sie unter andern: „Ich weiß nicht, meine kleine Freundin, ob es mir erlaubt seyn wird, dich noch einmal zu sehen, oder dir zu schreiben. Erinnere dich deiner Mutter! diese wenige Worte enthalten alles, was ich Gutes dir sagen könnte. Du hast mich in dem Bestreben, meine Pflichten zu erfüllen und den Leidenden nützlich zu werden, glücklich gesehen. Es giebt keine andere Art, es zu seyn. — Du hast mich mit Ruhe Unglück und Gefangenschaft ertragen seh n, weil mir mein Gewissen keine Vorwürfe machte, und mir der Genuß froher Erinnerungen blieb, welche gute Handlungen immer zurücklassen: es giebt auch kein anderes Mittel sich die Uebel des Lebens und den harten Wechsel des Schicksals erträglich zu machen. Vielleicht, ja ich hoffe es, vielleicht stehen dir nicht so schwere Prüfungen bevor, als diejenigen sind, die ich

habe erfahren müssen. Du wirst aber manchen andern ausgesezt seyn, gegen welche du nicht weniger gewaffnet seyn mußt. Ein strenges, arbeitsames Leben ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen alle Gefahren, und die Nothwendigkeit macht dir zum Geseze, was weise Klugheit dir vorschreibt: dich ernsthaft zu beschäftigen. Sey deiner Eltern würdig; sie hinterlassen dir große Beispiele, und wenn du sie zu benüzen weißt, wirst du nicht umsonst gelebt haben. — Leb wohl, geliebtes Kind! das ich mit meiner Milch ernährte, und in dessen innigsten Wesen ich alle meine Gefühle ergießen möchte. Es wird eine Zeit kommen, da du im Stande seyn wirst, zu beurtheilen, welche Gewalt ich mir in diesem Augenblicke anthue, um mich nicht durch dein süsses Bild erweichen zu lassen. — — Ich drücke dich an meine Brust, lebe wohl, meine Eudora!" —

Die Natur hatte in diesem seltnen Weibe eine Menge Eigenschaften vereinigt, von denen man glauben sollte, daß eine die andere ausschließen müßte. Weibliche Zartheit mit männlichem Muthe, Weichheit des Herzens mit unbiegsamer Festigkeit des Charakters, Tiefsinn und Geschmack an ernster Wissenschaft mit der Verstandesleichtigkeit einer liebenswürdigen Französin, und alle Talente der sich ganz hingebenden Geselligkeit unter einem verdorbenen Volke, mit aller Zucht der strengsten Sittlichkeit. Ihre Tugend war in den Augen der Tyrannen ihr Verbrechen. Sie erschien vor ihren Richtern mit einer Ruhe, als rechnete sie sicher darauf, freigesprochen zu werden, und gieng zum Tode mit einer Freudigkeit, als wäre das Verdammungsurtheil ihr sehnlicher Wunsch gewesen. Die große weibliche Seele hatte sich durch eigene Kraft zu einer Höhe geschwungen, daß sie über alle Furcht und Hoffnung dieser Welt erhaben war. Am 5. Dec. 1793 endigte sie ihr Leben auf dem Blutgerüste.

Bruguiere de Lavaysse.

Gattin des Lavaysse.

Von dem Geschlechte des berühmten Bayle war niemand mehr am Leben, als Madame Bruguiere de Lavaysse, welche zu Carlat in der Grafschaft Foix im Jahr 1737 geboren wurde. Ihr Vater, Herr von Bruguiere, ein Neffe von Bayle, war einer der angesehensten Edelleute seiner Provinz. In ihrer zartesten Kindheit verlor sie ihre Mutter, und einige Monate darauf auch ihren Vater, der schon einige Jahre her die Erhaltung eines verdrußvollen Lebens blos der zärtlichen Vorsorge seiner Gattin zu danken hatte. Die fast als Waise geborne junge Bruguiere wurde bei ihren Tanten erzogen. Seit ihrer frühesten Jugend machten ihre Talente und ihr recht philosophischer Charakter sie zu einer würdigen Nichte ihres berühmten Oheims. Die französische Grammatik, Geographie und Musik waren die Spiele ihrer Kindheit: in einem Alter von 12 Jahren kannte sie schon Baylens Werke, und ohne seine Meinungen und seltsamen Sätze anzunehmen, wußte sie das darin enthaltene Nützliche von dem Gefährlichen und Kühnen zu unterscheiden.

Sie war liebenswürdig, schön und voller Anmuth, und würde also auch ohne Witz die Zierde ihres Geschlechts geworden seyn: witzig, einsichtsvoll und gelehrt, würde sie gewiß gefallen haben, auch wenn ihr die Natur den Reiz der Schönheit versagt hätte. Alles schien ihr ein glückliches Leben zu verkündigen: ihre Schönheit, ihre Geburt, ihr ansehnliches Vermögen versprachen ihr ein dauerhaftes Glück. Allein eben diese glänzenden Vorzüge machten diese junge Schöne zu der unglücklichsten ihres Geschlechts. Ihre persönlichen Reize, ihre Geburt und ihr Reichthum waren für niedere selbstsüchtige Menschen Versuchung genug. Viele von dem benachbarten Adel waren verliebt in sie, ohne Nebenbuhler zu seyn, und durch ihre Gleichgültigkeit aufgebracht, baten sie sie, aber vergeblich, sich für einen unter ihnen vortheilhaft zu erklären. Sie gab keinem Hoffnung. Die Wissenschaften waren ihre einzig liebste Beschäftigung, und gern würde sie jenen Niederträchtigen ihre Reichthümer, den Gegenstand ihrer Begierden, überlassen haben, wenn sie ihre boshaften Absichten hätte voraussehen können. Aus Rache über die so wohlverdiente abschlägige Antwort, wirkten sie einen Befehl vom Hofe aus, daß sie in ein Kloster gesteckt werden sollte, weil ihr Wankelmuth in der Religion einen Abfall besorgen ließ. Dieser Befehl wurde mit der größten Strenge ausgerichtet, man riß Baylens Nichte ohne Barmherzigkeit aus den Armen ihrer Tanten; die Tochter eines des vonehmsten Adlichen Frankreichs wurde von Carlat nach Hauterive, einem Nonnenkloster, gebracht. Die Philosophie allein tröstete sie in einem so verdrießlichen Leben. Die Nonnen in Hauterive beschuldigten sie beständig einer unerhörten Widerspenstigkeit. „Ich bin

nicht widerspenstig, sagte sie: überredet meinen Verstand, rühret mein Herz, erweitert meine Einsichten; dann will ich mich gern ergeben, wenn die Stärke eurer Gründe und eure Beredsamkeit mich überzeuget; aber eure harte Begegnung, eure Drohungen und Strafen, werden nichts ausrichten!"

Madem. Bruguiere flehte die Gnade des Königs an; sie ward erhört und erhielt ihre Freiheit. Sie kam wieder nach Carlat, vergab ihren Verfolgern, und vor ihren Beleidigungen nunmehr in Sicherheit gesetzt, fieng sie ihre vorigen Beschäftigungen, das Lesen und Nachdenken über die gründlichsten Schriften, mit neuem Eifer wieder an.

Eine andere weit natürlichere Leidenschaft, deren Gegenstand sie vollkommen rechtfertigte, schwächte diese Neigung zu den Wissenschaften nicht. Schon als ein zartes Kind war sie mit der Familie des berühmten Lavaysse, Advocat am Parlament zu Toulouse, durch die Bande der Freundschaft verknüpft gewesen. Ein Sohn von diesem berühmten Rechtsgelehrten liebte das junge Frauenzimmer: seine Talente und sein Charakter machten ihn der Liebe würdig, die sie ihm weihte. Schon beschäftigten sich beide auf dem Schlosse der Dem. Bruguiere mit Zubereitung zu ihrer nahebevorstehenden Verbindung, als ein Haufen Bergbewohner, in Begleitung der Polizey-Bedientengarde in Carlat in das Schloß, wo unser junges Paar sich befand, einrückten. Es waren bewaffnete Schwärmer, welche sie in ihrer Wohnung unter dem Vorwande anfielen, daß sich bei ihnen eine andächtige Gesellschaft zum Beten versammelt hätte. Man droht der Dem. Bruguiere, man schießt, sie fällt in Ohnmacht und bleibt

ohne Hülfe; ihre Bediente entfliehn und suchen sich zu verbergen. Sie selbst giebt in dieser allgemeinen Verwirrung ihr Schloß der Plünderung Preis, und rettet sich nach Toulouse zu Herrn de Lavaysse. Den nächsten Tag auf den zur Hochzeit bestimmten, meinten die beiden jungen Verlobten schon ihr Glück und ihre Wünsche erfüllt zu sehen, als wiederum einige vom Aberglauben verblendete, vom falschen Religionseifer besessene, schwärmerische Einwohner von Toulouse, den ehrwürdigen unglücklichen Calas, einen 70jährigen, schwachen, von der Gicht geplagten Greis, unwürdig beschuldigten, daß er seinen Sohn Marc Antoin umgebracht habe, weil dieser habe katholisch werden wollen. — Doch, wir verlassen diese Scene.

Ein Bruder des Liebhabers der Dem. Bruguiere war mit in die Anklage verwickelt; er ward geschlossen, und in Gesellschaft dieser unglücklichen Familie ins Gefängniß geworfen. Ganz Europa weis die grausame Hinrichtung des Calas. Ganz Europa weis auch, daß nach der Aufopferung dieses Greises die Wahrheit endlich ans Licht kam, und daß man dem jungen Lavaysse, so wie der Wittwe Calas die Freiheit wieder gab, jedoch keineswegs ihrer Unschuld Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Dieses schreckliche Ungewitter verzögerte die Vermählung der Dem. Bruguiere; die Hochzeit wurde nachher vollzogen; allein, wie es scheint, wurde sie mit ihrem Gatten vereint, um mit ihm zu weinen, und bald darauf sogar die Asche dieses tugendhaften Mannes mit ihren Thränen zu netzen. Der Herr Lavaysse, welcher auf dem Punkte gewesen war, seinen jungen Bruder auf dem Blutgerüste sterben zu sehen, war wirklich

wirklich von dieser Begebenheit so gerührt worden, daß selbst der Besitz einer Gattin, die er anbetete, seinen tiefen Schmerz nicht heilen konnte. Der Kummer hatte, da sein Bruder im Gefängniß war, seine Gesundheit so erschüttert, daß auch sein Glück sie nicht wieder herstellen konnte. Die unglückliche Nichte des Bayle sah den Tod mit langsamen Schritten auf ihre andere Hälfte zukommen, bis dieser geliebte Ehegatte, nach einem langen Kampfe, endlich in ihren Armen starb.

Das Schicksal, welches so lange schon diese trostlose Witwe verfolgte, schien ihr darauf nur darum noch einige Ruhe zu lassen, um sie hernach desto härter zu quälen. Madame de Lavaysse begab sich zu ihren Tanten, und einem Advokaten am Parlament, wo die Zeit, ihre Freundinnen, die Ueberlegung und das Studiren auf einige Zeit ihren Schmerz linderten. Sie suchte auf ihrem Schlosse den Trost, welchen Freundschaft, Philosophie und Geschmack an den schönen Wissenschaften geben können. Die Anfangsgründe der Neutonianischen Philosophie wußte sie beinahe auswendig; die lateinische Sprache wurde ihr nach und nach zur Gewohnheit; man konnte sie mit der berühmten Chatelet, welche Voltaire erzogen, vergleichen. Sie schrieb zuweilen an Voltaire. Ein Brief von ihm an sie fängt sich mit diesen Worten an: „Sie haben einen gerechten Anspruch auf meine Hochachtung, weil Sie eine Nichte des unsterblichen Bayle sind; noch mehr aber durch Ihr eigenes Verdienst und durch Ihren Geist!“

Sie verdiente diesen Lobspruch durch die Verfertigung eines Werks über die Schwärmerey. Sie schrieb auch eine Geschichte ihrer Unglücksfälle, oder vielmehr des Unglücks anderer, welches das ihrige geworden war.

Mit den schätzbarsten Vorzügen eines glänzenden, und zugleich gründlichen Genies vereinigte sie die gesellschaftlichen Tugenden, ohne welche man sich niemals recht liebenswürdig macht. Alle Einwohner von Carlat liebten und verehrten sie. Aber mitten im Genuß des Vergnügens, sich allgemein geliebt zu sehen, ward sie von eben der Krankheit ergriffen, welche sie ihres Mannes beraubt hatte, und indem sie das Glück der Gesellschaft war, sah sie ihren Tod herannahen, und mit einer sanften und philosophischen Ruhe erwartete sie ihn. Man brachte sie nach Toulouse zu ihrer Schwiegerin, Madame de Senowert, welche ihre liebste Freundin war; allein der Tod folgte ihr allenthalben. Vergebens erschöpften die Aerzte alle ihre Kunst: ein langsames hectisches Fieber verzehrte sie nach und nach. Ihr Leiden vollkommen zu machen, starben ihr zwei Tanten und ein Onkel, die sie sehr liebte, gerade zu der Zeit, da sie nur noch wenige Schritte zu ihrem Grabe übrig hatte. Nunmehr konnte sie Gram und Schmerzen nicht länger ertragen; sie fragte also, ob sie wohl noch drei Tage zu leben hätte? und zitternd antwortete man ihr, sie könne kaum noch so lange leben. Das Verlangen, ihre noch übrige einzige Tante zu sehen, machte, daß sie auf ihr Schloß bei Carlat gebracht zu werden wünschte. Und eben kam sie auch noch zeitig genug an, diese zu umarmen. Man brachte sie auf ein Bette, und hier war es, wo sie, von ihren Freundinnen, und vornemlich von dieser geliebten, in Thränen zerfließenden Tante, umringt, in einem Alter von 27 Jahren, im März des Jahres 1766 starb.

Maria Robinson.

In London.

Eine sehr beliebte englische Schriftstellerin, deren romantische Dichtungen, obgleich großentheils Kinder der Noth und des Bedürfnisses, auch außer ihrem Vaterlande mit Beifall gelesen und in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Sie wurde zu Bristol geboren. Ihr Vater Darby, ein geborner Irländer, starb im Dienste der russischen Flotte, als Befehlshaber eines Schiffs von 74 Kanonen, ihre Mutter rechnete den berühmten Locke unter ihre Vorfahren. Die erste Erziehung erhielt sie in der Schule der bekannten Miß Hanna More; späterhin besuchte sie eine Erziehungsanstalt bei London. Hier wurde sie zufällig mit einem Mr. Robinson bekannt, der damals bei einem Advokaten in London Schreiber war. Die Folge dieser Bekanntschaft war eine gegenseitige Liebe und eine nur allzurasche eheliche Verbindung.

Miß Darby war damals erst 15 Jahr alt, und Mr. Robinson war noch nicht in der Lage, gehörig für eine Familie zu sorgen. Das junge Paar gerieth aus einer Geldverlegenheit in die andere, und endlich mußte dasselbe sogar ins Schuldgefängniß wandern. Diese

traurigen Umstände waren die erste Veranlassung für Mrs. Robinson, öffentlich als Schriftstellerin aufzutreten. Ein kleines Bändchen Gedichte, das sie damals (1775) herausgab, verschaffte ihr, besonders durch Vermittelung der Herzogin von Devonshire, ansehnliche Unterstützung. Indessen war diese nur ein Palliativmittel; und sie sah sich genöthigt, eine reichlichere Hülfsquelle aufzusuchen. Diese fand sie auf der Bühne; sie engagirte sich bei dem Drurylane-Theater, und spielte hier die Rollen Lady Macbeth, Juliet, Ophelia, Rosalinde, Imogen, Viola, Palmira, Octavia, Statira und Perdita. In der letzten Rolle gewann sie den Prinzen von Wales, und ihre damaligen Umstände machten sie geneigt, seinen Vorschlägen Gehör zu geben. Diese Verbindung dauerte jedoch nicht volle zwei Jahre, und sie wußte sich während dieser Periode ihres Lebens so zu betragen, daß sie in der Achtung des Publikums nichts verlor. Aus sichern Quellen will man wissen, daß sie eine Verschreibung des Prinzen auf 20,000 Pfund durchstrich. Der Prinz entließ sie mit einer lebenslänglichen Pension von 500 Pfund, und mit einer Pension für ihre (und Mr. Robinsons) Tochter von 200 Pf. Sterling. Ueberdieß besaß sie noch für 8000 Pfund Juwelen; und späterhin kam der Ertrag ihrer Schriftstellerey der gedachten Pension ziemlich gleich.

Bei einem weniger sanguinischen Temperamente hätte sie jetzt ruhig und zufrieden leben können. Aber eine unglückliche Liebe zu einem unglücklichen Wüstling machte ihr übriges Leben elend. Der Liebhaber hatte einer Geldverlegenheit wegen, welcher Mrs. Robinson eben abzuhelfen im Begriffe war, die Flucht er-

griffen; Mrs. Robinson eilte ihm nach, und zog sich, bei strenger Witterung nur leicht angekleidet, eine Erkältung zu, die ihr auf ihr übriges Leben so sehr den freien Gebrauch ihrer Glieder raubte, daß sie von dieser Zeit an weder gehen noch stehen konnte, und sich aus einer Stube in die andere tragen lassen mußte. Doch tröstete sie sich über dieß traurige Schicksal immer mit dem Gedanken, daß sie den Zweck jener Reise erreicht hätte.

Bald nach diesem Vorfalle unternahm sie eine Reise nach dem festen Lande, auf der sie fünf Jahre in Gesellschaft ihrer Tochter und Mutter so angenehm zubrachte, als ihre Gesundheitsumstände es verstatteten. Nach ihrer Rückkehr im Jahr 1788 beschäftigte sie sich fleißiger als vorher mit der Schriftstellerey, bis wenige Wochen vor ihrem Tode, die noch durch neue Geldverlegenheiten und schmerzliche Umstände verbittert wurden; mit einer Festigkeit und einem Glück, die bei ihren ehemaligen Unfällen und beständigen körperlichen Leiden, in Erstaunen setzt. Sie starb den 26sten December 1800.

Ihre Schriften bestehen, außer einem politischen Pamphlet, und einer Uebersetzung aus dem Deutschen, in metrischen Gedichten, besonders in der lyrischen Gattung, in Schauspielen und Romanen. Sie begann (1775) mit einer kleinen Sammlung von Gedichten, worin sich ein reiches Genie, ächte Sprache der Empfindung und gebildeter Geschmack zeigte. In der Folge gab sie mehrere andere metrische Gedichte einzeln heraus, die in den Jahren 1791 und 1794 gemeinschaftlich in zwey Bänden erschienen. Nebenbei ließ sie einige andere Gedichte drucken, die ihre vorzüglichen

Talente zur elegischen und lyrischen Gattung von neuem bewährten. Ueberhaupt verleugnete sich ihr hervorste-chendes Talent in keinem Zweige der Dichtkunst, dem sie sich widmete; mit Ehren trat sie in die Reihen der satyrischen Sittenmahler, und aus ihrer Feder floßen einige Muster ächter Sonette. Sie schrieb ihre Verse mit Leichtigkeit und ohne Anstrengung nieder. Ihre letzten metrischen Produkte (Lyrical Tales) sind viel-leicht auch die anziehendsten unter allen, so schleunig auch manche dieser Erzählungen entstanden.

Da Romane in England, wie in Deutschland, eine Lieblingslektüre der Lesewelt sind, so finden sich immer Federn, die für die Befriedigung dieser Neigung sorgen. Mrs. Robinson wurde durch häusliche Ver-legenheiten genöthigt, sich unter die Reihe der Ro-manendichter zu stellen. Ihre Romane stehen freilich, als Produkte der Eile, weit unter ihren bisher ange-führten Dichterwerken, doch verdienen sie, da es ihrer Urheberin keineswegs an Erfindungskraft und an der Kunst der Darstellung fehlte, immer noch den Vorzug vor vielen Arbeiten ihrer Nebenbuhler. Auch im deut-schen Gewande wurden ihre Vancenza, Angelina u. a. mit Beifall gelesen. Ein Trauerspiel, das sie im Jahr 1796 herausgab, (the Sicilian Lover fand ebenfalls eine günstige Aufnahme.

Als Gesellschafterin zeichnete sie sich in allen Ver-hältnissen des Lebens aufs vortheilhafteste aus. Die Eleganz ihres Hauses und ihre anziehende Unterhaltung waren Ursache, daß sich mehrere Jahre hindurch die witzigsten, geistreichsten und gebildetsten Personen um sie versammelten. Jedermann achtete und liebte sie.

Karl Hildebrand, Freiherr von Canstein.

Churbrandenburgischer Kammerherr.

Wenn die Bibel der Trost im Leben und die Stütze im Sterben ist, — wie noch immer die Erfahrung vieler Tausende beweist — welche hohe Verdienste hat der Mann, der dieses Buch Myriaden in die Hände liefert, die es sonst nicht kaufen konnten. Dieses stille, aber bleibende und glänzende Verdienst hat der Mann, von dem jetzt die Rede ist.

Freiherr von Canstein, der Sohn des Churfürstlich = Brandenburgischen Oberhofmarschalls und Kammerpräsidenten dieses Namens, war am 15. Aug. 1667 zu Lindenberg, einem Gute, unweit Boßkau und Storkau in der Mittelmark geboren. Entschlossen, sich den Wissenschaften zu weihen, gieng er nach Frankfurt an der Oder, und als er hier den akademischen Kursus geendigt hatte, machte er eine Reise durch die vornehmsten europäischen Reiche und Länder. Nach seiner Rückkunft wurde er 1688 Churbrandenburgischer Kammerjunker, und einige Jahre nachher begab er sich als Volontair nach den Niederlanden. Eine tödtliche Krankheit, die ihn in Brüssel befiel, veranlaßte ihn zu dem Gelübde, sich aller weltlichen Bedienungen zu entschlagen, wenn er wieder genesen sollte. Er genaß wirklich, und blieb seinem Gelübde treu — aber es widersprach völlig seinen Grundsätzen, in einer geschäftlosen Muße die köstliche Zeit hinzubringen; vielmehr war ihm diese Muße ein mächtiger Aufruf, für Menschenwohl thätig zu seyn.

Canstein wählte die Universitätsstadt Halle zum Orte seines Aufenthalts und seines Wirkens. Hier lernte er Franke, den verdienstvollen Stifter der großen Waisenhausanstalt kennen, und der vertraute Umgang mit demselben beförderte bei ihm die angeerbte religiöse Stimmung und weihte ihn ganz in die Grundsätze des Pietismus ein, die er auch in seinem Lebenswandel nicht verleugnete. Das Studium der Bibel und die Ausübung frommer Werke der Wohlthätigkeit machten ihn seinen Zeitgenossen werth. Er wollte einen ascetischen Kommentar über das neue Testament schreiben, wovon aber nur die Harmonia evangelica erschien. Er machte es sich zur wesentlichen Angelegenheit, fromme Anstalten zu unterstützen, unterhielt verschiedene Mitglieder des Collegii sacrarum literarum in Halle, und vermachte dem hallischen Waisenhause sein Haus zu Berlin, seine Bibliothek und seinen Antheil an einem Kupferbergwerke. Das unvergeßlichste Denkmal aber seiner wohlthätigen und christlichen Gesinnungen ist die von ihm gestiftete Bibelanstalt in Halle.

Im März des Jahres 1710 ließ Canstein den Vorschlag öffentlich bekannt machen, wie sowohl die ganze Bibel, als besonders das neue Testament, um einen sehr wohlfeilen Preis den Armen könnte in die Hand geliefert werden, indem man so viele Lettern anzuschaffen gedächte, daß damit alle Bogen in dem neuen Testament und der ganzen Bibel ausgesetzt werden, und dieselben in ihren Formen stehen bleiben könnten, damit man bei den zu wiederholenden Auflagen nicht genöthigt würde, die Schriften aufs neue setzen zu lassen. Auf solche Art würde man das Setzerlohn ersparen, und da man nicht die geringste Absicht auf einen Eigennutz hätte, das neue Testament hoffentlich für zwey gute Groschen, die ganze Bibel aber für 6 gute Groschen weggeben können. Dabei würde es auch diesen

Nutzen haben, daß man die Druckfehler, welche allenfalls in der ersten Ausgabe mit einschleichen möchten, in den folgenden vertilgen, und also einen sehr genauen Abdruck der Bibel und des neuen Testaments herausbringen könnte.

Auf diese Nachricht liefen verschiedene milde Gaben zur Beförderung dieses Werks ein, allein das Wichtigste that vom Anfange an, Canstein selbst. Im Jahr 1711 wurde mit Gießung der Lettern zum neuen Testamente der Anfang gemacht. Weil es aber damit wegen der großen Menge etwas langsam hergieng, und inzwischen öftere Anfragen geschahen, ob nicht bald die wohlfeilen neuen Testamente und Bibeln zum Vorschein kämen? so entschloß man sich, eine und die andere Auflage auf sonst gewöhnliche Art, da man Schriften ablegt und aufs neue wieder setzt, drucken zu lassen, nur den Anfragenden damit eine Genüge zu thun, bis man im Stande seyn würde, beide Bücher nach dem ersten Plane fertig zu liefern. Es kam also im Jahr 1712 die erste Auflage des neuen Testaments von 5000 Exemplaren heraus, davon das Stück, natürlich mit Verlust, für zwey gute Groschen verkauft wurde. Im Jahr 1713 folgten vier Auflagen hinter einander von gleicher Anzahl; zu der letztern, die nunmehr in ihren Formen völlig ausgesetzt war und stehen blieb, kam noch der Psalter Davids hinzu. Der Preis von zwey Groschen wurde nun beibehalten, weil man jetzt kein Setzerlohn mehr bezahlen durfte. In eben dem Jahre 1713 wurde die erste Auflage der ganzen Bibel, auf eben die Art, wie die erste Auflage des neuen Testaments fertig, und zwar in gr. 8. mit etwas größerer Schrift. Da nach einer bequemen Handbibel beständige Nachfrage geschah, so brachte man die erste Auflage von 5000 Exemplaren im Jahr 1715 zu Stande, und da diese in kurzer Zeit völlig abgegangen war,

1716 die zweite und bald darauf noch in eben dem Jahre die dritte. In den folgenden Jahren sind sowohl die beiden, als das neue Testament in solcher Menge gedruckt worden, als man es wohl anfangs nicht vermuthet hatte. Es sind nemlich in dieser Bibelanstalt in dem Zeitraume von 1715 bis 1795 in den verschiedenen Formaten, in deutscher und böhmischer Sprache von der ganzen Bibel 1,670,333, von dem neuen Testamente, in besondern Abdrücken 863,890, von den Psalmen 16,000, von dem Buche Jesus Sirach 47,500 und von einem kleinen Gesangbuche für die Soldaten 105,000 Exemplare verbreitet worden. Vertheilt man diese Summe auf 84 Jahre, so findet sich, daß in einem jeden Jahre im Durchschnitt von der ganzen Bibel 19,884 Exemplare und von dem neuen Testamente an einzelnen und mit dem alten Testamente in Verbindung gedruckten, 30,181 Exemplare ausgegeben worden sind; ihrer ganz unverhältnißmäßigen Wohlfeilheit wegen, größtentheils doch wohl unter solche Menschen, die sich keine andere würden angeschafft haben; und kein anderes nützliches Buch zu lesen bekommen können, oder veranlaßt wurden! Wer mag nun die Summe von Ideen berechnen, welche durch dieses Institut in Umlauf gesetzt worden sind.

Unter Cansteins Verdiensten verdient auch dieß eine dankbare Erwähnung, daß er die kostspielige Unternehmung einer neuen, nach Handschriften berichtigten Ausgabe der hebräischen Bibel, welche unter Aufsicht des hallischen Dr. Michaelis herauskam, kräftig unterstützte, und den durch dieses Geschäft erschöpften Herausgeber selbst in Kost und Pflege nahm. Ruhig konnte der brave Baron am 19. Aug. 1719 in die Ewigkeit gehen, denn er hatte nicht umsonst gelebt.

Paul Olavides.

Spanischer Generalintendant.

Ein Mann von großen Fähigkeiten, viel Erfahrung und Weltkenntniß, von unermüdeter Thätigkeit und dem wärmsten Patriotismus. Er war im Jahr 1724 zu Lima, im Königreich Peru, in Amerika geboren. In jüngern Jahren durchreiste er mehrere Gegenden und Länder in Europa, und machte sich dadurch zu großen und wichtigen Unternehmungen geschickt. Endlich fixirte er sich in Spanien, und entwarf hier den weitaussehenden Plan, die große, bisher wüste, blos von Räubern und wilden Thieren bewohnte Bergkette, welche die Provinz Neucastilien von Andalusien, Cordava und Jean scheidet, und die unter dem Namen Sierra Morena bekannt ist, zu bevölkern und fruchtbar zu machen.

Ein Abentheurer aus Baiern, Namens Thürriegel, dem die Herbeischaffung von Einwohnern und die Aufsicht über sie aufgetragen wurde, lockte unter ungeheuern Versprechungen und Prahlereyen auf 6000 Menschen aus Schwaben und den Rheingegenden dahin; allein, da sie hinkamen, fanden sie sich getäuscht; das unfruchtbare Land gab ihnen, ungeachtet der König viel für sie that, kaum die nöthigsten Bedürfnisse, und eine Seuche riß einen großen Theil derselben ins Grab. Nun übernahm Olavides, der Generalintendant über diese Kolonien geworden war, die Voll-

endung des Kolonisationswesens, zog neue Pflanzer ins Reich, und fieng das große Werk mit aller möglichen Klugheit und dem besten Glücke an. Er schuf in 10 Jahren eine Wüsteney von 25 deutschen Meilen zu einem wahren Paradiese um. Zwei Jahre wurden angewandt, das Buschwerk auszurotten, um das Land urbar zu machen. Als dieses geschehen war, theilte Olavides das Land unter seine Kolonisten aus, und machte den Geist der Industrie unter ihnen auf alle Art rege. Er verschaffte hier beinahe 10,000 Familien Unterhalt.

Die Landstraße, welche diese neue kleine Kolonie durchschneidet, ist durchaus mit Häusern besetzt, die in gleicher Entfernung von einander stehen, und bei jedem liegen Wirthschaftsgebäude, Hof, Gärten und Ländereyen in der Nähe. Wenn man, vom Anfange der Kolonie an, drei deutsche Meilen gereist ist, kommt man in einen regelmäßig gebauten schönen Flecken von 200 Haushaltungen. Die Einwohner sämmtlich sind fleißige Ackersleute und Handwerker. Die Straßen im Flecken sind alle regelmäßig angelegt und man findet auch einen artigen Marktplatz, eine Kirche und ein bequemes Wirthshaus. Dann reiset man wieder drei Meilen weit durch eine ununterbrochene Reihe niedlicher Landhäuser, und findet abermals einen auf eben diese Weise gebauten Flecken. Nach einem abermals eben so weiten und eben so angenehmen Wege, trifft man eine neue Stadt an, welche la Carolina heißt, dem König Karl den Dritten zu Ehren. Sie ist ins Quadrat gebaut, die Straßen laufen sämmtlich parallel neben einander, und führen in der Mitte zu einem runden Marktplatz. Jedes Haus dieses angenehmen Orts hat einen Garten, der von der Straße durch ein eisernes Gitter geschieden ist, daher man auf der Straße die angenehmste Promenade zwischen Gärten hat. Die Einwohner bestehen

aus 6—7000 Seelen, die Manufakturen, Handwerke und Handlung treiben. Dieses ist die Hauptstadt der Kolonie. Sechs bis sieben Meilen weiter durch Landhäuser, und ein Paar, den vorigen ähnliche Flecken trifft man eine zweite Stadt, der vorigen ähnlich, aber kleiner, von 3 bis 4000 Einwohnern. Diese heißt Charlotte. Eine anderthalbtägige Reise auf einem eben so schön mit Häusern und Flecken besetzten Wege, kommt man zur dritten Stadt, welche Luisiana heißt. Die Gegend in diesem ganzen Striche ist mit Fruchtfeldern, Triften rc. bedeckt, und man kann sich nichts Rührenderes denken, als eine Reise durch diese Thäler zu thun, wo alles lebt und in Thätigkeit ist, und die noch vor wenig Jahren eine Wildniß und höchstens eine Wohnung wilder Thiere war. Und dieß alles war ein Werk, das Olavides als Generalintendant von Sevilla in kurzer Zeit zu Stande gebracht hatte.

Verdienste dieser Art erwecken den Neid und machen Feinde, besonders wenn der Unternehmer in manchen Hinsichten Blößen giebt, und das war hier der Fall. Olavides Sitten waren nicht die regelmäßigsten, und er bewies öfters eine Härte, die seinen Handlungen bei aller ihrer Nutzbarkeit oft den Reiz des Angenehmen und Liebenswürdigen nahm, der auch geringern Verdiensten einen so anziehenden Werth giebt. Am meisten verdarb er es mit der Clerisey, die ihn als einen Ketzer verdächtig machte, und die Regierung gegen ihn reitzte. Da man es nicht wagte, ihn unter seinen Kolonisten anzugreifen, die ihn als ihren Vater und Beschützer liebten, so lockte man ihn unter einem scheinbaren Vorwande nach Madrid. Ohne etwas zu fürchten, oder auch nur zu muthmaßen, reiste er nach der Hauptstadt, und wurde daselbst am 22. Nov. 1776 in der Nacht von dem Grafen von Mora, Major der Häscher der Inquisition, gefangen genommen. Man

machte ihm den förmlichen Proceß, und brachte eine große Menge von Beschuldigungen gegen ihn auf. Man warf ihm nemlich vor: er habe das Amt der Geistlichen gehindert, von den heiligsten Dingen verächtlich geredet, über die Mönche gespottet, den heiligen Augustin einen Schwabenkopf, und den Franziskanerorden ein elendes Institut genannt, u. dgl. m.

Diese Beschuldigungen dünkten den Glaubensrichtern in Spanien wichtig genug, wider einen angesehenen und verdienstvollen Mann eine sehr harte Sentenz zu fällen. Nachdem er über ein Jahr lang im Gefängniß geschmachtet hatte, beschloß das heilige Gericht, ihn als einen förmlichen Ketzer zu verurtheilen, alle seine Güter zu konfisciren, ihn aller Würden und Ehrenstellen unwürdig und verlustig zu erklären, ihn von Madrid, von der Sierra Morena, von Lima und Sevilla auf 20 Meilen in die Runde zu verweisen, und auf 6 Jahre in ein Kloster einzusperren, wo er täglich das Glaubensbekenntniß des P. Seneri lesen, und alle Monate zur Beichte und Kommunion gehen sollte. Der König wagte es nicht, dieses harte Urtheil zu mildern, aber Olavides fand Gelegenheit, nachdem er einige Zeit gefangen gesessen hatte, aus einem Lande zu entfliehen, dessen Wohlthäter er gewesen war. Er gieng nach Frankreich, und der spanische Bothschafter am französischen Hofe, Graf von Aranda, nahm ihn zu seinem Secretair an. In der Folge hielt er sich zu Toulouse auf, und während des Schreckensfystems war er in großer Gefahr, sein Leben zu verlieren. Jetzt soll er gestorben seyn.

Johann Paul Marat.

Mitglied des Nationalkonvents.

Marat, dieser berüchtigte Mensch, wurde 1743 in einem kleinen Dorfe im Fürstenthum Neufchatel geboren. Schon in seinem Kindesalter zeichnete er sich durch ein seltsames Betragen, vorzüglich aber durch seine Wuth in Vertheidigung seiner Meinungen und Behauptungen aus, welche immer sonderbar und höchst übertrieben waren. Er studirte die Arzneiwissenschaft, ward Arzt der Leibgarden der Grafen von Artois, und machte sich in der Medizin durch Marktschreierkünste, in der Physik durch lächerliche Hypothesen berüchtigt, die er mit Gewalt zu behaupten sich bemühte. So suchte er einigen Journalisten Processe an den Hals zu werfen, weil sie seine vorgeblichen Entdeckungen entweder nicht lobten, oder anzuzeigen sich weigerten, und zog eines Tages, beim Herausgehen aus einer Vorlesung des Professor Charles, der seine physikalischen Abgeschmacktheiten widerlegt hatte, den Degen gegen ihn. Professor Charles, auf diese Provokation keineswegs gefaßt, hatte von allen physischen Instrumenten nur das simpelste zur Hand; indeß da er keinen großen Apparat gewohnt war, und Marat das Experiment auf der Stelle verlangte, so gab er es ihm zwischen die Ohren mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß Ma-

rat wahrscheinlich da auf seine neue Theorie des Lichts gerieth. Er glaubte Newton überwunden zu haben; dem zu Folge übergab er zwei Preise, jeden von 50 Louisd'or, einen der Akademie zu Lyon, den andern der zu Rouen.

Die Akademiker zu Rouen, weil keiner von ihnen Physik verstand, und auf die vorgelegten Fragen niemand als Marat selbst geantwortet, standen ihm den Preis zu, womit er nicht ermangelte, sich in allen in- und ausländischen Journalen bekannt zu machen. Die Akademie von Lyon hingegen, besser mit der Materie bekannt, gab die 50 Louisd'or einem andern, so daß Marat nicht einmal das Accessit bekam. Cholerisch, wie der kleine Mann war, ergrimmte er nothwendig darüber; er beschuldigte die Akademie, nach Gunst gehandelt zu haben, um seine neue Theorie zu unterdrükken, und forderte gerichtlich sein Geld zurück, welches ihm aber von den Richtern abgeschlagen wurde.

Für diesen Verlust hielt ihn eine Wasserkur, seine Erfindung, schadlos, mit der er bei den Damen von Versailles sein Glück machte. Die Kur besaß eine Schönheit und Jugend verlängernde Kraft, und kostete 6 bis 800 Livres, während der drei Wochen, die sie dauerte. Das Wasser diente nicht nur zum Trinken und Baden, sondern Gabeln, Messer, Teller, alles Leinenzeug bis auf die Servietten, Tisch- und Betttücher mußten darin gewaschen, und die Speisen darin gekocht werden. Eine Dame, bei der das Kurbedürfniß und der Glaube noch kräftig waren, als letztere schon bei allen übrigen zu sinken begann, nahm ihn ins Haus, um daraus zuerst ihren Gemahl, und nachher auch sich selbst vertreiben zu lassen.

Marat,

Marat, dieses seltsam organisirte Unthier, besaß eine unerhörte Stärke, physischen Schmerz zu ertragen. Im März 1792, da ihm die Häscher an allen Ecken auflauerten, ohne ihn unglücklicher Weise zu ertappen, und er jede Nacht sein Lager wechselte, bald auf einem Heuboden, bald in einem Keller hauste, wurde ein katalonischer Dentiste zu einem Unbekannten gerufen. Es war Marat, der sich ihm auf Ehre und Gefahr zu erkennen gab; er fand ihn mit einem aufs scheuslichste angefaulten Kinnbacken, und sah sich genöthigt, eine Operation vorzunehmen, deren unsäglichen Schmerz Marat mit einer Kaltblütigkeit ertrug, von welcher der Wundarzt, der nicht selten Knochen zersägt hat, mit Bewunderung redet. Seine Maitresse glich ihrem Liebhaber von dieser Seite vollkommen.

Im Anfange der Revolution machte Marat wenig Aufsehen, ob er sich gleich bald durch phantastische Revolutionsschriften auszeichnete. Aber zur Zeit der konstituirenden Versammlung hielt man sie für zu toll, als daß sie auf irgend einen vernünftigen Menschen Eindruck machen sollten; darüber zu lachen, glaubte man, sey das beste Mittel sie unwirksam zu machen. In der That fand auch damals Marat selbst unter der gemeinen Volksklasse noch nicht vielen Beifall; jemehr aber die Nation und besonders das gemeine Volk erhitzt wurde, desto mehr fand auch Marat Eingang. Oefters warnte man ihn zwar, seine Verleumdungen und grausamen Rathschläge zu unterlassen, ja mehr als einmal wurde er selbst deswegen gerichtlich belangt, und sollte gefangen genommen werden; er aber wußte immer seinen Verfolgern zu entgehen. Seinetwegen wollte man die Preßfreiheit nicht einschränken, und so

schrieb Marat seinen Volksfreund, der besser Volksfeind geheissen hätte, mit immer größerer Unverschämtheit fort, je mehr sich sein Anhang vergrößerte. Sein Einfluß wurde 1792 immer mehr sichtbar. Von Robespierre und einigen andern Häuptern der Sanskulottenparthey unterstützt, suchte er anfänglich den, von Brissot und seinem Anhange gegen Oestreich entworfenen Krieg zu verhindern. Er hoffte dadurch nicht nur dem Pöbel zu gefallen, sondern er mußte auch befürchten, durch den wahrscheinlichen Zug des größten Theils seiner Anhänger in den Krieg, seine Parthey in Paris zu sehr geschwächt zu sehen, und dadurch auf den Nothfall ihrer Unterstützung entbehren zu müssen. Ein besonderes Geschäft machte er sich auch um diese Zeit daraus, den General la Fayette zu verleumden, weil er sich den Absichten der Jakobiner entgegensetzte.

Marat war es, der öffentlich rieth, den größten Theil der National-Versammlung aus dem Wege zu räumen. Als er dafür gestraft werden sollte, hielten ihn seine Freunde versteckt, und er schrieb seinen Volksfreund fort, und bereitete dadurch die Scenen des 10ten Augusts vor. Er veranlaßte als Mitglied des Aufsichtsausschusses der Stadt Paris jene nächtlichen Haussuchungen, bei welchen eine ungeheure Menge Menschen gefänglich eingezogen wurden, und als die abscheulichen Septembertage erschienen, an denen von einigen gedungenen Mördern mehrere tausend Menschen mit kaltem Blute gewürgt wurden, da spielte das Ungeheuer, Marat, in Verbindung mit Robespierre und andern, eine wichtige Rolle. Er schäumte vor Wuth, als das Niedermetzeln aufhörte.

Indessen erhob sich eine mächtige Parthey gegen Marat und seinen Anhang, die Brissotiner. Diese hatten bald das Glück, sowohl durch ihre überlegenen Talente, als durch die Güte ihrer Sache den größten Theil der Departements auf ihre Seite zu bringen; nicht so gut aber gelang es ihnen in Paris, wo ihre Gegner, Robespierre, Danton und Marat, in Vereinigung mit der Municipalität, die Oberhand erhielten, und es endlich dahin brachten, daß die Brissotiner größtentheils das Blutgerüst besteigen mußten. Den Proceß Ludwigs des Unglücklichen betrieb keiner mit größerem Eifer und stärkerer Wuth, als Marat. Er konnte seine teuflische Freude gar nicht verbergen, als Ludwig vor dem Konvente zum Verhör erscheinen mußte. Die Hinrichtung dieses guten Monarchen lag ihm so sehr am Herzen, daß er sich mit seinen Genossen verschwor, Falls der Konvent ihm nicht das Todesurtheil spräche, die Ermordung desselben mit Gewalt durchzusetzen. Nach dem Tode des Königs wüthete Marat unaufhörlich fort. Er erregte im Konvente oft die entehrendsten Auftritte, und als die Versammlung es wagte, ein Arrestdekret gegen ihn zu geben, war sein Gang zum Gefängniß, und von da zum Verhör, ein wahrer Triumphzug, und der Jubel des Pöbels wurde allgemein, als Marat freigesprochen wurde.

Endlich aber kam die Stunde dieses Frevlers. Die Hinrichtung, Einkerkerung und Verjagung einer Menge von Deputirten aus den Provinzen, am 31sten May, brachte viele Departements, besonders in Bretagne und der Normandie, gegen den Konvent auf; sie beschlossen, eine bewaffnete Macht nach Paris zu

senden; und die Stadt Caen im Calvados = Departement sollte der Mittelpunkt ihrer Vereinigung seyn. Charlotte Corday, ein junges heldenmüthiges Mädchen aus Saturnin les Vigneaux, war hier Augenzeuge von den mannigfaltigen Auftritten des regen Eifers der dortigen jungen Mannschaft, gegen die Anarchisten in Paris loszubrechen; ihr Unwille gegen den Urheber all des Unglücks, Marat, stieg auf das höchste, sie nahm sich vor, durch die Hinrichtung des Ungeheuers den verheerenden Bürgerkrieg abzuwenden, reiste nach Paris, und machte am 13ten Jul. 1793 dem Leben des Unmenschen, der eben im Bade saß, durch einen gut ausgeführten Messerstich ins Herz, ein Ende.

Nach seinem Tode wurde er von seinen Anhängern allgemein betrauert und fast vergöttert. In der Folge aber, da die Nation durch die kostbarste aller Erfahrungen, durch Schaden, belehrt worden war, wurde er als derschrecklichste Prediger des Terrorismus allgemein verflucht.

Franz Athanas Charette.

General der Vendeer.

Charette war zu Couffe in Bretagne 1763 von reichen adelichen Aeltern geboren. Seine Vorfahren hatten sich in der Magistratur und im Soldatenstande ausgezeichnet. Er wählte diesen letztern, und der Seedienst, der tiefere Studien und anhaltendern Fleiß fordert, paßte weit besser für den kalten und raisonnirenden Charakter Charettes. Kaum hatte er das 16te Jahr erreicht, als er schon in allen Prüfungen, durch welche die Zöglinge dieses ausgezeichneten Korps gehen mußten, sehr wohl bestand.

Als Frankreich an dem amerikanischen Kriege gegen England Theil nahm, wurde er auch dahin gesandt und zeichnete sich durch unerschrockenen Muth und eine uneigennützige Menschlichkeit aus. Als die Revolution ausbrach, verließ er den Seedienst und begab sich in den Schooß seiner Familie zurück: aber dieser wurde er bald wieder entrissen. Durchdrungen von den Grundsätzen der Religion und wie alle Bretagner ganz für seinen Monarchen eingenommen, konnte er unmöglich nach dem Ausbruche der Revolution das Verfahren der gesetzgebenden Versammlung billigen.

Durch die Requisitionen zur Verzweiflung gebracht, hatte sich ein gewisser Perückenmacher Gaston an die Spitze der Mißvergnügten gestellt, um wieder die alte Ordnung der Dinge in Bretagne einzuführen. Dieser blieb bald in einem Gefecht. Charette übernahm nun das Kommando: Bonchamp, Delbe, la Roche Jaquelin, Stofflet und andere mehr führten kleinere Korps an.

Der Konvent, beunruhigt durch diese Bewegungen, läßt einige Bataillonen marschiren, in der Ueberzeugung, daß Kriegszurüstung allein hinreichen wird, diese Volkstruppen zu zerstreuen, welche in jedem Dorf existirten. Der Widerstand, den diese Truppen erfuhren, bestimmt den Konvent, heftigere Mittel zu gebrauchen; der Schrecken geht seinen Truppen vor, jedes Haus, wo man nicht die Chefs der Familie findet, wird von oben bis unten geplündert, das Vieh wird weggeführt, und die Frauenzimmer werden aufs äußerste gemißhandelt. Um sich gegen jeden zu decken, entschlossen sich die Royalisten, ihren Feinden Vorschläge zu thun; sie verlangten vorläufig, daß man ihnen ihre Priester wieder gebe, freien Gottesdienst zugestehe, und sie von den Requisitionen befreie. Nein, antwortete man ihnen, Unterwerfung oder Tod! Dieses Wort ist das Zeichen des Gemetzels, die republikanischen Truppen haben von nun an mit Wüthenden zu streiten, die ein gewisser Tod nicht zurück halten kann; sie stürzen sich in die geschlossenen Reihen ihrer Feinde, bemächtigen sich ihrer Waffen, ihrer Kanonen, und gebrauchen sie um ihre Siege vollständiger zu machen.

Diese ersten glücklichen Versuche vermehren die königlich gesinnte Armee außerordentlich, die unterdrückten

Kantone verlangten ihre Hülfe und bieten an sich mit ihr zu vereinigen. Bald ist ein weites Land durch ihre Tapferkeit erobert, und die Ruhe schien zurück kehren zu wollen. Es wurde ein allgemeiner Rath niedergesetzt, um die Plane zu leiten und für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen; jede Pfarrey hatte einen besondern Rath, der mit dem allgemeinen korrespondirte, die Proklamationen, die Erhebung der Abgaben, alles, was Regierungssachen betraf, geschah im Namen Ludwigs des Siebenzehnten.

Die ungefähr 60,000 Mann starke königliche Armee theilte sich in vier Korps und kam von Sieg zu Sieg nach Saumur; Schweizer und Deutsche, die hier als Gefangene aufbewahrt waren, wurden in Freiheit gesetzt und ein besonderes Korps aus ihnen errichtet, welches um Charette war. Der Konvent, der verzweifelte, die Royalisten durch das Schwert zum Gehorsam zu bringen, entschloß sich, das Feuer dazu anzuwenden. Durch das Dekret vom 4. Aug. 1793 befahl er: die Schlösser, Dörfer, Wälder, welche dieselben inne hatten, sollten verbrannt, die Fruchtfelder abgeschnitten und ins Innere der Republik gebracht werden. Eine unermeßliche Volksmenge kommt nun um, mehr als 20 Stunden in der Runde werden ein Raub der Flammen, und Weiber, Kinder, Greise flüchten sich zu den Royalisten. Soviel unnütze Arme waren eine große Last für sie, denn sie verzehrten ihre Lebensmittel, hinderten ihre Bewegungen und waren bald die Ursache ihrer Niederlage an dem Tage bei Mons.

Charette war nicht bei dieser unglücklichen Expedition, er bewachte das linke Loireufer an der Spitze von 25,000 Mann gegen eine feindliche Macht von

100,000. Die Einnahme von Machecoul, wo er verwundet und ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, öffneten ihm den Weg zu neuen Lorbeern. Er durchstreifte die Küste und bemeisterte sich mit Hülfe von Kähnen und Flössen, die seine unermüdeten Truppen bauten, der Inseln Bouni und Noirmoutier, wo der Feind große Magazine von Lebensmitteln und Munition aufgehäuft hatte. Die Royalisten hofften ihren Waffenplatz daraus machen zu können, allein die republikanischen Truppen vertrieben sie endlich wieder, und der Zurückzug war für sie sehr gefährlich, allein durch Charettes Beispiel ermuntert, geschah er glücklich.

Nun kam die Mainzer Garnison in der Vendee an, und so hoffte der Konvent bald die Royalisten zu Paaren getrieben zu sehen; allein Charette nimmt als ein geschickter General vortheilhafte Stellungen, vertieft sich in die Gebüsche und zieht sich in engen Grenzen derselben zurück; der Feind folgt ihm hitzig auf dem Fuß, weil er glaubt, er suche ihn zu vermeiden; kaum ist er in dieses beschwerliche Land eingerückt, so wird ihm seine Artillerie unnütz, jeder Schritt, den er macht, ist eine vorbereitete Schlinge; unaufhörlich angefallen von Bauern, die alle Wege und Stege kennen, will er sich zurück ziehen, aber es ist nicht mehr Zeit, die Wege sind abgebrochen und der größte Theil derselben kömmt durch das Schwert der Vendeer oder durch Elend um. Ein entsetzliches Blutbad überschwemmte dieses unglückliche Land, und überall sah man Scenen des Grausens und Entsetzens, bei denen dem Menschenfreund das Herz blutete.

Die Niederlagen bei Mons, die Gefechte von Grandville und einige andere hatten die royalistische

Armee am rechten Ufer der Loire ungemein geschwächt; Charette schickte unverzüglich einige Offiziere dahin ab, um die Trümmer derselben zu sammeln; Stofflet war unter dieser Zahl und wurde hernach der Chef davon. Diese Theilung schwächte schon den Charette; Chatelineau setzte Bretagne in Aufstand und die Vendeeische Armee verschaffte dazu Kommendanten; andere royalistische Versammlungen, die unter dem Namen Chouans bekannt wurden, vereinzelten die Kräfte und boten keine furchtbare Masse mehr dar. Dieß waren ohne Zweifel die Ursachen der Unglücksfälle, die jetzt die königlich gesinnten Armeen erfuhren, und welche allmählig ihre Auflösung und Zerstörung zur Folge hatten.

Der Nationalkonvent, der nach dem Sturze Robespierres ohnehin zu gelinden Maaßregeln griff, ließ den 2. Dec. 1794 eine allgemeine Amnestie für die Vendeer verkündigen: allein sie wurde dort gar nicht bekannt, bis der Konvent im Februar 1795 drei gemäßigte Deputirte dahin schickte, und ein Bürger von Nantes den gefährlichen Auftrag übernahm, den Schluß des Konvents in das Hauptquartier des Generals der Venedee zu überbringen. So hatte am 12ten desselben Monats eine Zusammenkunft zwischen Charette und den Repräsentanten statt. Unter den Kanonen von Nantes ward ein Zelt aufgeschlagen, worin am 17. Febr. endlich der Friede zwischen den Royalisten und Republikanern zu Stande kam. Charette ritt auf seinem stolzen weißen Pferde unter dem Donner der Kanonen und dem allgemeinsten Freudengeschrei in Nantes ein.

Allein die Freude dauerte nicht lange; von beiden Seiten wurden die Friedensbedingnisse nicht gehalten, und der Krieg brach neuerdings aus. Charettes Armee war durch die frühern glücklichen und unglücklichen Gefechte sehr geschwacht worden; er fand jetzt mehr Schwierigkeit, sie zu rekrutiren, und wurde gezwungen, sich in engere Grenzen einzuschließen. Er wollte über die Loire setzen und die Landung auf Quiberon ausführen und schützen helfen, aber es gelang ihm nicht. Die Republikaner rückten nun in zahlreichen Haufen immer mehr vor: Charette, von allen Seiten gedrängt, will eine vortheilhafte Stellung nehmen, doch beim Rekognosciren wird er von den Feinden umringt, schlägt sich zuvor durch, erhält aber drei Wunden. Das Blut, das er dabei verlohr, hatte ihn so sehr geschwächt, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte, sondern in einem nahen Gehölze liegen bleiben mußte. Hier wurde er von den Republikanern entdeckt, nach Nantes abgeführt, und da am 29. März 1796 erschossen.

Süß Oppenheimer.

Herzogl. Würtemb. Geheimer-Finanzminister.

Ein Kniffgenie, das den Lohn seiner Thaten am Galgen fand, geboren zu Heidelberg 1692. Seine Voräl- tern standen bei dem kaiserl. Hofe in großem Ansehen, und hatten sich durch Lieferungen für die Armee, Geld negociren und dergleichen, ein beträchtliches Vermögen erworben. Der junge Süß legte sich mit großem Fleiß auf die Kenntniß des Handels, des Geldwechselns und der damit verbundenen Vortheile, wobei ihm ein überaus glückliches Genie und ein natürlich scharfer Verstand sehr gute Dienste leistete. Sein Dichten und Trachten war allein auf Erwerb und Wucher gerichtet, und einige glückliche Unternehmungen spornten ihn immer stärker, auf dieser Bahn fortzugehen. In dieser Absicht besuchte er die angesehensten Handelsplätze, Frankfurt, Amsterdam und Wien.

Durch verschiedene Geldnegotiationen erwarb sich Süß die Gunst des Prinzen Karl Alexander von Würtemberg, und als dieser 1733 zur Regierung kam, wurde der Jude bald die bedeutendste Person im Lande. Anfangs erschien er blos als Mäkler am Hofe, aber mit zunehmendem Kredit beim Herzog erhielt er die Direk-

tion des Münzwesens. Dann wurde er zum Residenten, und endlich zu dem Range eines geheimen Finanzraths und Kabinetsministers erhoben, zu welcher Höhe vor ihm noch kein Jude in Deutschland gestiegen war.

Das Würtembergische Land war damals mit einer Menge Abentheurer angefüllt, die mit einem verschlagenen Kopf und geldhungrigen Herzen herumzogen, und überall ihr Glück versuchten, wo sie nur einigen Schein dazu erblickten. Süß wählte die Geschicktesten aus ihnen, um ihn bei seinen Amtsgeschäften zu unterstützen. Er empfahl sie den Herzog als Leute von großen Talenten, und brachte es dahin, daß die meisten Stellen der Regierung mit ihnen besetzt wurden. Im Vertrauen auf diese Gehülfen und auf die Ergebenheit des Herzogs fieng er nun an, seine Plane auszuführen. Vor allem richtete er sein Augenmerk auf das Münzwesen. Bisher waren die baierischen Münzsorten im ganzen Würtemberger Lande vollgültig und standen im besten Kours. Baiern zog hievon um so beträchtlichere Vortheile, da die meisten deutschen Münzhöfe damals gleichsam schließen. Gelockt von diesem Gewinn, errichtete Süß in Frankfurt ein großes Comptoir, kaufte Gold und Silber zusammen, und ließ in neun Monaten allein in seiner Münze über 17 Millionen Gulden ausprägen. Während des damaligen polnisch = französischen Krieges brachte er eine Menge Karolins in Kours, die unter dem Gehalt waren, und um den Herzog zu blenden, sandte er ihm mehrmals beträchtliche Summen von Gewinn. Dadurch stieg er so hoch in der Gunst desselben, daß er ihn zu seinem geheimen Finanzminister ernannte, und der jüdischen Nation in seinen Staaten große Freiheiten einräumte. Das deutsche Münzwesen gerieth aber in wenig

Jahren durch Süßens Betrügereien in eine solche Verwirrung, daß der Kaiser und das Reich die ernstlichsten Maaßregeln ergriffen, um dem Unwesen zu steuren.

Als diese Quelle zu vertrocknen anfieng, hatte Süß sogleich neue Mittel in Bereitschaft sich immer mehr zu bereichern. Der Herzog hatte beim Antritt seiner Regierung sogenannte Landkommissarien ernannt, welche über das Betragen der Beamten wachen mußten. Diese Kommissarien erhielten ihre Instructionen allein von Süß, mußten ihm allein Bericht abstatten, und in zweifelhaften Fällen neue Befehle von ihm einholen. Es kamen eine Menge falscher Anklagen gegen die Beamten zum Vorschein, und Rechnungen, die bereits vor mehrern Jahren abgenommen worden, mußten aufs neue revidirt werden. Beim kleinsten Irrthum mußten ungeheure Strafgelder bezahlt werden, und den Raub theilte Süß mit den Kommissarien. Kein Reicher war mehr seines Vermögens sicher, und mancher opferte mehrere Tausende auf, um einen verderblichen Proceß zu entgehen. Wurde ein Beamter seiner Stelle entsetzt, so erhielt sie der Meistbiethende. Viele Beamte kamen der ihnen drohenden Untersuchung durch freiwillige Erlegung sehr großer Summen zuvor, die Kommissarien nahmen das Geld, verkauften ihre Stellen an andere, und verhalfen den erstern zu einer kärglichen Bedienung an der fürstlichen Kanzlei, oder verschafften ihnen Titel, die wenig eintrugen. So wurden in kurzer Zeit auch die Kanzleistellen mit Süßens Kreaturen besetzt, die nun alles aufboten, sich ihrem Beschützer gefällig zu machen. Jedem, der einen Dienst erhielt, foderte er eine Geldsumme ab, die dem Vermögen des Kompetenten und dem Ertrag der Stelle angemessen war. Durch

ein gedrucktes Rescript übergab ihm der Herzog das ganze Fach der Dienstbesetzungen und der dafür zu erlegenden Taxen, und sprach ihn öffentlich von aller Verantwortlichkeit frei.

Der Handel mit Salz und Wein gehörte vermöge alter Verträge gewissen Städten und Dorfschaften frei, bis Süß die Ein- und Ausfuhr beider Produkte an eine Kompagnie seiner Genossen pachtete, die ihm dafür große Summen bezahlen mußten. Er führte eine Tobackspacht ein, und zwang die Kaufleute, allen Toback allein von seinen Pächtern zu nehmen. Niemand durfte Lederwaaren ins Land bringen, der nicht durch ein besonderes Privilegium dazu berechtigt war, und diese Freiheit mußte von Süß erkauft werden; nicht anders gieng es mit der Ausfuhr der rohen Häute, mit dem Holzhandel, Stempelpapier und Spielkarten. Das Holz wurde im Preis erhöht, und die Forstbedienten waren lauter Kreaturen von Süß, folglich wurde der Bürger und Bauer von allen Seiten gepreßt. Desto mehr hoben die Juden ihr Haupt empor; ganze Karavanen derselben zogen ins Land, erhielten wichtige Aemter, und trotzten sogar den fürstlichen Beamten und Dienern, die es sich einfallen ließen, sie einzuschränken.

Um gänzlich Herr über das Vermögen der Unterthanen zu werden, schlug Süß dem Herzog die Einrichtung eines neuen Vormundschafts- und Pupillenkollegiums vor, und wirkte ein Rescript aus, vermöge dessen jedes Ehepaar das Inventarium ihres Eingebrachten und Ererbten an die Behörde einschicken mußte. So erfuhr man genau den Stand des Vermögens eines jeden, und konnte nachher die Steuern und Erpressungen darnach abmessen. Denn wenn sich das Ver-

mögen mit der Zeit vermehrte, so wurden Untersuchungen angestellt, ob dieß auf eine erlaubte oder unerlaubte Art geschehen, fand man es hingegen vermindert, so wollte man die Ursachen davon wissen; in beiden Fällen entstanden häufige Prozesse, die sich zuweilen mit Einziehung der Güter, oder ansehnlichen Strafen endigten.

Das ganze Land war gegen Süß und dessen Gehülfen aufgebracht, aber die dringendsten Vorstellungen und die lautesten Klagen blieben ohne Wirkung. Die Einkünfte des Landes giengen durch Süßens Hände, und die Landschaft war dadurch beinahe gänzlich aus aller Funktion gesetzt. Um ihr den letzten Stoß zu geben, und der täglich überhand nehmenden Unzufriedenheit des Volks vorzubeugen, schlug Süß dem Fürsten vor, dem Volk seine Waffen und Gewehre abnehmen zu lassen, und das Militair zu vermehren. Das letztere geschah, das erstere hingegen mußte aus Besorgniß einer offenbaren Empörung unterbleiben. Die Bedrückungen und Besteurungen hingegen nahmen immer zu. Oefters wurden den herzoglichen Beamten ihre Besoldungen zurückgehalten, und als häufige Klagen deswegen einliefen, schlug sich Süß wieder ins Mittel, und erbot sich, die Besoldungen vorzuschießen, dagegen mußten sie ihm von jedem Gulden einen Groschen abgeben. Früchte und Wein wurden nach Kammertaxe zu Geld angeschlagen, und dann ein Groschen vom Gulden abgezogen. Die Schornsteine und ähnliche Dinge wurden mit Abgaben belegt, und was Süß selbst nicht ersann, flößten ihm seine Kreaturen ein, denn da sein Name ein Palladium war, hinter welchem jeder Schutz und Sicherheit fand, so fand er überall dienstfertige Köpfe und Hände.

In der Zeit seines größten Flores wurde das berühmte Karneval am Hof zu Stuttgardt eingeführt, welches damals in Deutschland an Glanz und Pracht seines Gleichen

nicht hatte. Süß benutzte dieß sowohl zu seinem Vergnügen als zu Vermehrung seines Vortheils; denn kein Kaufmann durfte es wagen, Maskenkleider zu verkaufen. Süß und seine Juden eigneten sich diesen Handel allein zu, versahen den ganzen Hof und die Stadt mit dergleichen, und da diese Lustbarkeiten etwas Neues waren, so drängte sich alles zu, um Theil daran zu nehmen. Um diese Redouten noch mehr zu beleben, und für alle zu sorgen, errichtete er kleine und große Lottorien von Silbergeschirr, Spiegeln, Seiden- und Galanteriewaaren, Porzellan u. s. w. wodurch Leute aller Stände angelockt wurden, ihr Geld zu wagen, und Süß, der die Unternehmung dirigirte, sah mit Vergnügen, wie mit jedem Maskenball ein Theil des Vermögens der Theilnehmenden in seine Börse floß. Viele Personen, die gar keinen Geschmack daran fanden, sahen sich gezwungen, diesen Lustbarkeiten aus Politik beizuwohnen, weil man das Wegbleiben als eine Versündigung gegen den Hof ansah.

Unvermuthet machte der plötzliche Tod des Herzogs (den 12. März 1737) der Sclaverey des Landes und Süßens Herrlichkeit ein Ende. Dieser Günstling des Glücks wurde sogleich mit vielen seinen Genossen in Fesseln gelegt, es erhoben sich die lautesten Klagen von allen Seiten, und alle seine Rechtfertigungen waren nicht im Stande, ihn dem Strange zu entziehen, den er zum Lohn seiner Verbrechen empfieng. Viele seiner Glaubensbrüder, die im ganzen Lande zerstreut waren, wurden aufgesucht, in Verhaft genommen und auf verschiedene Weise bestraft. Selbst die Unschuldigen mußten zuweilen durch Soldaten gegen die Wuth des aufgebrachten Pöbels geschützt werden.

Register
über
beide Bände
der
Charakter-Zeichnungen.

Die römische Zahl bezeichnet den Theil und die arabische die Seite desselben.

A.

B.

Ee

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

